

Wanderungen
in
Tirol und Vorarlberg
2. Theil.

Wanderungen in Tirol

von

Ludwig von Hörmann.



Verlag der Wagner'schen Univ.=Buchhandlung in Innsbruck.

1897.

Wanderungen in Tirol und Vorarlberg

von

Ludwig von Hörmann.

Zweiter Band.

Wanderungen in Tirol.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1897.

Wanderungen in Tirol

von

Ludwig von Hörmann.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1897.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Seinem lieben Freunde

Anton E. Schönbach

in alter Treue

zugeeignet.

Vorwort.

Gleich den kürzlich erschienenen „Wanderungen in Vorarlberg“ sollen auch die „Wanderungen in Tirol“, ihr Seitenstück, kein Reisehandbuch sein, sondern nur den Zweck haben, dem Leser einige der schönsten Thäler des Landes vor Augen zu führen. Ich habe deshalb absichtlich größtentheils solche Partien gewählt, welche von anderen Schriftstellern, wie Steub, Noë, Zingerle, weniger berücksichtigt wurden. Leider geboten es Raum und Zeit, manchen Punkten, zum Beispiel Hall, eine knappere Würdigung angedeihen zu lassen, als sie es verdienten; manche andere, zum Beispiel das reizende Schwaz, Waldrast, Heilig-Wasser 2c., konnten aus demselben Grunde keine Berücksichtigung mehr finden und mussten für ein weiteres Bändchen zurückgelegt werden.

Da diese Schilderungen zu verschiedenen Zeiten, meist in den Ferien, entstanden sind, tragen sie selbstverständlich nicht immer die gleiche Stimmung.

Was sich seit der Zeit der Abfassung geändert hat, habe ich, soweit möglich, berücksichtigt, so dass das jeweilige Landschaftsbild jedenfalls den gegenwärtigen Verhältnissen ziemlich entspricht.

Einen Irrthum, der sich Seite 271 eingeschlichen, will ich gleich hier berichtigen, dass nämlich der wackere Gastwirt Mutschlechner in St. Vigil, den ich noch als lebend anführe, unterdessen bereits das Zeitliche gesegnet hat.

Freundliche Auskünfte und Berichtigungen verdanke ich dem thal- und gebirgskundigen Herrn Hofrathe Julius Ritter v. Ficker, Herrn Hofrathe Christian Schneller, Herrn k. k. Statthaltereirathe Dr. J. Majoni, ferner den Herren Professoren Dr. Josef Blaas, Dr. Adolf Hueber, Dr. Josef Mitteregger, Dr. v. Ottenthal, Dr. Josef Schorn, Dr. Josef Seemüller, Dr. Anton Zingerle, endlich dem Hochw. Herrn Benefiziaten Josef Hammer und Herrn Sanitätsrathe Franz Waldner.

Inhalts-Verzeichnis.

Wanderungen in Tirol.

Das Hofer-Monument auf dem Berge Isel.

Von würziger Harzluft umstrichen und von Vogelsang umtönt, steht das eherne Colossalbild Andreas Hofers auf der Höhe des Berg Isels und schaut durch die Tannenlichtung, die ihm verständige Hand gehauen, hinab in die Gassen der marianischen Stadt. Wenn man die markige Gestalt des Sandwirts, das gewaltige Denkmal einer gewaltigen Zeit, in seiner imponierenden Schlichtheit betrachtet, wie er unerschütterlich dasteht, den ausdrucksvollen Kopf etwas vorgebeugt, mit der Linken die Fahne haltend, mit der Rechten auf Innsbruck weisend, dann packt den Beschauer unwillkürlich ein Gefühl von Ehrfurcht und scheuer Bewunderung.

Das ist allerdings kein Salon-Hofer; er hat auch so gar nichts Akademisches an sich, ja es fehlt dem Bilde sogar der gewisse ideale Zug, der andern Hofer-Statuen, so der bekannten in der Franziskanerkirche, anhaftet; darum berührt auch der erste Anblick dieses Standbildes in Auffassung und Darstellung etwas befremdend; das Auge hat sich zusehr an die traditionelle Hofer-Gestalt gewöhnt. Schaut man aber den Natter'schen Hofer länger an, um so wahrer erscheint er. Freilich ist diese massige Gestalt mit dem gedrungenen Nacken und der ent-

schlossenen Haltung mehr als blos der gutmüthige, vom Vertrauen des Volkes getragene Sandwirt; es ist zugleich die Verkörperung des urwüchsigen Tirolerthums, das eherne Symbol jener unwiderstehlichen elementaren Volkskraft, die sich anno Neun lawinenartig von den Höhen zu Thal wälzte und die „Fremden" aus dem Lande warf.

Und doch fehlt etwas.

Dieses Auge, das kühn vor sich hinblickt, scheint etwas zu suchen und die ausgestreckte Rechte, welche energisch den Stürmern das Ziel weist, scheint zu fragen: Wo sind meine getreuen Kampfgenossen von damals, der feurige Haspinger und der verwegene Speckbacher, wo die Eisenstecken, Aschbacher und Wintersteller, wo die Blutzeugen für Kindesliebe und Wahrheit Peter Siegmair und der treue Wirt an der Mahr? Wohl ist bei der feierlichen Enthüllung des Hofer-Denkmals im Jahre 1893 der ganze Tiroler Heerbann, Hüte und Stutzen schwingend, jubelnd und jauchzend an ihm vorübergezogen, um so das Bild des Obercommandanten ergänzen und seine gebietende Haltung verständlich zu machen, dann aber ist es wieder still und einsam um ihn geworden und die ausgestreckte Hand weist statt auf kampfbereite Scharen auf harmlose „Fremde" und neugierige Ladies, die mit ihren Lorgnetten zum ehernen Koloss blinzelnd emporblicken.

Geduld, alter Recke, du sollst, und hoffentlich bald, deiner würdige Gesellschaft erhalten und deine treuen Waffengenossen um dich sehen!

Die Meisterhand des Wiener Professors Hermann Klotz, des genialen Bildschnitzers, hat aus den andern Heldengestalten der tirolischen Befreiungskämpfe zwei Gruppenbilder geschaffen, welche in Verbindung mit anderem architektonischen und figuralen Beiwerk dem Hofer-Standbild als Erweiterung oder, man kann

sagen, als harmonische Ergänzung dienen sollen. Sie sind im Hinblick auf das Hofer-Denkmal concipiert und als krönende Endstücke einer Marmorbalustrade gedacht, die sich im Halbkreis um die Sandwirt-Statue zieht. Durch sie erhält die Hofer-Statue erst das passende Relief, und Auffassung und Haltung desselben erst den rechten Sinn und das rechte Verständnis. Wenn ich sage, es sind Kunstwerke ersten Ranges, so weiß ich, es ist nicht zu viel gesagt, und unter den zahlreichen Besuchern der Landesausstellung, in welcher das zierliche und fein ausgeführte Modell zu sehen war, herrschte nur eine Stimme des Lobes und freudigen Erstaunens. Um die Gesammtwirkung dieses Entwurfes vor Augen zu führen, hat der Künstler im richtigen Größenverhältnis und genau entsprechender Entfernung auf dem Miniatur-Modelle auch die Hofer-Statue postiert, so dass man nun das ganze Denkmal in seiner Gesammtdarstellung vor sich sieht. Der Eindruck, den das Monument in dieser Erweiterung macht, ist ein geradezu überwältigender, ja, nachdem diese zwei die imponierende Umrahmung abschließenden Gruppenbilder einmal da sind, will es scheinen, als könnten wir uns das Hoferbild ohne dieselben kaum mehr denken, so schön sind sie und so harmonisch stimmen sie zu ihm.

Das linksseitige Gruppenbild hat zum Mittelpunkt die schönkräftige Figur Speckbacher's, in der Art, wie ihn Defregger in seinem berühmten Bilde dargestellt hat. Er steht, die Füße stramm auseinandergespreizt, etwas schräg gegen Hofer gewendet da, als ob er von ihm Befehl zum Angriff erwarten wollte. Der sehnige Körperbau, das scharf geschnittene Profil mit der Adlernase und dem Falkenblick drücken Kühnheit und Entschlossenheit aus. So und nicht anders kann der „Mann von Rinn", das Schwert von Anno Neun, ausgesehen haben. In der Rechten hält er den gezogenen Säbel.

Ihm zur Seite links kniet ein Schütze, das sichere Rohr unter dem breiten Hut an die Backe gedrückt, eben bereit, das todtbringende Blei ins Thal zu senden. Das ist auch kein Sonntagsjäger, der auf einen Hasen zielt; der hat ein edleres Wild aufs Korn genommen. Rechts von Speckbacher erblickt man ein bildschönes Mädchen. Sie hat den einen Fuß etwas erhoben auf einen Stein gestützt; der Oberkörper ist nach vorn gebeugt, die rechte Hand hält sie schirmend über die Augen, als wollte sie einen Feind erspähen, die linke hat eine Heugabel erfasst.

Wer ist die kampfesmuthige Maid mit dem wallenden Haar und dem flammenden Blick?

Es ist das sagenumsponnene Mädchen von Spinges, jene tapfere Mithelferin im blutigen Gefecht daselbst, wo sie mitten unter den Kämpfenden auf der Friedhofsmauer stand und mit ihrer — Heugabel die Franzosen niederstach. Man muss es als einen äußerst glücklichen Gedanken bezeichnen, dass der Künstler auf das Jahr 1797 zurückgriff und die volksthümlichste Figur daraus als Vertreterin holte, denn thatsächlich nahmen die Tiroler Befreiungskämpfe bereits im Jahre 1796 beim ersten Franzosen-Einfall ihren Anfang. Und welche Gestalt hätte besser gepasst? Alle drei Figuren stimmen so harmonisch zusammen, sind in so künstlerische Gruppierung und Abstufung gebracht, dass es vollendeter kaum gedacht werden kann. Nicht minder gelungen ist die Gruppe, welche den rechtsseitigen Treppenaufsatz bilden soll.

Hier ist als Mittelfigur die effectvolle Gestalt Haspinger's, des tirolischen Rothbartes, gewählt. Kühn aufgerichtet, die Kapuze halb über den Kopf gestülpt, das Crucifix hoch in seiner Rechten schwingend, steht der streitlustige Kapuziner in seiner Kutte da. Man glaubt aus seinem Munde die feurigen Worte zu hören, mit denen er die Streiter zum heiligen Kampfe entflammt. An

seiner Seite und wie von seinen Reden begeistert, erblickt man den edlen „Wirt an der Mahr“. Die Rechte schwingt den Säbel, die Linke hält er wie zum Schwur erhoben, sein Auge blickt vertrauensvoll zum Crucifix der Paters, als wollte er daraus Stärkung für seine heroische That der Selbstverleugnung erbitten. Rechts von Haspinger und halb hinter die Kutte desselben geduckt, kauert in vorgebeugter lauernder Stellung ein alter Landstürmer mit dem Morgenstern. Es ist der Vertreter des „letzten Aufgebotes“ und sein verwittertes, von Alter und Sorge durchfurchtes Gesicht bildet einen ergreifenden Gegensatz zur jugendlichen Gestalt des Heldenmädchens von Spinges.

Man sieht, wie tief durchdacht der geniale Meister sein Werk geschaffen hat. Alt und Jung, Mönch und Laie, Wirt und Bauer, alle Lebensalter und Stände sind in diesen zwei Gruppen vertreten. Dabei ist Alles voll Leben und Bewegung. Alles so einfach und natürlich, so ungezwungen und wahr. Und nun denke man sich diese beiden lebenathmenden Kampfes-Scenen in Erz ausgeführt, beiderseits am Eingang des schöngegliederten marmornen Halbrunds aufgestellt und tiefer zurück die imponierende Figur des Sandwirts selbst, als der Seele der ganzen Erhebung: fürwahr, man ersieht schon aus der bloßen Zusammenstellung der Modelle, welch mächtigen und erhebenden Eindruck das Denkmal in seiner Gänze machen muss.

Mancher könnte vielleicht meinen, diese Klotz’schen, so fein gearbeiteten, aber kraftsprühenden Gruppenbilder passten nicht gut zu dem mehr derb und massig aussehenden Hofergebilde. Dem ist aber nicht so; sie stimmen im Gegentheil gerade hiezu vortrefflich. Durch die beiden Gruppen erhält erst das ganze Hofer-Monument dramatisches Leben und seine rechte Bedeutung als Denkmal der Heldenkämpfe des ganzen Tiroler Volkes. Dieser Auffassung entsprechen auch die vier an der Innenseite der Balu-

strade angebrachten Reliefs, welche Scenen aus den Schlachten am Berg Isel, bei Sterzing und Spinges nebst dem Fahnenschwur darstellen. Den Hintergrund der Umrahmung krönen zwei prachtvoll ausgeführte Waffentrophäen, Harnische aus der Glanzperiode künstlerischen Schaffens in Tirol unter Erzherzog Ferdinand.

So rundete sich Alles zu einem figural- und architectonisch gleich harmonischen Ganzen ab, zu einem Monumentalwerk ersten Ranges, das, wenn die Ausführung dieses Modells gelingt, sich dem Maximilians-Denkmal in der Hofkirche würdig an die Seite stellt.

Und sie muss und wird gelingen.

Bereits ist der Künstler selbst der Realisierung des Unternehmens in opferwilligster Weise entgegengekommen; die Officiere unseres ruhmbedeckten Kaiserjäger-Regimentes haben, wie wir hören, ebenfalls schon wärmste Förderung zugesagt. Tirol — Innsbrucks wackere Bürger voran — wird nicht zurückbleiben. Aber auch für das übrige Oesterreich ist es Ehrensache, sein Scherflein zur Ausführung dieses schönen Zweckes beizutragen, wie nicht minder für Deutschland, denn die Erhebung des tirolischen Bergvolkes unter Hofer leitete die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche ein.

. . . „Wisst ihr, oben wo die Malve
Bei der Alpenrose blüht,
Donnerte die Rettungssalve,
Hat der Freiheit Tag geglüht.
Deutschland sah die Glut, und härter
Drückte es das Frankenthum,
Bis es auch wie wir in Schwerter
Schmiedete die Ketten um.“ . . .

(Gilm.)

So wird, will's Gott, viribus unitis die vom künstlerischen und patriotischen Standpunkt gebotene Erweiterung, beziehungsweise Vollendung des Berg Isel-Monumentes zur That werden und Tirol und mit ihm Oesterreich und Deutschland im abgerundeten Hofer-Denkmal ein Nationalheiligthum besitzen, zu dem noch die spätesten Enkel mit Stolz hinanblicken werden.

Der Tummelplatz bei Amras.

Der Anblick von Friedhöfen muthet uns selten freundlich an. Die kalten trostlosen Grabdenkmäler, nur bisweilen von einer Weide oder einem Kranz verwelkter Immortellen geschmückt, lassen keinen ästhetischen Gedanken aufkommen, und wo ein monumentales Kunstwerk unser Auge anzieht, scheint es nur angethan, um den Gegensatz des sonnigheitern Lebens mit der unerbittlichen Macht des Todes hervorzuheben. Nur der Allerseelentag verwandelt das trübselige Bild der Vergänglichkeit wie mtt einem Zauberschlag in einen erlogenen Frühling, der einzige Festtag in dieser monotonen Illustration zu dem salomonischen Wort: Vanitas vanitatum vanitas.

Nicht doch!

Ich will dich, freundlicher Leser, heute an einen stillen Ort führen, wo Tausende schlafen, zu einem Friedhof, so ruhig und trostreich, von einem so wohlthuenden Frieden, dass jedes lebensmüde Herz unwillkürlich ausrufen muss: „Hier möcht' ich schlafen gehen!"

Wandert man von Innsbruck gegen das reizend gelegene Schloss Amras und biegt etwa hundert Schritte zuvor rechts ab, so geleitet ein bequemer beschatteter Weg in mäßiger Steigung

in den dichten Wald, der sich der ganzen südlichen Berglehne entlang vom Berg Isel bis Amras hinzieht. Seitdem die Localbahn existiert, thut man besser, auf dieser bis zum Fuß des Berg Isels zu fahren und von da dem markierten Waldwege des Paschberges gegen genannte Ortschaft zu folgen. Plötzlich lichtet sich das Tannicht und man steht vor einem ebenen Platz, aus dem Kreuze entgegenblinken.

Es ist ein Friedhof im Walde.

Uralte riesige Tannen, deren Stamm mit Votivtafeln umkleidet sind, überschatten zahlreiche verwitterte und neuere Kreuze, die in dem kühlen Moose herumstehen, sich hier an eine rothbeerige Staude anschmiegend, dort von freiwillig entsprossenen Waldblumen und Epheu überwuchert. An der Südseite ziehen sich am Waldsaume allerartige theils hölzerne theils steinerne Gestalten und Nischen hin, in denen meist Gedenktafeln mit Inschriften, Bilder, Ampeln, aufgehängt und aufgestellt sind. Am östlichen Ende steht ein eigenthümlich geformter Bau, jetzt im oberen Theil erneuert, aber sicher alten Ursprungs, überdeckt mit Bildwerk jeder Art. Zuvor sind Reihen von braunen Betstühlen angebracht. Hier knieen oft fromme Leute und beten ihr „Herr gib ihnen die ewige Ruhe“, und von den Andern antwortet es: „Und das ewige Licht leuchte ihnen“.

Ein wunderbarer Friede breitet sich aus über den stillen Ort, du hörst keinen Laut, nur das Flüstern und Rauschen der Bäume, das Plätschern der nahen Quelle oder den lieblichen Pfiff eines Finkenpärchens, das sich zwitschernd durch die Aeste verfolgt.

Ursprünglich war diese geräumige Waldwiese der Schauplatz ritterlicher Waffenübungen. Die Ritter und Knappen des nahegelegenen Schlosses Amras pflegten hier ihre Rosse zu tummeln, woher sich auch der Name Tummelplatz schreibt. Doch

der fröhliche Lärm ist längst verstummt und eine kleine Kapelle mit dem „Salvator Mundi“ in der Nische gibt uns Aufschluss über die jetzige Bestimmung des Platzes. Die Inschrift auf derselben lautet: „Zur frommen Erinnerung an die Ruhestätte der in den verhängnisvollen Jahren 1797—1805 umgekommenen und hier beerdigten 7—8000 in- und ausländischen Krieger.“

Still ruhen sie da, Franzosen, Bayern und manch lebfrisches Tirolerblut, friedlich neben einander gebettet in der kühlen Erde.

Im Jahre 1848 erhielten sie noch manchen „Bruder Kaiserjäger“, dessen Gebeine man aus dem heißen italienischen Boden von den Schlachtfeldern zu Novara und Custozza holte, um ihnen im theuren Heimatlande eine Ruhestätte zu geben. Auch aus den Kriegsjahren 1859 und 1860, ja sogar aus 1878 stehen Kreuze hier. Oft hängten die Angehörigen blos eine Votivtafel auf.

Wegen dieser geschichtlichen Erinnerungen und des stimmungsvollen Charakters ist der Tummelplatz besonders vom Landvolke an Sommertagen gerne besucht und ist so nach und nach zum allgemeinen Wallfahrtsorte für alle geworden, die bedrängten Herzens sind. Beleg hiefür sind die zahlreichen Ex voto-Tafeln, mit denen fast jedes freie Plätzchen überkleidet ist. Krücken, wächserne Hände, Füße, Kühe, Herzen, daneben Bilder mit höchst urwüchsiger Malerei erzählen uns, wie oft der frommgläubige Sinn des Volkes mit seinen Anliegen in diese stille, andachterweckende Waldeinsamkeit flüchtete.

Man könnte eine ganze Blütenlese von Sprüchen in Versen zusammenstellen, die den verschiedenartigsten freudigen und schmerzlichen Gefühlen der Gelobenden Ausdruck verleihen.

So lautet ein Spruch aus dem Jahre 1830 sehr lakonisch:

Es ist der Person geholfen worden.

Eine andere Votivtafel mit einem unbeschreiblichen Bilde trägt die Widmung:

Im Jahr 1828 war uns zwey Schwestern von einem bedrängten Zustande geholfen worden.

Manche sind sehr sinnreich, z. B.:

Christ! Du bist ein zärtlicher Soldat, wenn du glaubst, daß man ohne Kampf überwinden kann. Bete für den Schwachgläubigen.

Die meisten ex voto-Sprüche und Bilder beziehen sich natürlich auf Kriegsgefahren, denen man glücklich entronnen. So gibt eines die hübsch gemalte Kampfesscene des Gefechtes bei Kremena in der Herzegowina im August 1878; im Vordergrund zeigt ein Kaiserjäger seinem Kameraden die durchschossene Menageschüssel. Sie hatten sich, wie die Inschrift sagt, verlobt, „nach glücklicher Heimkehr den armen Seelen etwas zu opfern".

Hübsch sind auch die folgenden Verse:

Hier ist die stille Ruh- und Friedensstätte,
Die mancher junge wack're Krieger fand,
Der muthig einst gefolgt der Schlachttrompete
Für seinen Kaiser und für's Vaterland.

Sie ruh'n bis eine andere Trompete
Sie einst mit uns zur Auferstehung weckt,
Drum denkt mit Liebe ihrer im Gebete,
Mit Liebe, die auf Alle sich erstreckt.

Daſs Speckbacher, Haspinger und vor allem Andrä Hofer, der Held von anno Neun, hier ihr bildliches und poetisches Andenken finden, versteht sich von selbst. Aber auch ihr Todfeind Napoleon, der zerschmetterte Exkaiser, ist in humorvoller aber zugleich ergreifender Weise gekennzeichnet.

Es ist eine blecherne Doppeltafel, an einem Holzkreuze befestigt. Das linke Feld zeigt Napoleon, wie er in Civil-Verkleidung auf der Flucht aus den Eisfeldern Russlands von seinen weinenden Grenadieren Abschied nimmt. Im rechtsseitigen Feld erblickt man den Kaiser in seiner typischen Tracht mit Dreispitz, rothen Pantalons und Kanonenstiefeln auf einem Thronsessel im vergitterten Gefängniszimmer auf Sanct Helena. Links von ihm steht in gebückter, halb devoter, halb höhnender Haltung der Tod in Marschallsuniform und hält ihm mit dürrer Knochenhand einen runden Todtenschädel vor, das mahnende Seitenstück zur Erdkugel, welche vor Napoleon auf einem Ständer ruht. Während die Linke des Exkaisers krampfhaft an die Brust greift, hält die Rechte einen Zirkel, dessen eine Spitze auf der Erdkugel, die andere auf dem Todtenschädel einsetzt. Zu Füßen liegen die Karten von Italien, Deutschland, Spanien und Oland (Holland), über ihm an der Wand hängt das Bild der Insel Elba.

Man sieht, es ist ein kühnentworfener Todtentanz bester Qualität, dessen sich der Maler nicht zu schämen braucht. In der Ecke rechts unten steht J. Delmonego. Sollte dies der Künstler sein? Der Umstand, dass auf einer der Karten mit derselben Farbe Oland statt Holland steht, spräche für den Italiener.

Unter dem Bilde liest man die markvollen charakteristischen Verse:

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Der Kaiser ohne Heer,
Die Jäger ohne G'wehr,
Der Ritter ohne Schwert,
Der Reiter ohne Pferd,

Der Fähnrich ohne Fahn',
Die Flinte ohne Hahn,
Die Büchse ohne Schuß,
Das Fußvolk ohne Fuß,
Mit Hunger ohne Brot,
An allen Orten Not,
Mit Wagen ohne Rad,
Das Herz im Leibe matt,
Mit Kranken ohne Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

Leider wird diese anheimelnde Friedensstätte in Bälde — renoviert werden. Ich weiß, was eine solche von religiösem Sinn eingegebene und gewiss vom besten Willen geleitete „Verneuerung" in den meisten Fällen zu bedeuten hat und von welchen Folgen sie begleitet ist. Es soll zwar nur statt der schlichten Kapelle, die jetzt den Ort ziert und zum idyllischen Charakter desselben ganz stimmt, ein Kapellen-Neubau aufgeführt werden, zu dem das Comité bereits eine ansehnliche Summe gesammelt hat und noch weiter sammelt; aber ich fürchte sehr, dass es bei dem nicht bleiben werde und dass manches zu diesem Neubau nicht mehr passende „Gerümpel" von alten wettergebräunten Betstühlen, die jetzt so malerisch unter den ernsten Tannen stehen, sammt den halbverwitterten Kreuzen, originellen Votivtafeln und wucherndem Strauchwerk nach und nach verschwinden werden.

Dann ade du stiller, zur Andacht stimmender Friedhof im Walde!

Die Niobe der Alpen.

Kaum hat man, vom Süden kommend, die Brennerhöhe passiert, so grüßen Einen schon von fernher vom Ausgang des Sillthales die zackigen Formen jener gewaltigen Kalkmauer, die das Innthal gegen Norden begrenzt. Ein halbwegs gutes Auge kann auch leicht ein graues Felsenzipfelchen ausnehmen, das von der Einsattelung des Grates ins Blaue aufragt und allmählich, je näher wir kommen, die Gestalt einer sitzenden, etwas nach vorwärts geneigten Frau annimmt.

Es ist dies das Wahr- und Wetterzeichen der Stadt Innsbruck, die windumbrauste und sagenumsponnene „Frau Hitt".

In fünf Stunden steigt man durch den steilen „Höttinger Graben" bequem zu ihr hinauf und kann die kahlen und unwirtlichen Formen des erstarrten Riesenweibes in nächster Nähe betrachten. Der Felscoloss steht nicht auf dem Grate selbst, sondern isoliert gegen das Thal vorgeschoben und geneigt, so dass man glaubt, er müsse im nächsten Momente auf das mehrere tausend Fuß darunter liegende Innsbruck herabstürzen. Steingerölle, Schutthalden und Runsen bilden seinen Schemel; dazwischen hie und da ein schmaler saftgrüner Streifen, auf den sich die duftende Alpenflora geflüchtet hat.

„Da blüht in Sommertagen gleich dem Golde
Der Enzian, das Bergvergissmeinnicht,
Der edlen Arnika bewährtes Kraut,
Der duftige Speik, der sanft das Grün durchflicht
Mit blauen Blüten; aus dem Rasen schaut
Das braune Köpfchen auch der Bergbrunelle.“

Hinter der Frau Hitt zieht sich ein schmaler Steig ins wilde Gleirschthal, in früherer Zeit eine beliebte Passage der Schmuggler, die von Baiern herüber ihre geschwärzten Warenballen holten und in den Felsenhöhlen unter dem Kofel ablagerten.

Für die Innsbrucker ist die Frau Hitt der Barometer. Zeichnet sie sich scharf vom Firmament ab, so dass sich der Himmel wie eine blaue Glasglocke weit über sie zu wölben scheint, dann bleibt anhaltend gute Witterung; „trägt sie eine Haube“, so tritt gewiss bald Regen ein.

Sie ist es auch, die in bangen Wetternächten die alte Sturmglocke in Hötting ertönen macht und die aufgeschreckten Bewohner hinaus an den Bach ruft, der, aus hundert Seitenquellen blitzschnell angeschwellt, von ihrer Höhe wie ein entfesseltes Ungethüm durch die Häuserzeile rast und Gerölle und Felsblöcke mit donnerähnlichem Getöse in den Inn wirft. Da zucken dann die Blitze gleich den Donnerkeilen Thors auf das vervehmte Haupt des Steinbildes, während Hagel und Gussregen den ganzen Berg lebendig machen und das unfruchtbare Steingeschiebe immer weiter gegen die bebaute Scholle des Thales rückt.

Diesem Umstande verdankt auch sicher jener Theil der Frau Hitt-Sage seine Entstehung, wonach sich an Stelle der nun verschütteten Stätten unter dem Joche einst grünes, fruchtbares Alpenland ausgedehnt habe. Die Sage erzählt nämlich, Frau Hitt sei ein stolzes und hartherziges Riesenweib gewesen, das

inmitten blühender Alpenmatten dort oben hauste. Einst fiel ihr Söhnchen beim Abbrechen einer mächtigen Tanne, die es als Gerte benützen wollte, in die daneben liegende Pfütze. In ihrem Uebermuthe ließ Frau Hitt den beschmutzten Rangen mit weißen Semmeln reinigen. Zur Strafe für diesen Frevel sei sie sammt ihrem Sohne in den kahlen Felsen verwandelt worden.

Diese Sage, die außer Silesius u. a. besonders glücklich C. v. Lutterotti in seinen „Gedichten in Tirolerdialecten" (3. Aufl., Innsbruck, Wagner, 1896) behandelt hat, ist entschieden die ursprüngliche und volksthümlichere. Sie stimmt auch mit der Oertlichkeit, denn hinter der Frau Hitt auf der jenseitigen Absenkung des Joches befindet sich noch gegenwärtig ein Sumpf. Nach anderer Tradition, die Egon Ebert in einem schönen Gedichte verwertete, habe Frau Hitt, als sie auf prächtigem Zelter und in goldstrotzendem Gewande einhergeritten kam, einer am Wege sitzenden Bettlerin, die sie für ihren hungernden Säugling nur um die geringste Gabe angefleht habe, zum Hohne einen Stein gereicht.

„Da ergreift die Verachtete wüthende Pein,
Sie schreit, dass die Felswand dröhnt:
O würdest Du selber zu hartem Stein,
Die den Jammer der Armen höhnt."

Der Fluch der Bettlerin wird Wahrheit, der Himmel verfinstert sich, ein furchtbares Unwetter zerstört die gesegnete Gegend.

„Und droben sitzt, ein Bild von Stein
Frau Hitt im Donnergeroll
Und schaut umzuckt von der Blitze Schein
Ins Land so grausenvoll."

Damit schließt das effectvolle Gedicht.

Man sieht, gleichwie die unglückliche Tantalide Niobe, die in ihrem mütterlichen Stolze mehr als die göttliche Leto zu sein sich vermaß, durch die Pfeile Apollos die ganze blühende Schar ihrer Kinder verliert und selbst zu Stein wird, so büßt auch Frau Hitt ihren Uebermuth durch Versteinerung, wie denn das ein in der Volkssage häufig wiederkehrender Zug ist. Aber welcher Unterschied zwischen der edlen Fassung der griechischen Sage, die Aeschylus und Sophokles, Pindar und Sappho begeisterte und den Marmor der ersten griechischen Plastiker beseelte und der germanischen Gestaltung derselben, die selbst in der zweiten, dem Menschen näher gerückten Variante noch herb genug anmuthet.

Fragen wir nach dem Ursprung und der Bedeutung des räthselhaften Namens Frau Hitt, so sind die Quellen sehr spärlich. Mit dem darunter liegenden Dorfe Hötting, das sich als Heim eines Hatto erweist, dürfte er wohl nichts zu thun haben, so ähnlich auch die beiden Namen klingen. In Deutschland begegnen wir in einer Chronik des späteren Mittelalters einer Hidda, Gräfin von Eulenburg. Diese soll ein hartherziges Fräulein gewesen sein, die von Mannesminne nichts wissen wollte. Diesem unweiblichen Sinne entsprechend, habe sie allen Witwen ihres Gebietes, die sich nochmals verheiraten wollten, zur Bedingung gesetzt, zuvor auf ihr Schloss zu kommen und daselbst einen Beutel ohne Naht mit zwei darin befindlichen Schreckenbergern (eine Münze) zu liefern. — Nun, eine gewisse Analogie mit unserer Sage läſst sich nicht leugnen, insoferne nämlich schon am Namen Hitt der Charakter des Unweiblichen und Hartherzigen zu kleben scheint, wie in ähnlicher Weise wenigstens in geschlechtlicher Hinsicht mit dem Namen Gret der entgegengesetzte Zug verbunden ist.

Die eigentliche Verwandte unserer Frau Hitt treffen wir, wenn man vom sagenhaften Namen „Hitte Hatte“, den ein

Salig-Fräulein führt, absehen will, erst im hohen Norden. Maurer berichtet in seinen isländischen Sagen von einer Riesin Hit, deren Steinbild noch im Hitardalr gezeigt wird. Weiter oben im selben Thale, welches sich nach ihr benennt, zeigt man überdies ihre Grabstätte, Hitargräf, und in einer älteren Quelle, welche ihrer erwähnt, wird erzählt, dass sie in Hundahellir, d. h. in der Hundshöhle, gewohnt habe, einer Höhle, die man gegenwärtig dort kennt. Der Name Hit bedeutet im Isländischen „Sack", was freilich wenig Anhaltspunkte gewährt. Sage hat sich leider im Norden keine mehr erhalten, doch scheint eine Verwandtschaft der nordischen Steinriesin mit unserer unzweifelhaft, besonders wenn man bedenkt, dass sich auch unweit der Frau Hitt, von ihr nur durch eine Bergrippe getrennt, die Hundsgrotte befindet und dass das benachbarte, zwischen dem Brandjoch und der Hohen Warte liegende Schneekar „Frau-Hitten-Bett" heißt.*)

---

*) Dieser Aufsatz, in dem die Erörterung des Namens Frau Hitt versucht wird, erschien zuerst in der Wiener „Presse" im Juni 1879, Nr. 125. Vgl. auch „Zeitschrift für deutsche Philologie," Bd. XI, S. 483 ff.

Im vorderen Oetzthale.

Die Meisten denken, wenn vom Oetzthal die Rede ist, nur an Schnee und Eis. Für die Alpensportler ist es auch in erster Linie der imponierende Eisstock des Thalhintergrundes, der sie in dieses besuchteste und schönste der nordtirolischen Seitenthäler lockt.

Nur zugegangen. Eines schickt sich nicht für Alle.

„Macht" meinethalben jeden zweiten Tag einen Zehntausender, kraxelt gleich weiland den Cimbern und Teutonen an dem übergletscherten Landesgürtel vorn hinauf und hinten herunter, aber laſst mir den stillen Winkel von Oetz ungeschoren, mein friedliches Tusculum, wohin mich der Weg jedes Jahr einigemal führt, sei es um dem Staub und Nerven aufregenden Scirocco der Landeshauptstadt zu entfliehen, sei es, um das von Tagessorgen und Aerger verbitterte Gemüth im Gottesfrieden dieses Alpenidylls für einige Stunden aufathmen zu lassen.

Das Dampfroſs trägt einen in einer guten Stunde zur Station Oetzthal, und man kann den gröſsten Theil des Tages in Oetz, ja sogar in Umhausen und Längenfeld sich erfrischen und spät abends wieder in Innsbruck sein. Der Weg von der genannten Station, wo nun, halb in den Föhren- und Lärchenwald hineingestellt, Sterzingers guter Gasthof steht, bis Oetz

beträgt zu Wagen eine Stunde, ein leidlicher Fußgeher macht ihn bequem in anderthalb Stunden.

Und welch ein Weg! Hat man erst das kurze sonnige Stück der neu angelegten Bahnstraße, das sich übrigens durch schattige Fußwege bedeutend abkürzen läßt, im Rücken und ist am Eingang des eigentlichen Thales angelangt, so empfängt einen als Willkomm kühler Tannenschatten und beim Austritt aus demselben das Rauschen der Oetzthaler Ache; vom jenseitigen Ufer grüßen fahlgrüne Matten herüber und darauf das langgestreckte Dorf Sautens. Nun geht es an murmelnden Wässerlein, klappernden Mühlen, wogenden Flachs- und Roggenfeldern weiter, bis die ersten weißblinkenden Gehöfte sichtbar werden. Sie gehören zum kleinen Weiler Brunau. Eine Krümmung, und vor unsern Blicken taucht linkerhand der stolze Acherkogel auf, das schroffe Haupt mit dem silbernen Halsband eines Gletscherstreifens majestätisch in den Aether erhoben. Es ist der isolierte äußerste Vorposten jener Riesengarde des südlich liegenden Centralstockes, der treue Kronwächter von Oetz, auf das er gleich einem besorgten Vater ernst herabblickt.

Horch, war das nicht ferner Donner und dazwischen der gedämpfte Hall wuchtiger Hammerschläge! Zeit gelassen! Noch hundert Schritte und wir stehen vor einem der schönsten Wasserfälle Tirols. Er wird durch den von Ochsengarten herabbrausenden Stuibenbach gebildet, der beim Weiler Ebne in mehreren prachtvollen Kaskaden als der sogenannte kleine Stuibenfall herabstürzt. Stundenlang könnte man hier am zitternden Geländer der Holzbrücke lehnen und den schäumenden Wassern zusehen, wie sie in mächtigen Sätzen über die Felsen hüpfen und mit glitzerndem Perlenstaub die Büsche überschütten, während ihr melodisches Tosen in monotoner Weise ans Ohr schlägt. Um das reizende Bild zu vervollständigen, steht daneben

die Teufelsschmiede, auf einen Schieferblock malerisch hingestellt. Wie sie zu diesem originellen Namen gekommen ist und wie sie inwendig aussieht, werde ich im nächsten Wanderbilde ausführlich erzählen.

Für heute wandern wir weiter.

Nahe der Brücke steht ein sogenanntes Marterl mit der Inschrift:

O Wanderer, steh' still an diesem Ort
Und bet' ein Vaterunser, dann setz' die Reise fort;
Bist du schon jung und schön und bist auch stark an Jahren,
Der Tod hat List und Tück, das haben auch wir erfahren. 1864.

Zwei kniende Bauern, dahinter ein Engel, in den Lüften ein Sensenmann, der einen Pfeil abdrückt, lassen in drastischer Weise errathen, dass hier ein blühendes Leben vom Geschick ereilt wurde.

Wir haben nun nach Oetz nimmer weit.

Denn gleich hinter dem Weiler Ebne erweitert sich das Thal zu einer Bucht, die von Norden gegen die rauhen Winde geschützt, ganz den warmen Sonnenstrahlen der West- und Südseite offen liegt. Dem entsprechend ist auch die Vegetation eine äußerst üppige, ja sie trägt fast südlichen Charakter. Nussbäume und Kastanien überwölben den Weg, an den Gehöften rankt sich die Rebe empor, daneben prangt der röthliche Pfirsich und die saftige Aprikose. Die Thalsohle zieren in üppigster Fülle Mais-, Hanf- und Roggenfelder und weitgedehnte Flachssaaten, die Haupterwerbsquelle des vorderen Oetzthales.

Der Flachs, besonders der von Umhausen, gilt nächst dem Axamser und Wiesinger als der beste des Landes und gibt selbst dem berühmten Brabanter wenig nach. Seine Pflege ist außerordentlich mühselig. Zur Sonnewendzeit steht er in vollster

Blüthe. Die Felder, die sich wie zartblaue Bänder die grünen Hänge hinanziehen, gewähren dann einen äußerst freundlichen Anblick. Gerne möchte ich dir von der wunderlieblichen Sage der Saligen etwas erzählen, welche die Thalbewohner den Anbau dieses edlen Gewächses lehrten und von ihrer Königin Hulda, die zur Zeit der Flachsblüthe durch die Felder gieng, Kraut und Blüthen segnend, aber schon nahen wir uns Oetz, unserer nächsten Station.

Von Weiten schimmert uns von rebenumgrüntem Hügel die Kirche entgegen, unten hin lagert sich das saubere Dorf mit seinen baumbeschatteten Gehöften. Die meisten sind von Stein, darunter einige in alterthümlichem Styl. An den Fenstern prangen überall Blumenstöcke, die Wände sind häufig mit Fresken und Haussprüchen verziert. Besonders fällt das Haus des Altwirts, an dem früher die Straße vorbeigieng, durch seine schöne Bauart und seine interessanten Fresken auf, und wurde deshalb schon oft von Touristen abconterfeit. Auch die „Post“ oder „beim Kass'l“, wie es gemeiniglich heißt, wo wir Abstieg nehmen, gehört zu den alten Gebäuden und verdient Beachtung. Es ist ein solides verläſsliches Gasthaus von altem Schlage, das durch die Zubauten, die nöthig geworden, nichts von seinem bewährten Ruf eingebüſst hat. Man ist daselbst, auch wenn man längere Zeit bleiben will, gut aufgehoben, hat allerdings keine befrackten Kellner und Speisenträger zur Bedienung, sondern lebfrische rothbackige Diendlen, die einen guten Humor besitzen und nicht mit doppelter Kreide rechnen. Doch nun wollen wir uns Gegend und Leute etwas genauer ansehen.

Schade, daſs nicht Sonntag ist, sonst gäbe es Gelegenheit, noch manchen Veteranen in der Thaltracht zu sehen. Dieselbe war schon fast ausgestorben, wurde aber jetzt Dank der Opferwilligkeit von Gönnern in der ursprünglichen Reinheit wieder

eingeführt. Sie ist sehr kleidsam und malerisch, besonders die der Männer. Die dunklen Lodenjoppen, an der Brustseite und an den Vorderärmeln mit bunter Seide ausgenäht, die breiten rothen Hosenträger auf dem blühweißen Hemd, dazu die kurzen bockledernen Hosen und braunen Strümpfe heben die kräftigen Gestalten auf das Vortheilhafteste hervor. Auf dem Kopfe sitzt der breitkrämpige mit grünen Seidenbändern gezierte gelbe Filzhut, um die Mitte schlingt sich der mit Pfauenfedern ausgenähte Bauchgurt. Weniger schön ist die Kleidung der Weiber und das hohe steife Mieder, das die Taille zu lang erscheinen läſst, nimmt dem Körper das Ebenmaß.

Im Uebrigen sind die Oetzthaler ein gesunder Mischling-Stamm, der bayerisches und alemannisch-schwäbisches Blut noch gut erkennen läſst. Diese Mischfarbe zeigt auch ihr Charakter. Es sind leutselige kreuzbrave Leute, arbeitsam, klug und sparsam. Gesungen wird verhältnismäßig wenig, nur hie und da schwingt sich ein Juchezer von einem Bergmahd zum andern. Bemerken will ich noch, daſs die Bewohner des hinteren Oetzthales einen vom vorderen verschiedenen Typus zeigen. Sie gehören ohne Frage demselben Stamme an, der das Schnalser- und Ultnerthal bevölkert. Die Bevölkerung des hintern, ja vielleicht auch des mittlern Oetzthales gieng sicher vom jenseits der Gletscher liegenden Schnalser- und Passeierthal aus, wie sich noch aus der alten Diöcesaneintheilung und aus Urkunden ergibt.

Doch genug der ethnographischen Erörterungen. So viel ist sicher, die Oetzthaler sind einer der kräftigsten germanischen Stämme, so gut deutsch wie die Namen der Ortschaften Oetz, Umhausen, Lengenfeld, Huben, Sölden &c. Freilich darf man nicht mit einem bekannten tirolischen Schriftsteller Oetz von otium ableiten.

Ja, wo sind denn aber die weltberühmten Oetzthaler Gletscher? frägst du erstaunt.

Siehst du, freundlicher Reisegefährte, mit den gewünschten Gletschern hat es folgende Bewandtnis. Sie liegen in gerader Richtung vor dir gegen Süden, nur kann man sie von hier nicht sehen, weil Berge vorgelagert sind. Um dir jedoch den ersehnten Genuss zu verschaffen, will ich dich nach Schlatt hinaufführen, einen kleinen Weiler über Oetz. Von dort aus läſst sich die ganze Entwickelung des Oetzthales, die sich in drei Terrassen — ursprünglich Seebecken — vollzieht, bestens überblicken. Zugleich liegt die ganze Eiswelt des Hintergrundes in ihrer vollen Majestät da, von der Hochgeigen an bis zum gewaltigen Similaun.

Doch vorerst wollen wir zur Kirche hinauf und von dort aus den Rundblick über den Thalkessel von Oetz gewinnen.

Sie liegt auf einem mächtigen Felsenvorsprung und präsentiert sich mit ihrem gothischen Spitzthurm allerliebst über den Häusergruppen der Ortschaft. Jedenfalls ist diese dem ritterlichen St. Georg geweihte Kirche nicht die älteste auf diesem Flecke. Unter dem Presbyterium befindet sich eine uralte, aber noch gut erhaltene festgewölbte St. Michaelscapelle, in der wir wohl sicher das Gotteshaus der ersten Ansiedler erblicken dürfen. Auf dem Altar ist ein originelles hölzernes Hautreliefbild zu sehen, das die Hölle zum Vorwurf hat. Neben der genannten Kapelle zieht sich am Felsen das Beinhaus hin. Wir empfehlen es sowohl Anthropologen zu Schädelmessungen, wie auch dem Ethnographen; letzteren wird die Sitte interessieren, die ich übrigens auch in andern Thälern Tirols fand, auf die bleiche Stirn des Schädels mit schwarzer Farbe den Namen und das Todesjahr des Verstorbenen, umgeben von einem grünen Zweig, zu malen.

Um die Kirche zieht sich der äußerst reinlich gehaltene Friedhof, auch ein Ort, der sich bei meinen Wanderungen stets der größten Berücksichtigung erfreut. Da stehen oft alte, kunsthistorisch interessante eiserne Kreuze oder Grabdenkmäler aus Stein, deren Namen und heraldischer Schmuck uns untergegangene berühmte Geschlechter, die meistens auch Stifter und Wohlthäter des Gotteshauses waren, vors Auge rücken. Birgt ja überhaupt fast jeder Friedhof ein gutes Stück Geschichte der Ortschaft und Gegend. Hiervon gleich einen Beitrag. Auf dem Kirchhof, wo wir jetzt stehen, hängt an der Mauer eine Gedenktafel mit der gut leserlichen Schrift:

Keine Zeit und Ort ist uns bekannt,
Wo sich das Leben endet,
Die gerechte Gotteshand
Hat uns den Tod gesendet.
Wir schlafen alle sanft,
Biß spät um Mitternacht,
Wo mir (wir) im Hauß vermuhrt
Und nimmermehr erwacht.

Ein Vater und sein Weib,
3 Kinder mit dazu,
Deckt nun den 2. August
Im Hauß die Muhre zu.
Der Tod kommt unverhofft
Bey dunkler Nacht herein,
Sie werden alle beysammen
Jetzt in dem Himmel sein.

Als Erläuterung ersehen wir noch weiter unten, daß diese Verunglückten Andrä Holl und Aloisia Perger geheißen und daß sie „um Mitternacht in dem eigenen Haus durch die Muhre (Erdbruch) in das Haus der Ewigkeit übergegangen sind.“ Der Erdbruch ereignete sich am 2. August 1852 und drohte das ganze

Dorf zu verschütten. Es war in diesem Jahrhundert das erstemal, dass der verwitterte Hüter von Oetz, der Acherkogel, sich ungeberdig gegen seine Pflegekinder zeigte. Sonst hat allerdings das ganze Oetzthal von Muhren, wie diese schlammigen Erdbrüche heißen, viel zu leiden, und es vergeht fast kein Jahr, dass nicht das mittlere Oetzthal von derartigen Verwüstungen heimgesucht wird. So macht der wilde Fischbach bei Längenfeld jede Wehr zu Schanden, das gleiche gilt von der Ache bei Huben. Hunderttausende und Hunderttausende stecken in diesen Wehrbauten, die der Oetzthaler mit der ihm eigenen Zähigkeit erneuert, leider als fruchtlose Arbeit.

Ueber die Unglückschronik des Oetzthales ließe sich ein eigenes Capitel schreiben, nicht allein über die durch Ueberschwemmungen der Wildbäche verursachten Unfälle, sondern auch von den großartigen „Fernerausbrüchen", die besonders im letzten Jahrhundert durch die Ausbrüche des gefürchteten Gurgler Eissees das Thal verwüsteten.

Nicht wahr, freundlicher Leser, in diese garstigen Gegenden, die so viel Unheil über das schöne Oetzthal brachten, gehen wir nicht; auch nicht nach Schlatt hinauf; was hat man auch vom Anblick dieser glitzernden Häupter, die so verführerisch herausleuchten und doch eigentlich im Grunde nur ordinäres Gletschereis sind. Ich will dir als Entschädigung ein anderes landschaftliches Juwel von Oetz zeigen, einen See, so tannenumschlossen und friedselig, wie es deren wenige gibt.

Siehst du jenseits der Ache den waldigen Höhenrücken?

Wer möchte glauben, dass er in seinem Schooße den nicht unbedeutenden Piburgersee birgt. In einer leichten halben Stunde steigt man hinauf. Entzückend ist der Anblick, wenn man auf schattigen Wegen die Höhe erklommen hat und zwischen den übermoosten Felstrümmern, durch die sich der Pfad

windet, und den weißrindigen Buchenstämmen das meergrüne spiegelebene Wasser schimmern sieht.

„ . . Ein Stück vom Himmel, das entsündigt und begnadet,
Ein keusches Frauenaug', das in der Thräne badet
Und sich nicht sehen lassen will." (Gilm.)

Am Ufer laden sehr praktisch eingerichtete Badhäuschen ein, die müden Glieder der schmeichelnden Flut zu vertrauen. Kein Laut ringsum, nur im Gezweig der Gesang der Vögel, vom Berg herab das ferne Rollen einer Steinlawine, und das traute Anschlagen der Wellen ans Gestade, wenn ein Windhauch übers Wasser streicht, das ist Alles. Komm, steigen wir hinauf zu diesem Stillleben des Piburgersees.

Beim Teufelsschmied auf der Ebne.

Es war im Jahre 1877, als mich die Herbstferien wieder ins Oetzthal führten. Damals brachte einen noch nicht der Bahnzug in einer Stunde an den Eingang des Thales. Deshalb vertraute ich an einem schönen Augustmorgen beim Mondscheinwirt in Innsbruck meinen Leib dem Geklapper einer jener Marterkästen — Stellwagen genannt, vermuthlich weil sie überall „stellen“, wo „der liebe Herrgott den Arm herausreckt“ — und athmete durch vier Stunden den Lodenduft und den Tabakqualm von fünf pfeifendampfenden Oberinnthaler Bauern, ein trostloser Gegensatz zur hellen Sommerlandschaft, die herumlachte, zum lustigen „Zizi Bräutigia“ des Finken und zum Jubelgruß der Lerche, die aus blauen Höhen mir ein heimisches „Grüß Gott, auch wieder da!“ zurief. In Silz stieg ich ab, erquickte mich sattsam, verplauderte ein paar Stündchen mit einem Studienfreunde und wanderte später, als die Hitze nachgelassen, am Schloss Petersberg vorbei mutterseelenallein westwärts, einen nicht beschwerlichen Abkürzungsweg, der mich über einen vorgeschobenen Waldrücken in drei Viertelstunden an den Eingang des Thales führte.

Vergnügt schlenderte ich vorwärts.

Ein frisches Bauernmädchen huschte eben vorbei. „He, Braunaugete," rief ich ihr nach, „wohin denn?"

„Zum Teufel!" war die Antwort.

Zum Teufel? Das klang ganz eigenthümlich und ließ auch eine für mich nicht gerade schmeichelhafte Deutung zu. Doch tröstete ich mich — was hatte ich auch vorwitzig zu fragen — und griff rasch aus, um Oetz, mein nächstes Standquartier, bald zu erreichen.

Es dämmerte bereits, als ich die kühle Hausflur des „Kass'l" betrat und dem wackern Wirt die kräftige Hand drückte. Bald saß ich in der traulichen Laube des kleinen Gärtchens hinter dem Haus, vor mir eine Flasche echten Tiroler Weines und sah zu, wie das Abendgold langsam an den Bergeshäuptern verglomm, „wie sich um Königslippen ein stolzes Lächeln bricht." Hie und da zogen Gruppen müder Arbeiter plaudernd vorbei, Rechen und andere Geräthe auf der Achsel. Als es kühler wurde und sich leichte Nebelschleier über die Wiesen legten, gieng ich in die geräumige Wirtsstube, wo die Kellnerin dem Hausgesinde um den großen Tisch herum die mächtige Pfanne Brei vorsetzte.

Im verschlossenen Nebenzimmer gieng es lebhaft zu, ein wirres Durcheinander von rauhen Männerstimmen, durchkreuzt vom Klang einer hellen Frauenstimme. „Heut' hat's der Teufel g'neatig (dringlich), heut' macht's ihn schwitzen", meinte eine Dirne am Esstisch. „Ich bin begierig, ob sie handelseins werden", versetzte eine andere. Eben wollte ich mich erkundigen, ob es denn hier im Oetzthal Teufel schneie, da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und der Wirtssohn trat zu mir und bat mich, ein bischen hereinzukommen, um meine Unterschrift als Zeuge bei einem eben abgeschlossenen Kaufvertrag abzugeben. Object desselben war kein geringeres als mein vielgeliebter Piburgersee, zu dem ich

morgen früh hinaufsteigen wollte und der nun in diesem Moment in den Besitz eines Stadtfräuleins übergegangen.

Also wirklich! Dieser liebe Ort, meine jährliche Trostspende, wo man des Lebens Misère auf einen Moment vergessen kann, soll das Opfer einer Speculation geworden sein! Natürlich, calculierte ich weiter, die herrliche Lage, der romantische Zauber dieser waldumdufteten See-Idylle, kaum eine halbe Stunde über der Thalsohle — darf man sich wundern, dass ein speculativer Kopf diesen köstlichen Punkt für ein „Grand Hotel" ausfindig machte. Und bei diesem Schacher sollte ich meine Unterschrift hergeben?

„Herr Wirt, da wird nichts daraus", sagte ich und brachte meine Gründe vor. Nun gab mir der „Kass'l" die beruhigende Erklärung, dass ein „Fräulein aus der Stadt" den stillen Ort gerade deshalb an sich gebracht, um denselben auf weltewige Zeiten vor einer derartigen Speculation zu bewahren.

Und was hat denn aber dieser Handel mit dem Teufel zu schaffen, von dem die da drüben immer sprechen.

„Ja," lachte der Wirt, „dem gehört eben der See; eigentlich heißt der Eigenthümer Leitner und ist Schmied in Ebne, aber die Leute nennen ihn halt kurzweg den Teufel, weil" . . .

„Herr Wirt, Herr Wirt, so kommen Sie doch," tönte es jetzt aus dem Nebenzimmer. Mir die weitere Auskunft auf später ersparend, stand ich nun auf und gieng mit dem Wirt ins Nebenzimmer, wo der verhängnisvolle Act zu unterschreiben war.

Daselbst traf ich den ganzen hohen Rath versammelt. Nachdem ich meine Unterschrift unter das Document gesetzt und zur weiteren Bekräftigung, wie es hierlands Sitte, das gefüllte Glas geleert hatte, schaute ich mir den Verkäufer etwas näher an. Ich habe nicht bald einen schöneren und interessanteren Kopf gesehen, ein echt römisches Profil, wie man es in Tirol so häufig findet,

mit scharfmarkierten Zügen und hochgewölbter gedankenvoller Stirn. „Sehen Sie,“ meinte der Wirt zu mir, „jetzt können Sie den Schmied selber fragen, warum man ihn hier überall den „Teufel“ heißt“.

Der Mann erzählte mir nun, dass er diesen Ehrentitel einem beweglichen geschnitzten Gottseibeiuns verdanke, den er in seiner Schmiede auf der Ebne angebracht habe, und der ihm sein Hammerwerk treiben müsse. Zugleich lud er mich ein, denselben bei meinem Rückweg anzusehen.

Ich sagte ihm auf morgen zu.

Darauf machte sich der „Teufel“ auf den Heimweg nach dem eine halbe Stunde entfernten Ebne, ich aber heimgartete mit dem Kass'l noch etwas weiter. Da erfuhr ich denn so manches über besagten Leitner. Dieser habe auch eine Flachsbrechelmaschine „ausgekopft“ und gebaut, die er bei der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 zur Ausstellung gebracht und die berühmten ungarischen an Leistungsfähigkeit weit übertreffe. Sie bearbeite nämlich in 12 Stunden 16 Centner, während die letzteren in 10 Stunden nur 6 Centner liefern. Auch das Wasser habe er sich auf ganz „amerikanische“ Weise hergeleitet. Jetzt fiel mir erst ein, dass ich beim Herweg unter einem solchen haushoch geleiteten Aquäduct durchgegangen sei. Die Oetzthaler sind überhaupt gute Wasserbaukünstler und ihre Wiesen und Flachsfelder gedeihen nicht umsonst so gut. Sogar auf die Gründe des Innthales wird das Oetzthaler Wasser in sogenannten „Walen“ geleitet.

Des andern Tages stieg ich zum Piburgersee hinauf, um dem neuen Besitzthum des „Seefräuleins“, wie man die Käuferin scherzhaft nannte, einen Besuch abzustatten. Lange Zeit saß ich auf dem Bug des Kahnes, der neben dem Badehüttchen halb ans Ufer gezogen ruhte, und sah den Vöglein zu, die von den Aesten niederflogen und Wasser nippten oder im raschen Fluge darüber

ein Mückchen naschten. Die Sage läſst hier einst ein stolzes Schloſs gestanden haben, dessen Herrin ihren Mägden befahl, am Maria Himmelfahrtstag auf dem Felde zu arbeiten. Zur Strafe für diesen Frevel versank Schloſs und Feldung und an deren Stelle tauchte der See auf.

Als die Sonne heißer brannte, stieg ich wieder nach Oetz zurück, um mich für den nachmittägigen Besuch des Teufelsschmieds in der Ebne zu stärken. Man geht in einer guten halben Stunde dahin. Schon von Weitem begrüßte mich das Rauschen des Stuibenfalles und das Pusten und Hämmern der angebauten Schmiede. Das Eisen glühte und die Funken flogen unter den wuchtigen Schlägen durch das Fenster, sich vermischend mit den Perlen des stäubenden Wasserfalles.

Ich betrat die rußige Schwelle und warf meinen Blick in das Innere der Schmiede; unwillkürlich muſste ich hellauf lachen. Da stand er, dem Eintretenden gerade gegenüber, der leibhaftige Meister Bockfuß und zwar in voller Thätigkeit. Die lebensgroße behoste und behörnte Figur macht einen ungemein komischen Eindruck. Der Teufel trägt ein Köhlerhemd, kurze Lederhosen, um die Mitte einen tirolischen Leibgurt. Die nackten Füße stehen auf einem mannshohen Gestelle an der Rückwand neben dem Blasbalg, die kralligen Hände halten krampfhaft die Kurbel, die er scheinbar treibt. Bei jeder Rückwärtsbewegung dreht er seine glotzäugige Fratze mit malitiöser Grimasse nach rechts, als wollte er den Ingrimm über seine unwürdigen Sclavendienste verbeißen.

Wie zum Hohne stehen hinter ihm an der Wand die Worte Hiobs: „O, wie jammervoll und mühselig sind die Tage meines Lebens".

Im Halbdunkel der Werkstätte, wenn der unruhige Gluthschein der Esse ihn beleuchtet, hat der höllische Arrestant etwas verflucht Unheimliches.

Bei einer kurzen Arbeitspause erblickte mich der Inhaber der Schmiede, der kunstreiche Wieland des Oetzthales, und bot mir die Hand zum Gruß. Ich sprach ihm meine Verwunderung über die schnurrige Teufels-Idee aus und fragte ihn, wie er auf diesen Einfall gekommen und warum er denn dem Teufel Bauernkleider angezogen.

Da machte der Schmied ein noch viel verschmitzteres Gesicht als der Teufel und meinte, da müsste ich seinen Bruder fragen, denn der habe ihn fabriciert. Auch in Zirl befinde sich bei der Weihnachtskrippe ein Teufel in Herrenkleidern mit Frack und Cylinder; der Teufel, meinte er, komme in jedem Rocke vor.

„Uebrigens," fuhr er fort, „hat mein Teufel auch schon eine gute Leistung aufzuweisen, für die ihm selbst der Pfarrer danken müsse. Sehen Sie dort das Haus", sagte mein rußiger Freund, indem er mich vor die Schmiede zog und mit der Hand thaleinwärts wies, „dort gieng es vor Jahren gerade nicht am richtigsten zu und auf Ehrbarkeit und Zucht haben wir Oetzthaler sonst zu allen Zeiten etwas gehalten. Kein Wort Gottes half gegen dies wüste nächtliche Treiben, also musste wohl der Teufel dran. Der war damals gerade fertig geworden und nur Wenige wussten etwas davon. In einer Nacht, als der ausgelassene Heimgart gerade im besten Gange war, nahm ich meinen Teufel auf die Achsel, schlich mich zum berüchtigten Haus und ließ ihn plötzlich zum Fenster hineinschauen. Sie hätten sehen sollen, wie der wüste Schwarm auseinanderfuhr. Durch Fenster und Thüren gieng die wilde Jagd; ehe man fünf zählen konnte, war das ganze Nest leer. Seitdem ist Ruhe im Lande."

Noch lange sprach ich mit dem wackern Mann. Er ist leider vor wenigen Jahren gestorben, ein Mann von echtem Schrott und Korn, der mir mit der größten Klarheit und Bereitwillig-

keit Alles erklärte und mir über viele Verhältnisse des Oetzthales Aufschluss gab.

Endlich mahnte mich der Blick nach der Uhr zum Aufbruch; ich schüttelte dem Landsmann die Hand, warf noch einen Blick auf die im Abendlichte glühende Cascade des Stuibenfalles und schlenderte thalauswärts Silz zu, das ich mit einbrechender Dämmerung erreichte.

Landeck.

Wenn man bei der Fahrt von Innsbruck gegen den Arlberg die Felsenge von Kronburg hinter sich hat, so öffnet sich mit einemmale eine ziemlich weite, von Bergriesen bewachte, stromdurchrauschte und maisbepflanzte Fläche; es ist der ob seiner malerischen Umrahmung, seines frischen Wassers und seiner köstlichen Luft, sowie seines erquickenden Waldduftes berühmte Thalkessel von Landeck.

Wer hat früher diesen Luftcurort par excellence viel Beachtung geschenkt?

Nur die Fuhrleute, die mit ihren ächzenden Lastwagen hier vorbei über den Arlberg zogen, langbeinige Engländer und deutsche Gelehrte, die in schweren Kutschen auf ihrer Fahrt ins Engadin hier anhielten, um die Pferde zu wechseln, Beamte und Geistliche, die sich hier bei der guten Küche der Frau Postmeisterin Müller*) rothe Backen holten, ehe sie im nahen Bad von Ladis oder Obladis die „Cur“ durchmachten; das war Alles. Erst als die

*) Die wackere Frau ist vor einigen Jahren gestorben, aber ihr Sohn, der junge Postmeister, scheint die Unternehmungslust und Rührigkeit der Mutter geerbt zu haben.

3*

Arlbergbahn Einheimische und Touristen im raschen Fluge durchs Oberinnthal trug, kam diese „Landecke" von Tirol recht in Schwung, und jetzt, ja jetzt! jetzt ist es das Mürzzuschlag der Arlbergbahn geworden, und wenn es so fortgeht, wird der unternehmende „Herr Müller" zum großartigen Hotel, das nun an Stelle des alten Gasthauses prangt, bald ein zweites setzen müssen.

Was mich an Landeck am meisten entzückt, ist das Malerische des Ortes selbst.

Wenn man auf der Brücke steht und von da den Blick gegen Süden wendet, hängt das Auge gefesselt an dem charakteristischen Bilde. Unten der tosende Inn, zu beiden Seiten, an den erhöhten Ufern terrassenförmig aufgebaut, die pittoresken Häuser, darüber die weithinschauende gothische Kirche und die alterthümliche Burg Landeck; weiter südlich die Felsenklamm von Urger, an der sich die Straße gegen Finstermünz hinzieht, ja, wie soll ich dies Alles mit Worten skizzieren, was ein einziger Blick mit einemmal einsaugt; da müsste ich noch das dunkle und helle Wald- und Wiesengrün dazu schildern und die prickelnd frische Luft, die nervenstärkend dich umweht und wohl dem kräftigen Wellenspiel zuzuschreiben ist, das durch den Zusammenfluß der Sanna und des Inn entsteht.

Denn gleich unterhalb der Brücke, wo wir unsern Standort haben, kommt von Westen die aus der Rosanna und Trisanna gebildete Sanna herangestürmt und ergießt sich schäumend in den Inn. In ihrem grünen Wasser baden sich die Riesen der nördlichen Bergkette, das Brandjoch, die eisumpanzerte Parseierspitze, der Eisenkopf und wie diese Potentaten alle heißen. Gleich einem träumenden Kinde ruht an ihrer rauhen Brust das liebliche Mittelgebirge von Stanz und Grins, uraltes Culturgebiet, wie zahlreiche Münzenfunde und Bauten bezeugen.

Hier zog auch die Römerstraße hinan mit ihrem Bollwerk, der „Letze"*), am Eingang des Zamser Loches und mit der Burg Schroffenstein, die nur mehr als gebrochener Thurm von der nördlichen Thallehne melancholisch herabschaut. Diese letztgenannten Befestigungen hatten einst große Bedeutung, denn sie sperrten das Thal gegen Osten vollständig ab, und dass der Gegner nicht etwa durch das Pitzthal über den sogenannten Piller diese natürliche Festung umgehe, dafür sorgte die Verschanzung von Arzl am Eingang des genannten Thales.

Wie schlimm es übrigens sei, in diese Landecker Mausfalle zu gerathen, haben die Bayern unter Max Emanuel im Jahre 1703 und anno neun erfahren, als sie der Marschall Lefebvre in die Engpässe von Pontlatz hetzte, wo sie von den sichern Stutzen der Schützen decimiert und von den niederdonnernden Steinlawinen der Weiber im buchstäblichen Sinne zermalmt wurden.

„Da hub der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und gieng als wie ein rollend Weltgericht
Hinunter in die Tiefe — —"

Sehenswert in künstlerischer, geschichtlicher und landschaftlicher Beziehung ist die schöne gothische Pfarrkirche am Fuße des dichtbewachsenen Schloßwaldes, von Hans Wieland am Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut; später wurde sie von unkundiger Hand weiß übertüncht und erst vor Kurzem in würdiger Weise hergestellt. Rechts vom Eingang befindet sich das herrliche Grabmal Oswalds von Schroffenstein, aus rothem Marmor schön gehauen, mit den Steinböcken im Wappen, und nebenan der kunstvoll geschnitzte Schroffensteinaltar, ein Denkmal gothischer Schnitzarbeit. Leider sind die interessanten alten Fresken an den Wänden

*) Letze = Schutzwehr.

bei der erstgenannten barbarischen Restaurirung ebenfalls überweißt worden.

Tritt man aus der kühlen Kirche wieder hinaus ins Freie, so fällt einem noch eine kleine Kapelle auf, die nach der Inschrift über der Thür wohl wert ist, dass wir ihr einen Augenblick schenken. Sie wurde zum Andenken an den denkwürdigen 22. Juli 1866 errichtet, an dem die 113 Mann starke Landecker Schützencompagnie unter ihrem Hauptmann Nik. Wachter bei Le Tezze zwei Stunden lang gegen den zwanzigfach überlegenen Feind stritt. Zehn Mann fielen diesem ungleichen Kampf zum Opfer.

Von der Kirche steigt man in wenigen Minuten zum Belvedere Landecks, zum reizend gelegenen Schloss gleichen Namens hinauf. Als ich vor mehreren Jahren den massiven Bau besichtigte, diente er noch als Kaserne. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieser aussichtsreiche Punkt zu einem Aufenthalt für „Fremde" hergerichtet würde.

Wie herrlich müsste sich von diesen Fenstern die Gegend an schönen Morgen und Abenden bestaunen lassen, die friedliche Thalsohle unten mit ihren grünen Matten und den erfrischenden Stromschnellen des Inns und der Sanna und darüber die Bergwelt des Stanzer und Innthales mit ihren grotesken Formen und Firnen. Hinter dem Schlosse ist ein schattiger Rasenplatz, wo man stundenlang in der Kühle liegen und sinnen könnte, den Blick in das grüne Laubwerk der Linden geheftet und ins Himmelblau, das dazwischen durchschimmert.

Doch steigen wir hinab in das Dorf Landeck, obwohl dieser Name streng genommen nur dem Schlosse zukommt. Denn die Ortschaft besteht eigentlich aus den zwei Orten, beziehungsweise Gemeinden Angedair und Perfuchs, am rechten und linken Innufer. Nicht wahr, ein paar interessante Namen, welche von be-

rufenen und unberufenen Etymologen schon oft zergliedert und gedeutet worden sind. Ob sie nun rhätisch oder keltisch, etruskisch oder romanisch sind, kann uns heute gleichgiltig sein. Soviel ist sicher, dass sie nicht deutschen Ursprunges sind. Was uns aber nicht gleichgiltig sein kann, ist die Frage, ob der Rauch, der aus dem Schornstein des unter uns liegenden Posthauses bläulich heraufwirbelt, vielleicht der Bereitung eines leckeren Mittagsmahles für unsere hungrigen Mägen seine Existenz verdankt Nun, vederemo!

Die ziemlich enge Gasse ist mit Fuhrwerk aller Art, Postchaisen, Omnibussen und Landauern dicht besetzt, überhaupt herrscht in dieser Hauptverkehrsader das regste Leben. Deutsch und wälsch, englisch und französisch hallt in buntem Wirrwarr durcheinander. Am meisten drängt es sich am Posthaus zusammen, wo die junge Frau Müller das Scepter in Küche und Haus schwingt und mit geübtem Feldherrnblick schaltet und waltet. Es mag in der That keine Kleinigkeit sein, all' die tausend Wünsche der Touristen, von denen jeder seine eigenen Passionen und Prätensionen zur Geltung bringt, zu befriedigen, und dabei noch den Goldhumor zu behalten oder besser gesagt, nicht zu verlieren. Küche und Unterkunft sind, das muss Jeder zugeben, der hier einmal abstieg, ganz ausgezeichnet und das ist eben das Malheur; denn infolgedessen nimmt der Zufluß von „Fremden“ von Jahr zu Jahr zu, der Kopf aber und die Arme der Frau Wirtin verdoppeln sich leider nicht.

Also huldigen wir dem schmackhaften Mahl, halten darauf ein Stündchen Siesta und schlendern dann behaglich die Gegend auf und ab.

Die besorgniserregenden Mienen unserer Tischgesellschaft verrathen uns, dass sie dem Sport einer größeren Excursion nicht ganz geneigt seien.

Verschlägt nichts.

Landeck hat eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausflügen, dass der Sohlenschwache wie der Sportsmann Befriedigung findet. Erstgenanntem schlagen wir einen kurzen Spaziergang auf das „Bürschl“ vor. Es ist dies ein kleines Kirchlein, das in ganz geringer Erhebung auf dem letzten Absenker des Rhätikon steht, aber trotz der geringen Höhe einen entzückenden Ueberblick über den ganzen Thalkessel bietet. Wir andern wandern weiter und gehen über die Bürschlbrücke nach Perjen im Norden des Thalkessels, um in der Nähe das Unicum eines interessanten Wasserfalles zu bewundern. Er wird durch den Letzenbach gebildet, der sich sein Nass von dem Eiskeller des Parseirergletschers holt und die Eigenthümlichkeit hat, erst sichtbar zu werden, wenn man fünf Schritte vor ihm steht. Der Müller am Ausgange der Schlucht, dessen Brodvater er ist, hat einen bequemen Brückensteig bis in die unmittelbare Nähe des Falles gezimmert, so dass man ihn nun ganz bequem ansehen kann. Es ergreift einen ein eigenes schauriges Gefühl, wenn man wie weltabgeschieden in dieser Schlucht steht und die gewaltige Wassermasse pfeilschnell unmittelbar vor sich in den tiefen Felskessel hinabschießen sieht. Wie das da unten braust und brodelt und zischt und die Wolken stäubenden Wasserdunstes hinauf und nieder wallen!

Nur wenige Schritte zurück und statt des kühlen Orkus umfängt uns wieder die warme sonnige Luft, das heitere Leben des Thales. Die Mühlräder klappern, bausbackige Kinder schauen uns mit großen Augen an, meckernde Ziegen nicken uns herablassend zu und der kurzhosige Knirps, der sie behütet, schaut so selbstbewusst von dem geborstenen Gemäuer, als wäre er ein Abkömmling des Centurio, der die „Letze“ einst vertheidigte. Vanitas vanitatum vanitas.

Was könnten diese massigen Befestigungsmauern, aus deren Gestein zum Theil der Müller seine Mühle gebaut, Alles erzählen und erst uns zu Häupten der graue verwitterte Thurm, gebrochen und zerspalten, aber noch immer trotzig den Fuß in den Felsen gerammt und ausspähend wie einst, als noch das gewaltige Geschlecht der Schroffensteiner hier hauste und Straßenzug und Nachbarn befehdete. Da drüben an der andern Thallehne geht die Bahnlinie und der schrille Pfiff übergellt den Schrei des Geiers, der im Geklüft sein Nest hat. Fast möchte uns eine ernste Stimmung beschleichen, wenn wir den Weg zurück machen, aber der freundliche Weiler Perjen, der von Obstbäumen ganz eingesponnen ist, lacht uns bald wieder Heiterkeit in die Seele und wenn wir erst zum saftig grünen Hügel von „Bürschl" kommen, an dessen Fuße ein kühler Bierkeller uns aufnimmt, dann sind wir wieder lebensfrohe Touristen und schauen mit ganz vernünftigem Auge zu jenem Schroffensteingemäuer, das vor einer halben Stunde finster auf uns herabdrohte.

Es ist übrigens nicht nothwendig, auf demselben Wege nach Landeck zurückzukehren. Man kann von dem Letzer Wasserfall über die Zamserbrücke den Rundgang vollenden, ja diese Route ist schon deshalb zu empfehlen, weil sie uns Gelegenheit gibt, dem Dorfe Zams und dem gleichnamigen großen, aber etwas nüchtern gebauten Frauenkloster einen Besuch abzustatten. Es wohnen barmherzige Schwestern drinnen; zugleich ist damit ein Spital, die Schule und ein Pensionat verbunden. Der Bau gewährt, besonders dem mit dem Zuge Vorbeifahrenden, einen stattlichen Anblick.

Wenn wir in das gastliche Hospiz wieder eingerückt sind, so werden wir natürlich sofort von einigen neugierigen Einheimischen, denen die Umgebung Landecks so bekannt wie ihr Hemd ist, mit unzähligen Fragen bestürmt. Ei! schon zurück;

Sie waren gewiss in Grins und haben sich dort die süßen Zwetschken munden lassen; nicht wahr für Maler wie geschaffen; die Spitzbogenbrücke über dem grausigen Tobel (Schlucht) und die pittoresken Mühlen und alterthümlichen Häuser; haben Sie wohl auch die einstige Sommerresidenz der Margarethe Maultasch angesehen mit den interessanten Fresken?

„Ja, meine Gnädige, wir waren gar nicht in Grins, sondern“ . . .

So also nicht in Grins, dann waren Sie wohl auf der Kronburg, ei der Tausend, da sind Sie schnell gegangen, aber nicht wahr, wie schön diese Burg das Thal auf und ab blickt und das Frauenkloster dahinter in der waldigen Versenkung. Wie, Sie waren nicht in Kronburg, ja wo waren Sie denn, etwa auf den Trauswiesen hinter dem Schlossberg, bei dem Wallfahrtskirchlein „zu unserer Frau im Wald“ oder waren Sie beim „Gigeli“ und haben den sieben Töchtern dort den Hof gemacht . . .; da auch nicht, alle guten Geister, Sie werden doch nicht vom Gigeliwirt noch weiter auf der linken Seite des Inn gegangen und nach Zöbeln hinaufgestiegen sein, wo die Hexe Stase seinerzeit ihr Unwesen trieb, bis man sie in der „Oede“ Ende des letzten Jahrhunderts verbrannt hat. Ja, machen Sie nur ein zweifelhaftes Gesicht. Fragen Sie nur alte Leute von Landeck, die wissen es Ihnen genau zu sagen, wie sie in einer Stunde nach Hall um Salz fuhr; der Sattel, auf dem sie ritt, wurde noch vor nicht langer Zeit im Schloss von Landeck hergezeigt. Auch ihren Mann hat die Unholdin denunciert, dass er elend umkommen musste.

So geht oft das Fragen und Erzählen fort, als ob wir uns in einem bäuerlichen Heimgarten befänden. Man glaubt gar nicht, welcher Knäuel geschichtlichen und ungeschichtlichen Tratsches bei längerem Aufenthalt in einem solchen Standorte sich nach

und nach aus den guten Leuten herausspinnt. Dass das Volk mit dem ihm am nächsten Liegenden, wenn auch Unbedeutenden zuerst herausrückt und dabei das wirklich Interessante und historisch oder culturhistorisch Wichtige außer Acht lässt, ist ganz natürlich. So werden dir wenige Landecker viel vom geistvollen Universitäts-Professor Alois Flir zu erzählen wissen, oder vom hochbegabten Bildhauer Trenkwalder, welche beiden hier ihre Heimat haben, wohl aber von der wunderlieblichen Sage von Friedrich mit der leeren Tasche, der auf seiner Flucht vom Constanzer Concil, als Sänger verkleidet, den zur Kirchweih versammelten Bauern die traurige Geschichte eines vertriebenen Fürsten vorsang und als die gerührten Bauern sich dabei an das Schicksal ihres lieben Friedel erinnerten, die Verkleidung wegwarf und mit Hilfe des bewaffneten Landvolkes wieder zu seinem Rechte kam. Sogar das Haus wird noch gezeigt, von dessen Söller aus der „Bauernherzog" sich zu erkennen gegeben u. s. w.

Auch vom riesigen Schroffensteiner Fass, das sich im Keller des obengenannten Burgthurmes befand, und die Eigenschaft des Oelkrügleins der Witwe von Sarepta besessen haben soll, wird noch viel erzählt und „wer's nicht glaubt, geh' hin und seh'", nämlich zum Gasthaus „zum Schroffenstein" in Landeck, dessen Weinkeller diese Antiquität in sich bergen soll. Nach einer andern dunklen Sage soll das Fass in den Besitz des Herrn Postmeisters Müller gelangt sein. Auch eine Photographie desselben kam mir jüngst unter die Augen.

Doch für heute legen wir uns auf's Ohr, um ein andermal unsere Excursion und unser Studium über den Arlberg fortzusetzen.

Ueber den Arlberg.

An einem thaufrischen Morgen verlassen wir Landeck, um westwärts gegen den Arlberg zu wandern; es ist diese Partie bis Pians eine der freundlichsten Promenaden. Das Wiesengrün leuchtet in herrlichster Frische, Heckenröschen blühen am Wege, in den Stauden probiert der Fink seinen neuesten Marsch, und an uns vorbei hüpft muthwillig das Flüsschen Sanna, die blauäugige Tochter der Silvretta-Berge. Die Gegend verdankt ihren lebhaften farbenhellen Typus dem quellenreichen Schieferwalle, der den Kalkmassen der nördlichen Alpenkette als Mittelgebirge vorgelagert ist und durch den sich die Sanna ihr Bett gefressen hat.

Weniger angenehm war diese geologische Eigenthümlichkeit den Ingenieuren der Arlbergbahn, welche dadurch gezwungen wurden, die Route an der linken Thallehne, mithin am rechten Sannaufer zu bauen, wo das Gestein wenigstens etwas weniger brüchig ist. Die weitere Folge war der grandiose Viaduct bei Wiesberg, der den Train in der schwindelnden Höhe von 86 Metern über das Paznaunthal trägt. Denn hier gabelt sich das bisherige Sannathal in das nordwestlich sich hinziehende Stanzerthal und in das südwestliche Paznaunthal.

Dort wo die beiden Bergwasser der Rosanna und Trisanna sich zur Sanna vereinigen, steht auf mächtigem Felsblock das halbzerfallene Schloss **Wiesberg**, die wirksame Staffage der Riesenbrücke.

Warum man den Plan, die Arlbergbahn durch das sanftansteigende Paznaunthal und über Vermunt oder das Zeinisjoch in's Montafonthal zu leiten, aufgegeben, weiß ich nicht. Wahrscheinlich gab die kürzere Route durch das Stanzerthal den Ausschlag; es mögen wohl auch die zahlreichen Lawinenstürze im hintern Paznaun gegenüber den Terrainschwierigkeiten des erstgenannten Thales in die Wagschale gefallen sein.

Das weltabgeschnittene **Paznaun**, ob seines originellen Völkleins der Spott der Innthaler, hätte dadurch freilich ein ganz anderes Gesicht bekommen. Es ist ein Touristenwinkel comme il faut und kann sich hinsichtlich landschaftlicher Reize den schönsten Tiroler Thälern an die Seite stellen. Entbehrt es auch der massigen Gletscher im Hintergrunde, wie es z. B. im Oetz- und Zillerthal der Fall ist, so ist es dafür umso reicher an grotesken Felsenformationen und birgt nichts destoweniger in seinen südlichen Seitengründen des Cimber- und Jammthales allen Zauber der Eiswelt. Es ist, möchte ich sagen, das freundlichste aller Thäler Nordtirols. Keine Runse, kein eingerissenes Ufer stört den heiteren Charakter der Thalsohle, welche die Rosanna in friedlichem Lauf durcheilt.

Die Thallehnen sind hoch hinauf mit Bannwäldern, Wiesgründen, Feldern und gesicherten Bergmähdern überzogen.

Unten aber in fruchtreicher Lage stehen die lieblichen Dörfer See, die Heimat des Künstlers Mathias Schmid, Kappel, Ischgl und im hintersten Thalkessel das einsame Galthür (cultura), die älteste Ansiedlung Paznauns.

Es gibt keine lohnendere Partie, als von Landeck aus den Rundgang durch Paznaun und Montafon zu machen und von Bludenz an zu Fuß oder mittels Bahn über den Arlberg zum Standort zurückzukehren. Touristen jeder Branche finden da ihren Genuss. Der Künstler kann sich Motive in Hülle und Fülle holen. Ich will nur z. B. gleich am Eingang des Thales den Rückblick auf das Schloss Wiesberg nennen; unten der schäumende Bach, darüber die Brücke als Vordergrund, die Burg mit den halbbebuschten Felsen als Mittel- und das zackige Zamserjoch als Hintergrund.

Ein unvergleichlich schöner Blick thaleinwärts bietet sich bei Kappel, gerade vom ersten Wirtshaus an, mit der prächtigen Kirche im Vordergrund und in der Ferne das hingelagerte Ischgl. Allerdings führt die neuangelegte Straße nicht mehr daran vorbei, aber es verlohnt sich, zu ihm hinauf zu steigen. Auch Galthür mit dem hoch ins Blaue steigenden Ballenspitz, den die meisten Touristen irrthümlich für die Vallülaspitze ansehen, gibt einen ganz reizenden Vorwurf. Von den malerischen Partien der Seitenthäler gar nicht zu sprechen.

Der Historiker kann in Hausers Paznaunerchronik zu Ischgl die Geschichte des Thales studieren. Aus diesem Actenstück kann auch der Mythologe in der Erzählung vom Riesen Kuhhaut sich Züge der alten Riesensage herauslesen.

Der Ethnograph wird bei der Bevölkerung auf den ersten Blick neben der reinen alemannischen Rasse noch eine Vermischung mit der romanischen herausfinden und der Sprachforscher dürfte unschwer seine Entdeckung bestätigen.

Selbst der Gourmand wird in Ischgl der Küche des „wälschen Wirthes" alle Bewunderung zollen und es ganz begreiflich finden, dass Herr N. von Wien, der auf drei Tage das Thal besuchen wollte, daselbst drei Wochen geblieben ist, so dass

ihn seine Frau förmlich steckbrieflich suchen lassen musste. Ja, hätten wir heute nicht gebundene Marschroute, so machten wir wohl diesen Abstecher ins Paznaun, aber wir müssen in Eilschritten nach Strengen, der ersten Station im Stanzerthal, um wenigstens bis St. Anton die Bahn zu benützen.

Man thut wirklich besser, bis zum genannten Ort zu fahren. Denn so hübsch manche Punkte des Rosannathales sich präsentieren, so sind doch die Zwischenpausen auf staubiger Landstraße zu wandern ermüdend. Vom Waggonfenster aus aber zieht die nördliche Thalflanke mit ihren Knotenpunkten Fliersch, Schnan, Pettneu und St. Jakob ganz allerliebst an uns vorüber, während wir hoch oben an der linken Lehne lustig dahindampfen und gar nicht ahnen, durch welch' grausige Tobel, untermauertes Rutschgebiet und wilde Bergwasser unsere Fahrt geht.

Es muss in der That als ein Triumph der modernen Technik angesehen werden, dass sie diese Terrainschwierigkeit, die oft schier unüberwindlich schien, so glänzend besiegte. Das brüchige Schiefergestein und der quellengesättigte Boden spotteten jeder Trocken- und Stützmauer; Durchlass reiht sich an Durchlass, ein Lawinendach an das andere, Brücke an Brücke.

In einer leichten Stunde sind wir in St. Anton, mithin vor der östlichen Mündung des großen Arlbergtunnels. Hier steigen wir aus. Die Fußpartie über den „Berg“ ist zu verlockend; überdies erwartet uns jenseits in Langen gewiss ein anderer Zug, der uns gegen Bludenz führt.

Wenn man so den „Berg“, wie das Volk den Arl nennt, vor sich ansieht und dann einen Blick auf die Karte wirft, muss man gestehen, dass der Maulwurfsgang, den sie da durchgetrieben, ein ganz respectabler ist. Ich werde auch nie vergessen, welche ganz seltsamen Gesichter zwei Unterinnthaler Bauern schnitten,

als ich mit ihnen im letzten Jahre durch den großen Tunnel fuhr und wir nach 19 Minuten bei Langen herausdampften.

„Miagst (möchtest) moan', dass 's migli' war', Hansai," sagte der eine zu seinem Kameraden.

Ja, mein lieber Hans, dachte ich mir, das ist freilich was anderes, als mit der schweren Kraxe (Tragkorb) auf dem Rücken über den „Berg" zu trollen. Auch wir lustige Studenten hätten es uns seiner Zeit, als wir mit blumengeschmückten Hüten und mit hellem Jauchzen über den Arlberg in die Ferien zogen, nicht träumen lassen, dass so und so viele Jahre später diese von Fuhrwerk und reisigem Volk aller Art belebte Straße jemals so vereinsamen könnte, wie sie sich uns heute zeigt.

Schade, wirklich schade, dass dieser Nerven und Augen erfrischende Ueberstieg des Arlberges wegen des Tunnels nun selbst von den Touristen vernachlässigt wird.

Wie leicht steigt es sich auf dieser breiten Chaussee allmälig aufwärts; prickelnd kühl weht uns die Luft entgegen, rechts und links vom Wege blühen Alpenrosen, gegen die steinigen Halden hin ziehen sich Weideböden mit würzigem Spitzgras. O Einsamkeit, wie wohl thut dein Schweigen! . . .

Holla, ein Wirtshaus, das altberühmte „Waldhäusl!"

Bringen wir ihm eine kleine Libation, nicht etwa weil uns der Durst plagt, denn wir marschieren erst eine Stunde, nein, nur aus Mitleid, oder besser gesagt, aus Ehrfurcht vor dieser einst weitverehrten, nun vereinsamten Cultusstätte des Bacchus.

So und nun weiter!

Unserer pietätvollen Rücksicht folgt sofort der Lohn. Schon nach einer kurzen Strecke Anstieg begrüßt uns beim sogenannten „Kalten Eck" gegen Süden der prächtige Blick ins Verwallthal mit der majestätisch aufragenden dreizinkigen Patriolspitze.

Von nun an wird die Gegend immer verlassener und einsamer. Die Straße steigt rasch gegen Nordwesten und, schneller als wir glauben, fußen wir auf dem breiten Sattel des Arlberges.

Hier steht das Kirchlein von St. Christoph mit dem Hospiz und einigen Zugebäuden, dem Wegmacherhäuschen und der Wohnung des Frühmessers. Das ist die ganze Ansiedelung, ein Bild der Verlassenheit. Selbst im Hochsommer, wenn die Sonne mild auf die baumlosen Matten schaut, kann man sich eines melancholischen Gefühles nicht erwehren. Nun denke man sich den dreivierteljahrlangen Winter hier oben mit den eisigen Stürmen und haushohen Schneeverwehungen.

Und doch giengen Tausende und Tausende über den „Berg", aber Hunderte fanden den Tod, bis der fromme und uneigennützige Sinn des armen Hirten Heinrich Findelkind im Jahre 1586 dieses Hospiz hier gründete. Das Geld dazu sammelte er bettelnd auf Reisen in aller Herren Länder und durch die Gründung der Christoph-Bruderschaft. Seit der neuen Poststraße über den Arlberg hatte das Hospiz wenig Bedeutung mehr und ist jetzt natürlich ganz überflüssig geworden.

Auch der riesige Christophorus, der noch im Kirchlein steht, kann nun seine alten Tage ruhig verleben und braucht wenigstens nicht mehr zu fürchten, dass ihn wie bisher die vorbeiziehenden Schwabenlandkinder mit ihren Schnitzmessern, bald hätt' ich gesagt, bei lebendigem Leibe tranchieren; ihren Talisman gegen das Heimweh können sie sich wohl von einem andern Holze herausschneiden.

Der Arlbergsattel ist sehr breit. Beiläufig in der Mitte steht auf einem Felsblock ein kleines Crucifix und nicht weit davon der Grenzpfahl, der Tirol und Vorarlberg scheidet. Noch einmal werfen wir einen Blick zurück auf die still daliegende

Christophgemeinde, dann fliegt das Auge sehnsüchtig nach Westen, wo über dem Jochsattel der lichtblaue Himmel Vorarlbergs winkt.

Als letzte Jochstaffage kauert rechts am Wege ein einsames Wegmacherhaus, „Rauz" genannt, von wo aus sich zum erstenmale die Rhätikonkette in ihrer ganzen Erhabenheit bewundern läſst; dann geht es im raschen Gesenke die Serpentinen abwärts gegen Stuben, dem ersten Dorfe auf Vorarlberger Seite.

Hier schlägt ein anderes Idiom, das alemannische, an unser Ohr; die „Leut" sind zu „Lüt", die „Bam" (Bäum') zu „Bäm", die „Kerschen" zu „Kriesi", die Erdäpfel zu „Grundbiere" geworden; der „Monn" ist nicht „g'wös'n", sondern der „Ma" ist „g'si" u. s. f. Der des Dialects Unkundige dürfte in der großen Bauerngaststube des Posthauses vom Discurs der Leute nicht viel verstehen. Wer Stuben vor fünfzehn Jahren gesehen hat, wird seine Physiognomie kaum mehr erkennen. Was war das für ein Leben und für ein Durcheinander von Leuten und Fuhrwerk aller Art bei Tag und Nacht. Von alledem ist nun nichts mehr zu sehen. In der engen Gasse, wo ehedem die vielen Wagen sich kaum ausweichen konnten, schnalzt jetzt keine lustige Fuhrmannsgeisel mehr und kein Hü und Hott der fluchenden Roſsknechte ist zu hören. Aber Touristen finden sich ein, welche hier Nachtquartier nehmen, um Tags darauf über die Zürser-Alpe ins Lechthal zu steigen.

Von Stuben, wo der „Berg" aufhört, bis nach Langen, der ersten Bahnstation auf Vorarlberger Seite, geht man in einer starken halben Stunde. Für die weitere Strecke bis Bludenz benützen wir den Train. Denn diese Fahrt gehört zu den genuſsreichsten der ganzen Arlbergbahn. Hoch oben an der rechten Thalseite führt die Trace hin, so daſs man wie von einer Altane das ganze Klosterthal übersieht. Besonders zwischen der

Station Dannöfen und Dalaas ist der Ausblick gegen Westen entzückend schön, und wenn wir erst bei Braz die Thalsohle erreicht haben und uns am Bahnhofe von Bludenz aus dem Schatten der Bürserschlucht die purpurübergossene Scesaplana entgegenleuchtet, dann werden wir sagen: Das war wieder einmal ein Wandertag, den man rothgolden ins Buch des Lebens einschreiben soll.

Und nun mit einem kühnen Sprung wieder ins Innthal zurück.

Hall.

Der Stadt Hall ergeht es wie manchem bescheidenen Menschenkinde: es wird übersehen neben den landschaftlichen Reizen seiner größeren blendenden Schwester Innsbruck. Und doch ist seine Umgebung kaum minderschön, als die letztgenannter Stadt. Es hat dasselbe anmuthige, bald bewaldete, bald bebaute Mittelgebirge, besetzt mit Dörfern und Einzelhöfen, dieselben kühnen malerischen Formen der Hochgebirge zu beiden Seiten des Thales, dasselbe Klima, nur dass der lästige wälsche Gast, welcher in den Gassen Innsbrucks so oft sein Unwesen treibt und den Bewohnern an den schönsten Sommertagen das Ausgehen verleidet, in Hall weit seltener und höflicher seinen Besuch abstattet.

Doch nicht blos die liebliche Lage der Stadt verdient mehr ans Licht gezogen und der reisenden Welt bekannt gemacht zu werden, ihr Hauptvorzug besteht in dem außerordentlich heilkräftigen Solbad, das sich kühn neben die berühmten Bäder von Ischl und Reichenhall stellen darf, ja dieselben an Güte um ein Bedeutendes übertrifft.

Die Haller Salzsole enthält nämlich mehr Chlormagnesium, Chlorkalium und Chlorkalcium und hat ein größeres specifisches Gewicht als jene der genannten Bäder, zudem kommt Brom und Jod in derselben vor.

Daher sind auch die Erfolge, welche durch ihren Gebrauch erzielt werden, wahrhaft überraschend zu nennen und es ist nur

zu wünschen, dass recht viele Leidende aus allen Gauen sich in dies reizende Asyl flüchten möchten, um sich aus der stärkenden Sole, der frischen Bergluft und dem ausgezeichneten Trinkwasser neues Leben und Gesundheit zu holen.

Damit haben wir abermals ein paar Vorzüge Halls erwähnt, die wir eines näheren beleuchten müssen.

Hall liegt 559 Meter über der Meeresfläche, ist mithin der höchstgelegene Solbadort.

Die Frische und Reinheit der Luft, die es dieser hohen Lage verdankt, wird aber noch nebstdem durch ganz besondere geographische Verhältnisse unterstützt, nämlich durch die günstige Lage der Berge und die Thalrichtung. Man kann dies an schönen warmen Sommertagen deutlich beobachten. Die Sonne bescheint während des ganzen Vormittags den kahlen nördlich gelegenen Abhang des Salzberges und erhitzt ihn dadurch derart, dass zur Mittagszeit ein warmer Luftstrom in die Höhe steigt. Dieser bewirkt regelmäßig ein Nachdrücken der Luft aus den östlich gelegenen Seitenthälern und so kommt es, dass in den ersten Nachmittagsstunden, wenn an anderen Orten die lästige Schwüle herrscht, ein ungemein erfrischender Luftzug sich einstellt. Diese Annehmlichkeit ist umso bemerkbarer, als die größere Anzahl der Tage heiter und sonnig zu sein pflegt, ganz im Gegensatz zu den Orten des Salzkammergutes und überhaupt jener am Rande der Alpen, welche das Regenwetter der Berge und der Ebene, also die doppelte Portion zu genießen bekommen.

Ein lang andauernder Landregen gehört im Innthale zu den Seltenheiten.

Auch die Hochgewitter erweisen sich sehr gnädig, indem sie sich gewöhnlich oben am Kamm der Berge entladen und so den Bewohnern der Thalsohle zwar das prächtige Schauspiel der leuchtenden zackigen Blitze gewähren, aber keinerlei Schaden bringen.

Nebst den „himmlischen" Begünstigungen dieses aufblühenden Curortes trägt auch die Beschaffenheit des Bodens nicht wenig zu seiner außerordentlich gesunden Lage bei. Der Grund besteht überall aus durchlässigem Geröll, mit nicht dicker Humusschichte bedeckt, nirgends existiert ein Sumpf, diese Brütestelle giftiger Miasmen und sollte dennoch etwas derartiges im Luftkreis sich befinden, so wird es durch den dicken Dampfqualm, der von den Pfannen, wo täglich fast 1000 Centner Salz erzeugt werden, aufsteigt, gewiss vertrieben. Wasserverdunstung aus Salzlösungen ist bekanntlich ein wirksames Luftreinigungsmittel. Als thatsächlichen Beweis für das Gesagte gibt es in Hall keine epidemischen Krankheiten und von Epidemien war seit den Zeiten des finstern Mittelalters nichts zu spüren. Ebenso gehört der Cretinismus zu den unbekannten Dingen, ein Uebel, welches sonst häufig an Orte geknüpft ist, wo sich Salzlager befinden.

Wir rühmten oben ferners das treffliche Trinkwasser. Es entspringt 333 Meter über der Thalsohle und wird in Cementröhren herabgeleitet, wodurch es seine Frische von 7° R. selbst zur heißen Sommerszeit nicht verliert, ein Vorzug, den besonders jene Curgäste zu schätzen wissen werden, die in ihrer Heimat auf laues Cisternenwasser angewiesen sind. Fast in jedem Hause befindet sich ein Brunnen.

Um nun all dem Lobens- und Preiswerten, das wir bereits angeführt, auch ein Aber beizufügen, müssen wir freilich bekennen, dass man Anforderungen, wie z. B. an das berühmte Ischl, an Hall vorderhand nicht stellen darf. Es gibt daselbst keine Hotels mit großstädtischem Luxus, wohl aber gute große Gasthöfe, in denen man, wenn auch mit weniger Prunk, doch sicherlich ebensogut und jedenfalls billiger bedient wird. Auch befindet sich in Hall selbst bis jetzt noch kein eigentliches Badehaus. Die Bäder können entweder in dem kaum eine Viertelstunde von der Stadt

entfernten Dorfe Heiligkreuz, wo ein eigenes Etablissement nebst Pension für 40—50 Personen besteht, ebenso beim nahegelegenen „Volderwaldhof" oder in einem der Gasthäuser, z. B. beim „Neuwirt", ferner beim „Hirsch", beim „Plainer" 2c. genommen werden. Auch mag sich der Fremde in eine der vielen Privatwohnungen einquartieren, die für Sommergäste zur Miethe bereit stehen und dort Hausbäder nehmen, was besonders in den mehr am Ende der Stadt gelegenen Wohnungen bequem geschehen kann.

Man setzt dem Badewasser einfach Sole oder Mutterlauge bei, deren Quantum je nach der Art der Krankheit zwischen $2^2/_3$—$13^1/_3$ Liter schwankt. Die Anzahl der Bäder, welche bei einer Cur genommen werden, beträgt 10—30.

Die Bewohner von Hall erweisen sich dabei den Cur- und Sommerfrischgästen nach Kräften gefällig, umsomehr, da es ja auch in ihrem Interesse liegt, der alten Salinenstadt dadurch eine neue blühende Zukunft zu schaffen. So gründete sie einen eigenen Stadt-Verschönerungsverein, der den Zweck hat, durch Herstellung von Alleen und schattigen Plätzen die nächste Umgebung der Stadt parkartig zu verschönern. In neuerer Zeit besitzt Hall auch ein gut eingerichtes Schwimmbad. Ueberdies befindet sich ein solches beim „Neuwirt" unweit des Bahnhofes.

Manches könnte in dieser Hinsicht noch geschehen, aber dazu braucht es bedeutende Geldmittel, die dem kleinen, finanziell etwas spärlich begabten Hall schwer fallen dürften. Es vertraut daher in dieser Hinsicht auf seine Schwesterstadt Innsbruck, welcher der Nutzen eines vermehrten Fremdenzudranges ja fast ebenso zufließen würde, sowie es anderseits keinen geringen Vorzug für die Curgäste ausmacht, die Landeshauptstadt mit ihrem Comfort kaum eine halbe Stunde weit entfernt zu haben.

Alle jene Gäste indes, welche einen Fußgang von einer Viertel- und höchstens halben Stunde nicht scheuen, finden schon jetzt Waldesschatten und Ausflugspunkte genug und in jedem Grade der Steigung. Besonders das rechtsseitige Innufer mit seinem welligen Hügelzuge, auf dem obstbaumbeschattete Einzelhöfe, üppige Wiesen und Felder, reizende Villen und kühle Tannenwälder in anmuthigem Wechsel sich reihen, bietet deren eine reiche Auswahl. In Entfernung von einer bis drei Stunden liegt ein Kranz von schmucken Dörfern, theils in der Thalsohle, theils auf dem links- und rechtsseitigen Mittelgebirge ausgebreitet, oft mit dem entzückendsten Ausblick ins Ober- und Unterinnthal und auf die blinkenden Stubaier Gletscher.

Wir erinnern nur an den idyllischen Gnadenwald, an das romantisch gelegene Schloss Friedberg, an das kühle waldige Volderthal mit seiner stärkenden Badequelle, an den Salzberg u. s. w.

Aber auch weitere Ausflüge sind durch die Eisenbahn so nahegerückt, dass sie als Tagespartien gelten können. Ein Rutsch und wir stehen am Eingange des Achenthales, des Zillerthales, am Fuße der hohen Salve und wie diese lieblichen und großartigen Punkte und Thäler alle heißen, oder wir befahren mit dem keuchenden Dampfross die Wunderbauten der Brennerbahn.

Wo ist ein Solbadort, der so viel des Schönes aufzuweisen hätte!

Wie viele Bewohner des Nordens, die den Winter im Süden zubrachten, suchen, wenn ihnen dort zu warm wird, die Reise in die ferne Heimat aber zu weit erscheint, einen passenden Sommeraufenthalt: ich möchte ihnen Hall dazu anrathen, und sie werden sich überzeugen, dass das gespendete Lob ein wohlverdientes zu nennen ist.

Im Gnadenwald.

Wie jedes Haus seine stillen traulichen Plätzchen hat, an denen man gern von den Tagesmühen ausruht, wo dich die Erinnerung an die vergangene Kindheit überkommt, so hat auch die Natur, dieses große Erdenhaus, ihre heimlichen Stellen — stille Winkel — in denen wir wieder zu Kindern werden, wenn wir anders noch die Kindlichkeit des Herzens bewahrt haben.

Ein solcher stiller Winkel nun ist der Gnadenwald.

So heißt das liebliche Mittelgebirge, das nordöstlich von Hall auf dem linken Innufer in mäßiger Erhebung aufsteigt und, in einer Längenausdehnung von beiläufig dritthalb Stunden an der nördlichen Alpenkette sich hinziehend, mit der schauerlichen Thalschlucht des Vomperloches unweit Schwaz rasch abbricht.

Am Fuße desselben, an den waldigen Vorsprüngen, in denen es zur Thalsohle sich senkt, und in den schattenreichen Buchtungen liegen die freundlichen Dörfer Mils, Baumkirchen, Fritzens, Terfens und am Ausgange das getreidereiche Dorf Vomp, dessen schmucke Häuser sich um das herrliche Schloss Sigmundsluft recht malerisch gruppieren. Von allen diesen Weilern führen anmuthige Aufstiege in den Gnadenwald, durch den breiten Föhrengürtel, der sich über jenen erhebt und das dahinter verborgene Arkadien kaum ahnen lässt.

Der gewöhnlichste Weg jedoch, den auch wir einschlagen werden, führt von Hall aus in nordöstlicher Richtung auf der Salzbergerstraße durch das föhrenbewachsene Absamer Aichet bis zum Weißenbach, der, aus dem romantischen Hallthale brechend, in starkem Gefälle an dir vorübertobt, um auf der blutgetränkten Milserhaide sein Schuttgerölle abzulagern. Wo er die Straße durchschneidet, steht links ein stattliches Haus mit einer Ziegelbrennerei.

Du kannst nun nicht mehr fehlen, denn schon von weitem schaut dir der breite, dichtbewaldete Hügelkamm des Gnadenwaldes entgegen, von dessen luftiger Höhe eine kleine Kapelle freundlich herunter grüßt. Diesem frommen Wegweiser folgend, gehst du über den großen Weideplatz, der sich davor ausdehnt, mitten durch das Geläute friedlich grasender Kühe und kannst das bescheidene Glück des Hirtenknaben beneiden, der dort im spärlichen Schatten eines Wachholderbusches liegt und träumerisch in den blauen Himmel empor starrt. Vielleicht fallen dir dabei die Verse Uhlands ein:

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell ein Hirtenknab'.

Bist du auf dem kurzen, aber ziemlich steilen Fußpfad — nicht umsonst Kniebrecher genannt — auf der Anhöhe bei der Kapelle angelangt, so stehst du am Eingang des Gnadenwaldes.

Nun, lieber Wanderer, schüttle den Staub der Stadt von den Füßen und mit ihm die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens, die uns das schöne Erdendasein oft zu einer Last machen; wirf dich in den nächsten Schatten und athme in vollen Zügen den köstlichen Föhrenduft ein, den dir der erfrischende Ostwind stärkend zuträgt.

Der tiefste Sonntagsfrieden der Natur umgibt dich. Nur oben durch die Wipfel der Tannen geht ein stilles Rauschen, da und dort ein Vogelpfiff, von fern her das Bimmeln einer Kuh, die tiefer im Wald drinnen weidet, und das Pochen deines Herzens, das ist alles, was du hörst.

Also frisch aufgetreten und in einer Viertelstunde bist du bei der Breitwiese, vom Volk „Auf der Wies'n" geheißen.

Dies ist die erste Station des Gnadenwaldes; sie bestand vor kurzem nur aus einem stattlichen Bauernhofe und einem kleinen alterthümlichen Kirchlein, der Schmerzensmutter Maria geweiht. Nun ist dieser stille friedliche Ort zu profanen Zwecken benützt, und das alte Botenweiblein, das hier unter den zwei Lindenbäumen am Wege, die ein verwittertes Nepomukbild beschatten, rastete, findet ihren Ruheplatz nicht mehr. Denn hier steht nun das prächtige Fremden-Hotel „Wiesenhof", wohl eine der bestgelegenen Sommerfrischen Tirols. Mit der Stille ist es allerdings nun aus und der Lärm der einheimischen und zugereisten Gäste übertönt das eintönige Rauschen des Fallbaches, der über eine hohe senkrechte Wand von der nördlichen Bergseite herunterfällt und besonders nach Regentagen ein schönes Schauspiel bietet.

Wir aber träumen uns heute einen schönen blauen Himmel, so einen recht duftigen Sommertag, wo die Sonne licht durch die dunklen Aeste blitzt, als wäre jeder Strahl ein heller Freudenjauchzer über das wunderliebe Bild, das sie beleuchtet. Darum führe ich dich nicht zum Fallbach, der heute nur wie ein silberner Faden über die graue Bergmauer gleitet, sondern gleich nach St. Martin, dem Hauptorte des Gnadenwaldes.

Ein anmuthiger Waldweg voll frischer Abwechslung führt dich in mäßiger Steigung dahin. Das Auge sieht sich kaum satt an dem üppig wuchernden Baumschlag, der den Pfad begrenzt;

Fichten, Lärchen, Birken und Buchen bieten in mannigfaltigster Gruppierung dem Blick stets neuen Reiz, während in ihrem Schatten die weichen Sammtpolster saftgrüner Mooshügel dich zur Ruhe laden. Linker Hand aber ragen über die Baumwipfel die nackten wettergrauen Felswände des Speckkors und Lavatscherjoches herein, deren starre Einsamkeit und Oede nur das Krachen einer losgelösten Steinlawine oder der gellende Schrei eines Jochgeiers unterbricht.

Ein kleines Bildstöckl, das frommer Sinn an eine alte Tanne geheftet hat, bezeichnet die erreichte Höhe. Von da führt der Weg stets eben hin. Noch eine Biegung und durch die grünen Tannenäste schimmert der goldene Thurmknopf von St. Martin. Hier thut sich die Gegend mit einemmal auf und du siehst dich aus der heimlichen Waldeinsamkeit vor ein heiteres Landschaftsbild versetzt.

Es ist ein lachendes Gelände mit grünen Wiesen und Feldern, worauf die bäuerlichen Gehöfte vertheilt sind, unterbrochen von buschigen Hügeln und schattigen Wäldchen. Links oben an den Berg hingelehnt, steht das alte Kirchlein, dessen rother Kuppelthurm sich vom dahinterliegenden dunkelgrünen Tannenwalde lieblich abhebt. Daneben ist die freundliche Priesterwohnung angebaut. Vor dem Kirchthore prangt eine mächtige Linde, von einem Brettersitz umgeben, und weiter droben stehen wieder Bänke unter schattigen Lindenbäumen. Unweit davon entspringt die kühlste Wasserquelle und ergießt sich in den murmelnden kleinen Bach, der aus der traulichen Dämmerung des hart angrenzenden Waldes heruntereilt.

Dort ist es wunderschön zu ruhen, wenn außen die Sonne brennt.

Das Rauschen des Wassers lässt unwillkürlich die Lider schließen zum träumenden Halbschlummer und plaudert alte Sagen aus:

„. . . Von einem Jägerhaus, so hier vor Zeiten
Gestanden, wo jetzt blüht die Kirchenlinde,
Von Waidmannslust, wenn in des Waldes Weiten
Der Ritter zog, gefolgt vom Jagdgesinde;

Wie dann das Haus zu eines Klosters Hallen
Und Hifthornklang zu Psalmensang geworden,
Bis zu der Schreckensnacht, da eingefallen
Der Feuerflammen freche Räuberhorden.

Die Nonnen floh'n; — gleich aufgescheuchten Dohlen
Durchirrten sie den Forst mit Klagerufen,
Das Kloster sank in Trümmer, Schutt und Kohlen,
Bis fromme Männer drauf das Kirchlein schufen. . . "

In Wirklichkeit sieht die Geschichte des St. Martinsklosters allerdings nicht so poetisch aus, als sie die Dichterin in ihren „Grüßen aus Tirol" schildert, sondern bietet, um mit dem unparteiischen Historiker Tinkhauser zu sprechen, „dem forschenden Auge nur selten einen freundlichen Blick." Wie es seinen Ursprung der „Schlauheit einer gekränkten Frau" verdankte, so ist es auch durch „weiblichen Eigensinn und durch weibische Zwietracht" wieder schnell untergegangen.

Gestiftet und erbaut hat es im Jahre 1500 die reiche Haller Witwe Magdalena Götzner. Diese trat nach dem Tode ihres Mannes zuerst bei den geistlichen Schwestern im benachbarten wilden Hallthal ein und hatte diesem Frauenkloster ihr ganzes Vermögen zum Opfer gebracht, wogegen sie die ausnahmsweise Begünstigung erhielt, ihr kleines Töchterchen Magdalena mitnehmen zu dürfen. Da sie aber nach eilf Jahren wider ihr Erwarten noch nicht zur Priorin gewählt worden war, so

erwirkte sie sich aus gekränkter Eitelkeit beim Papst durch Vermittlung des Abtes von Georgenberg die Erlaubnis, das Hallthal verlassen und neben dem St. Martinskirchlein im Gnadenwalde ein gleichnamiges Frauenkloster gründen zu dürfen, was auch im Jahre 1500 geschah.

Diese neuen Waldschwestern lebten gleich denen im Hallthale in strenger Klausur nach der Regel des heiligen Augustin, hatten ihre kirchlichen „Tagzeiten" bei Tag und Nacht, dazu das Gebot häufigen Fastens und strengen Stillschweigens. Als Kleidung trugen sie einen schwarzen Talar, „Kutte" genannt, und darüber einen grauen Mantel. Wie vorauszusehen, wurde die alte Götznerin zur „Mutter Priorin" gewählt und hatte den Triumph, ihre frühere Stätte im Hallthale allmählich verkommen und dafür ihr Kloster von Jahr zu Jahr an Nonnen zunehmen zu sehen. Als sie nach neunzehn Jahren starb, betrug die Zahl der Schwestern sogar dreißig. An Stelle der Mutter wurde nun die junge Götzner, welche bei der Gründung ebenfalls das Ordensgelübde abgelegt hatte, als Priorin gewählt und damit beginnt die eigentliche Leidensgeschichte dieses Klosters.

Schon im Jahre darauf, 1520, zerstörte eine Feuersbrunst Kloster und Kirchlein und die Nonnen mussten vom Anerbieten des edlen Sigmund von Kripp in Hall Gebrauch machen, der ihnen zuerst in einem Privathause Unterkunft verschaffte und im Jahre 1526 die St. Salvatorkirche sammt fünf andern Häusern überließ.

Doch lag auch auf dieser neuen Zufluchtsstätte kein Segen.

War das alte Kloster dem Feuer zum Opfer gefallen, so wurden die Insassen des Haller Klosters von ganz andern unlautern Flammen verzehrt, welche der bekannte Prädicant Dr. Jakob Strauß durch seine verführerischen Reden in ihnen entzündet hatte. Schon im Jahre 1524 wurde einigen Nonnen die

Zelle und die „Kutte“ zu eng und sie entsprangen, wie der Haller Chronist Schweyger erzählt, „auf Augsburg zue, um daselbs Männer zur Ehe zu überkhomen“. Von nun an wich Zucht und Ehre immer mehr aus den geweihten Hallen. Im Jahre 1526 liefen sieben Schwestern auf einmal fort. Schließlich, im Jahre 1566 war nur mehr eine Nonne übrig, die dann in das Schwesterkloster St. Martin bei Schwaz übersiedelte.

Wie es übrigens im Kloster zugegangen sein mag, erhellt aus den Aussagen einer ebenfalls desertierten Klosterfrau, namens Sophie Wieser, welche bei der Untersuchung u. a. auch angab, dass die Nonnen „ihrer Priorin, d. h. der jungen Götzner, ihre Sünden alle wie einem Priester hatten beichten müssen.“ — Dazu stimmt freilich nicht sehr, wenn ihnen König Ferdinand in der Confirmationsurkunde vom 12. April 1526 das Zeugnis ausstellt: „Die Priorin mit sammt Convent hat sich im Wald und zu Hall für und für im geistlichen Wandel und guten tugendsamen Wesen und Leben dermassen gehalten, daß Wir darob sonder Freud und Wolgefallen haben.“

Ueber hundert Jahre lagen die niedergebrannte Kirche und das Kloster in St. Martin in Schutt, bis 1645 zwei „fromme Männer“ von Hall, Pfarrer Christoph Wenig und Salzversilberer Georg Thaler, es wieder zu neuem Leben erweckten. Ersterer baute das Kirchlein in der gegenwärtigen Gestalt und schuf aus der Klosterruine Wohnzimmer für einen Priester; letzterer stiftete das Benefizium für dessen Unterhalt. Für sich baute er eine „Klause“ daselbst, wo er ein strenges Eremitenleben führte, bis er, wie es auf dem am Fußboden der Kirche angebrachten Marmorepitaph heißt, „als ein getreyer Diener seines Herrn noch gewonnen 5 andere Talenten voll Tugend und verdienste an dem von ihme selbst vorgesagten Tag und stunde den 4. Herbst Monats 1648 selig im Herrn entschlief.“

So die landläufige Ueberlieferung, der auch Staffler (I. 2., S. 607) folgt. Doch diese romantische Geschichte von dem „Klausnerleben" Thalers bedarf einer kleinen Berichtigung.

Jedenfalls darf man sich unter dieser „Klause" nicht etwa eine armselige Bretterhütte vorstellen, wie sie Einsiedler zu haben pflegen, sondern bestand aus einem freundlichen Zimmerchen, das sich der genannte „strenge Eremit" im wiederhergestellten alten Klosterbau geschaffen und wohnlich hergerichtet hatte. Es befindet sich im nördlichen Trakte des gegenwärtigen Widdums. Ja nach manchen noch vorhandenen Einrichtungs- und Ausschmückungsgegenständen zu schließen, waltete in dieser „Klause" sogar ein gewisser Comfort, aus dem man fast annehmen möchte, Thaler sei doch noch mit einigen Fasern und Fäden am schönen Leben gehangen.

So erblickt man in einem der Zimmer das lebensgroße Porträt Thalers in Oel gemalt; daneben hängt ein Bild, das drei fröhlich pokulierende Herren darstellt, links am Tisch den Erbauer des Kirchleins, Pfarrer Wenig, rechts den „strengen Eremiten" Thaler und in der Mitte das Weltkind — Dr. Hippolyt Guarinoni. Letzterer ist im Begriff, mit dem Finger auf die Tischplatte einen Weisheitssatz zu schreiben, hat es aber nur bis zu den zwei Buchstaben Vi gebracht, die man nun, sei es als den Anfang von vinum bonum oder vivat oder vita nostra brevis 2c. gelten lassen mag.

Interessant ist ein großes allegorisches Bild, das im Zimmer des hochw. Benefiziaten hängt und von diesem kunstsinnigen Herrn mit noch vier anderen aus dem Schutt des Unterdaches ans Tageslicht gezogen und so gerettet wurde. Es stellt Thaler als Herkules am Scheideweg vor. Er sitzt edelmännisch gekleidet in sinnender Stellung da. Zu seiner Rechten erblickt man eine schöne Frauengestalt, augenscheinlich Porträt, als Vertreterin des irdi-

schen Lebensgenusses, linkerhand steht ein Engel als Sinnbild der Entsagung. Hinter der „Dame" war früher noch eine weibliche Figur zu sehen, die die Sinneslust in verstärkter Weise zum allegorischen Ausdruck brachte. Doch ist dieselbe jetzt übermalt. Nicht wahr, die Einsiedlergeschichte wird immer interessanter.

Unter den vier andern geretteten Bildern, welche die Bildnisse des heiligen Eustachius, Aegidius, Hubertus und Benediktus darstellen, verdient besonders das letztgenannte, ein vorzügliches Gemälde, Beachtung. Es ist, wie die Inschrift sagt, eine Copie des berühmten Bildes des heiligen Benedikt in der vatikanischen Bibliothek in Rom (vera effigies S. P. N. Benedicti Patriarchae Monachorum desumpta ex bibliotheca vaticana).

Da nun diese vier Bilder gleich dem allegorischen unzweifelhaft dem Kaplaneistifter Thaler angehörten und wegen ihrer Größe unmöglich im kleinen Zimmerchen des Eremiten Platz finden konnten, so wäre man fast versucht anzunehmen, dass der „Klausner" auch noch einen kleinen — Empfangssalon besessen habe. Dann wird wohl auch der „Tolstoi des Gnadenwaldes" nach der vernünftigen Regel seines Vorbildes, des heiligen Benedikt, nicht bloß von Wurzeln und Kräutern gelebt haben.

In den stillen Räumen dieses Widdums, der noch hie und da Spuren des früheren Klosters aufweist, so gleich links vom Eingang ein vergittertes Schubfenster, ist übrigens noch manch' Interessantes zu sehen, so z. B. alte Wappen, welche aus dem nahen Edelsitze des Grafen Wicka auf der „Breitwiese" stammen und jetzt im überdeckten Hofe, wo der Baum steht, an der Wand angebracht sind.

Wir aber treten aus der Dämmerung dieser Hallen wieder hinaus ins Freie, um da das Auge am Bilde zu laben.

Man muss sich wundern, dass Innsbruckern und Hallern nicht häufiger der Gedanke kommt, sich in dieser reizenden Land-

schaft, wenn auch keine Einsiedelei, so doch ein hübsches Landhaus zu bauen. Meines Wissens existiert bisher nur ein solches und zwar etwas außer St. Martin. Die herrliche Luft, gewürzt durch den stärkenden Föhrenduft der angrenzenden Nadelwälder, das frische Bergwasser und dazu die paradiesische Gegend machen den Erdstrich zu einem Sommerfrischorte wie geschaffen.

Unten rechts am Wege liegt das Wirtshaus zum „Kuendl", nunmehr „Speckbacher". Ist es auch kein Hotel ersten Ranges, so erhältst du doch alles, was die Billigkeit von einem Dorfwirtshause fordern darf, gutes Bier, guten Wein, gutes Essen und reinliche Unterkunft. Ueberdies bist du von allen Lärm und Streit verschont, der oft an solchen Orten zu herrschen pflegt. Beabsichtigst du aber einen längeren Aufenthalt, so kannst du dich auf einem der naheliegenden Gehöfte, die da und dort aus den Obstbäumen hervorgucken, einlogieren. Freilich mußt du dich vielleicht mit einem kleinen Stübchen begnügen, aber ich bin überzeugt, du schläfst darin besser, als im comfortabelsten Schlafcabinet eines Curortes und ersparst dir überdies das Trinkgeld für den „guten Morgen" des Kellners; denn die lieben Waldvögelein vor deinem Fenster rufen dich schon in aller Früh mit ihren hellen Stimmen unentgeltlich wach, damit du die göttlich schönen Morgen dieser Landschaft genießest.

Unweit des eben genannten Wirtshauses steht nun seit wenigen Jahren in reizender Lage das mit allem Comfort eingerichtete Fremdenhotel „Gnadenwalderhof", mit der Fülle nervenstärkender Wälder in nächster Nähe. Der Ort dürfte gleich dem „Wiesenhof" eine Zukunft haben.

Der Weg bis zu dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Michael geht wie durch einen großartigen Naturpark. Die herrliche Ebene voll prangender Saatfelder, unterbrochen von grünen Hügeln und buschigen Anhöhen, die überall

zerstreuten freundlichen Häuschen mit ihren glitzernden Fensterscheiben, jedes umgeben von Wiesen und Fruchtgründen, hier ein schattiges Buchenwäldchen, dort ein grüner Anger mit weidenden Kühen, weiter unten eine klappernde Mühle in dunkler Thalsenkung, alles dies einigt sich zu einem Bilde, das an Anmuth seinesgleichen sucht. Denke dir nun diesen Garten dicht umrahmt von einem dunkelgrünen Waldsaume, über den die jenseitigen blauen Berge des Innthales vorwitzig hereinschauen, und linker Hand abgeschlossen durch die kahlen Kalkwände des Speckkores, deren drohende Nähe die Anmuth der Landschaft nur noch erhöht, und du hast ein annäherndes Bild des prachtvollen Panoramas, das sich vor dir ausbreitet.

Kein Wunder, dass diese Gegend Gnadenwald heißt, wegen der reichen Gnaden, die der liebe Herrgott darüber ausgegossen hat. Aber die vertrockneten Stubengelehrten wollen das nicht gelten lassen und sagen, er habe seinen Namen von den Schenkungen, welche die Landesfürsten in der Vorzeit ihren minderen Dienern dadurch angedeihen ließen, dass sie ihnen statt der Gnadengehalte im Gelde gewisse Waldbezirke zur Cultivierung und Ansiedlung anwiesen, und wir werden ihnen wohl nachgeben müssen. Die kleinen Waldgründe, welche überall in der Ebene vertheilt sind und der Gegend so viel Abwechslung verleihen, weisen deutlich darauf hin, dass hier einst eine große Waldung weit ausgebreitet lag, deren Dunkel erst durch die Hand emsiger Ansiedler gelichtet wurde. Daher kommt es auch, dass die bäuerlichen Gehöfte überall zerstreut liegen und jedes seine Frucht- und Waldgründe in nächster Nähe um sich hat.

Auf einem dieser Höfe, eine kleine Strecke außer St. Martin, ist Josef Speckbacher geboren. Wer hat nicht gelesen oder gehört von dem Helden aus dem Tiroler Freiheitskampfe! In dem Häuschen, das vom Obstanger umfriedet rechts abseits vom Wege

liegt, stand seine Wiege, hier wuchs er unter ärmlichen Verhältnissen zum Jüngling, bis er später eine begüterte Bauerntochter aus Rinn heiratete und in dieses Dorf hinüberzog.

So sind wir durch Schatten und Sonnenschein weiter marschiert und nach und nach haben die uns umgebenden Baumschläge einen ganz anderen Charakter angenommen. Während früher hohe ernste Tannen auf dunkelgrünem Moosboden mit verknorpelten Wachholder- und Berberitzenstauden wechseln, schaut das überraschte Auge nun breitästige Eichen und Buchen, welche besonders die unmittelbar vor St. Michael sich ausdehnende Wiese prächtig umsäumen. Ein anmuthiger Kiesweg, zu beiden Seiten mit jungen Obstbäumen bepflanzt, führt dich durch die Matten, deren reines gesättigtes Grün fast südlich erscheint, gerade zur Kirche.

St. Michael oder Innerwald ist ein kleiner Weiler von etlichen zwanzig Häusern, die oft unter den laubigen Obstbäumen, die jedes Dach umschatten, ganz versteckt sind. Die Curatie-Kirche, die ihre Entstehung schon aus dem eilften Jahrhundert herleitet, enthält drei Altäre des bekannten Bildhauers Feger aus Innsbruck; einer davon ist mit einem schönen Gemälde Arnolds geschmückt. Das Pflaster der Kirche aus röthlich-violetten Marmorplatten macht dich auf den ergiebigen Steinbruch aufmerksam, der an der nordseitigen Bergwand gefunden wird. Unweit davon wird auch gute Thonerde gegraben.

Noch eine Merkwürdigkeit darf ich nicht verschweigen.

Man sagt sonst gewöhnlich, wo der Herrgott eine Kirche baut, baut der Teufel ein Wirtshaus dazu. Dieser Weiler hat trotz der Curatie-Kirche kein Gasthaus, nicht einmal eine Schenke. Der Besitzer derselben würde auch schlechte Geschäfte machen, denn der Bauer lebt hier ein zu genügsames und zufriedenes Stillleben und sitzt abends lieber auf der Hausbank, als daſs er

seine sauer erworbenen Kreuzer verschlägt. Ein Grund davon mag auch sein, dass die meisten Bauernhöfe zu entfernt liegen und so die Versuchung zum Wirtshausbesuche eine geringere ist. Darum findet man auch nirgends friedfertigere und freundlichere Leute als hier. Nie, selbst nicht an Sonntagen, wo sich der Bauer sonst gern etwas zugutethut, hört man Lärm oder Streit. Es liegt ein eigener Dorffrieden über dieser Gemeinde ausgebreitet. Ja, singen wohl hörst du genug, und es ergreift wunderbar das Gemüth, an lauen Sommerabenden die melodischen Jodler von da und dort an's Ohr schlagen zu hören.

Von St. Michael führt ein äußerst angenehmer Weg von einer Viertelstunde zur Gunkel, wie schon der Name sagt, ein altes weibliches Lehen. Es ist ein angenehm gelegenes Gasthaus mit einer höchst originellen Frau Wirtin. In früherer Zeit mag es hier oft sehr fidel zugegangen sein, da noch der selige Dichter Lentner mit dem „Volke“, wie sich seine wackern Zechgenossen nannten, hier Lager schlug und hauste. Die Vorgängerin der Frau Wirtin wüsste noch viel vom fröhlichen Treiben dieser städtischen Zugvögel zu erzählen.

Vor einigen Jahren brachte der Brand des daneben stehenden Heustadels das Haus in große Gefahr und hätte es bei dem herrschenden Wassermangel sicher in Asche gelegt, wenn nicht der kluge Herr Wirt, obwohl mit schwerem Herzen, die vollen Weinfässer zum Löschen hergegeben hätte. Nun dabei mag wohl auch mancher gute Tropfen „nebenfür“ geschüttet worden sein.

Auch die wunderschönen uralten Linden, die die Sitztische im Hofe überdachen, haben von den Flammen viel gelitten — sonst könnten sie wohl manches Interessante aus grauer Vorzeit berichten, als noch die Herren von Thierburg und Volandseck auf ihren Jagdzügen hier einkehrten und der Klang des Hift=

hornes und das Gebell der Hunde die damalige Waldgegend durchhallte.

Zu diesen beiden Edelsitzen oder besser gesagt zum ersteren, nämlich Thierburg, denn der andere ist nur noch ein niederer Steinhaufen, kannst du leicht heute noch gelangen. Zwar biegt der eigentliche Weg schon früher gleich außer St. Michael rechts ab und trifft bei einem der ansehnlichsten Bauernhöfe des Gnadenwaldes mit dem Pfad zusammen, der von der Gunkel von einem feuchten Wiesenhang in eine sanfte Thalsenkung und ebenfalls hier herauf führt. Von da aus wandert man größtentheils eben hin und schaut durch die Buchen, die links am Wege stehen, in ein idyllisches Thälchen hinab, durch das sich der Pfad zum Wallfahrtsorte Maria Larch schlängelt. Nun musst du noch ein kleines Wäldchen durchschreiten, bis du auf einer freien mit Wiesen und kleinen Waldpartien überkleideten Fläche Thierburg liegen siehst.

Es nimmt sich von weitem zwischen den dunklen Obstbäumen ganz hübsch aus; in der Nähe macht es einen etwas melancholischen Eindruck. Gänge und Gemächer sind verödet und statt der stolzen Herren von Rummel und Hochenhausen, die hier aus- und einzogen, wohnt jetzt eine gastfreundliche Bauernfamilie, die es vom jetzigen Besitzer, Freiherrn von Sternbach, in Pacht hat. Früher war das Schloss von mehreren fischreichen Weihern umgeben, die den einstigen reizvollen Anblick nicht wenig erhöht haben mochten. Jetzt ist nur mehr der größte derselben gefüllt; er wimmelt von Karpfen, Hechten u. s. w. und wenn du ein Freund von Fischen und Krebsen bist, kannst du dir täglich deinen Mittagstisch besorgen.

Gleich hinter dem kleinen See an der Fronte des Bergabhanges stand noch vor wenigen Jahren der Edelsitz Volandseck.

Unter dem frühern Besitzer wurde er gänzlich vernachlässigt und so musste das Gebäude, welches außer seiner lieblichen Umgebung auch noch die herrlichste Aussicht bis Zirl und Kufstein gewährte, als unrettbar abgebrochen werden. Gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Steinhaufen den Platz, wo es gestanden. Von Volandseck führt ein schöner Weg hinab ins Dorf Fritzens durch dichte Waldungen, die sich aber von Zeit zu Zeit lichten und einen freien Ausblick in das blühende Innthal gestatten.

Der Waldweg wäre verlockend, dennoch aber wollen wir noch nicht vom Mittelgebirge Abschied nehmen. Wir haben noch eine Partie nach dem Wallfahrtsorte Maria Larch zu machen, wohin du über Volandseck leicht in einer halben Stunde gelangen kannst. Zwar wenn man von St. Martin aus die Partie zu machen beabsichtigt, berührt man gewöhnlich Thierburg nicht, sondern geht durch das schon früher gesehene anmuthige Thälchen, ein Weg, der an Lieblichkeit alles übertrifft. Sanft aufsteigende, mehr und weniger bewaldete Hügel bilden ein kleines, abwärts sich ziehendes Thal. Lärchenbäume stehen hier in großer Anzahl, deren zarte, durchsichtige Zweige die einsame Gegend mit einem träumerischen Schleier umgeben.

Stationsbilder geleiten zur hübsch gebauten Kapelle.

Sie steht mitten im Waldesdunkel und ist besonders an schönen Sonntagsnachmittagen Wanderziel des umwohnenden Landvolkes. Die stille Einsamkeit des Berges, die trauliche Dämmerung der ernsten Fichten stimmen unwillkürlich das Herz zur Andacht und lassen das Auge mit gläubigem Vertrauen zum Gnadenbilde aufschauen, an das sich eine fromme Entstehungslegende knüpft.

Und nun, mein lieber Reisegefährte, hast du den Gnadenwald in seiner ganzen Ausdehnung durchwandert; aber glaube nicht, dass du schon alle Schönheiten desselben gesehen. Mancher

stille Winkel, manches Lustwäldchen, manches heimliche Plätzchen voll neuer Abwechslung liegt noch versteckt, ja ich glaube, man kann mehrere Sommer diesen Park durchwandern, ohne ihn ausgewandert zu sein. Denn wie schon früher erwähnt, führt eine ziemliche Anzahl von Waldwegen zu den Weilern, die am Fuße dieses Mittelgebirges ruhen, hinunter, deren jeder neue Schönheiten dem Auge bietet.

Bist du aber ein Freund vom Alpenleben und Jochblumen, so steig mit mir auf die Walderalpe, eine der besten und schönsten der ganzen Gegend. Sie liegt gerade ober St. Michael; ein etwas steiler, aber ganz gefahrloser Weg führt hinauf.

Droben aber lohnt dich die reichste Aussicht in das Bildergewühl des Innthales, während dir zu Füßen der Garten des Gnadenwaldes, unser stiller Winkel, liegt.

Rückwärts aber schaut das Auge mit Entsetzen in die fürchterliche Thalschlucht des sogenannten Vomperloches, dessen wildromantisches Aussehen dich mit Grauen erfüllt.

Bist du ein Maler, so kannst du dir deine Mappe mit einer reichen Auswahl von Skizzen füllen, bist du aber Blumenfreund, so pflücke dir einen Strauß von Alpenrosen und duftenden Brunellen, und wenn du wieder herabsteigst gegen das freundliche St. Martin, so steck' den Strauß an ein Bildstöckl des leidenden Heilandes dort am Waldsaume, damit nicht, wenn alles um ihn grünt und sich freut, er allein nur mit Dornen geschmückt sei, wie Gilm in einem seiner „Mädchenlieder“ singt:

Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr.

Auf der Brettfall.

Fährt man mit dem Bahnzug durchs heitere Unterinnthal und hat das gewerbthätige Jenbach mit dem herrlichen Schloss Tratzberg hinter sich, öffnet sich plötzlich rechterhand gegen Süden fast unter einem rechten Winkel zum Hauptthal, ein Nebenthal in bequemer Weite, das weltbekannte sanges- und lebenslustige Zillerthal.

Den Eingang in dieses Dorado beschirmen wie riesige kühngethürmte Festungsbauten zwei stolze Felskegel, von deren einem rechtsliegenden, bewaldeten Scheitel ein Kirchlein gar anmuthig heruntergrüßt.

Es ist die Brettfall, ein weitbekannter Wallfahrtsort, der Gnadenmutter Maria geweiht.

Das weiße Kirchlein klebt fast wie ein Vogelnest am Rande der steil abfallenden Felswand und schaut so freundlich herab, als wollte es dem Wanderer unten im Thale zurufen, zu ihm heraufzusteigen, um von oben all die Pracht und Herrlichkeit anzuschauen, die sich vor ihm ausbreitet.

Ein angenehmer im Zickzack sich hinaufwindender Gangsteig, dessen Beschwerlichkeit jedoch durch den Waldschatten gemildert wird, führt dich in einer kleinen halben Stunde zur freundlichen Brettfallkapelle mit einem kleinen angebauten Häuschen, das ein Eremit bewohnt; daneben steht ein kleiner ein-

facher Gemüsegarten. Wir sind vom Wege erhitzt und so wird es uns die Gottesmutter wohl vergeben, wenn wir vor dem Besuche des kühlen Kirchleins an den steilen von einer Brustwehr beschirmten Rand des Felsens treten und hier den wundervollen Anblick der vor uns liegenden Gegend genießen. Der Fuß betritt fast mit Bangen die von der Mauer umsäumte natürliche Felsenkanzel und das Auge misst mit einem anfänglichen Schauer die schwindlige Tiefe, die jäh dahinter abfällt.

Aber welcher Anblick!

Wie berauscht überfliegt das Auge blitzschnell das aufgerollte Naturbild. Vor uns liegt, wie ein blühender Riesengarten, das schöne Unterland. Vom Inn wie von einer schimmernden Schlange durchzogen, breiten sich die üppigen Wiesen und Kornfelder aus. Dorf um Dorf, Kirchthurm um Kirchthurm taucht aus den Obstbaumgärten auf, während rings die prangenden Mittelgebirge mit den weißblinkenden Einzelgehöften, überragt von den zackigen Bergkolossen der nördlichen Kalkalpen, das Bild umrahmen. Bis zum gewaltigen Kaisergebirge, das wie eine gigantische Riesenburg das Ganze im äußersten Osten abschließt, schweift der entzückte Blick, um fast überwältigt von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke zuletzt auf der gerade unter uns liegenden Idylle auszuruhen.

Das friedliche Dörfchen, das fast senkrecht unter uns aus schwindeliger Tiefe heraufblinkt, ist die Ortschaft Straß mit ihrem grünen spitzigen Kirchthurm. Sie beherrscht den Eingang ins Zillerthal, dessen vorüberziehender Bevölkerung sie trotz der Eisenbahn ihren Wohlstand verdankt. Dahinter stehen die malerischen Schlösser Kropfsberg, Lichtwer und Matzen. Einst blühend und mächtig, waren sie lange nur mehr traurige Zeugen irdischer Vergänglichkeit, bis sie die Neuzeit, besonders das letztgenannte, zu neuem Glanze erstehen ließ. Weiter gegen Osten

guckt ein Theil des alten Städtchens Rattenberg hervor, bespült von den Wellen des Inns, mit den überragenden Trümmern der alten Bergfeste, deren durchbohrten Felsenfuß jetzt die Locomotive durchbraust. Daneben steht das stattliche Dorf Brixlegg mit rauchenden Schmelzöfen.

Auf der linken Innseite fesseln den Blick die lieblichen Dörfer Münster und Wiesing und das am Eingang des Achenthales sich ausdehnende gewerbthätige Dorf Jenbach mit seinen Hammerwerken.

Wendest du aber das Auge gegen Süden, so lacht dich die Vorderseite des heitern Zillerthales an, und vor allem der bis hinauf bewachsene und mit Gehöften übersäete Harterberg. Auf seiner halben Höhe in göttlicher Lage haben sich die Weiler Bruck und Hart angebaut, letzteres beherbergte seinerzeit den allgemein beliebten Vikar Lettenbichler, der sich auf dem Gebiete mythologischer Forschung einen Namen gemacht hat. Oft bin ich bei diesem freundlichen Herrn in der Rebenlaube im Widdumsgärtchen beim kühlen Wein gesessen und während draußen die Abendsonne ihre Goldblättchen auf Feld, Wald und Auen warf, zu uns herauf die Jodler heimkehrender Schnitter erklangen, haben wir manches ernste und heitere Wort über Tirol gesprochen. Doch was interessiert das den freundlichen Leser!

Wir sind ja jetzt noch auf der Brettfall und nicht im Hospiz zu Hart. Dazu haben wir noch das Kirchlein zu besichtigen und dem „Herrn“ Eremiten in seiner Klause einen Besuch abzustatten.

Das Kirchlein ist ganz einfach und schlicht gebaut. Auf dem Altare thront die Makellose. Die Wände sind mit Bildwerken und Votivtäfelchen überkleidet. Denn die „Muttergottes von der Brettfall“ gilt bei dem Landvolk als ganz besonders hilfreich gegen die armen bedrückten Menschenkinder, und die zahlreichen

Dankeszeichen, welche der gläubige Sinn der Bauersleute hier aufgehängt hat, erzählen, dass so mancher, der unter der Last seines Kummers mühsam heraufwankte, getröstet aus der Kapelle gieng. Vorzüglich wenn Seuchen oder sonstiges Unglück den Viehstand betreffen, wird hieher gewallfahret. Woher aber der seltsame Name „Brettfall" kommt, darüber weiß niemand Aufschluss zu geben. Wahrscheinlich hieng derselbe mit dem Bergsegen zusammen, der in der Nähe dieses Ortes blühte, und von dem noch Stollen in Menge zu sehen sind.

Der Fuß des Brettfall-Vorgebirges wird das Klauseck genannt und war in der Vorzeit, als die Herrschaft Rattenberg den Herzogen von Bayern gehörte, mit Schanzmauern zur Sperrung der Straße versehen, deren letzte Trümmerreste erst in neuerer Zeit verschwunden sind.

Wo aber die Geschichte stumm bleibt, da öffnet die Sage ihren goldenen Mund, die uns von der Entstehung des Wallfahrtskirchleins folgendes erzählt. Es lebte vor sehr langer Zeit ein frommer Knappe, der die heilige Jungfrau hoch verehrte. Er befestigte deshalb an einem Baume des Brettfallgebirges, an welchem er täglich vorbei zur Grube gieng, oberhalb des Platzes, wo gegenwärtig das Kirchlein steht, ein geschnitztes Marienbild mit dem Jesukinde, um dort zu beten. Doch wie erstaunt war er, als sich am folgenden Tage das Bild nicht mehr an seinem Baume, sondern auf der Höhe des Brettfallgebirges befand. Er trug es an die alte Stelle. Umsonst. Dreimal entfernte sich das Bild. Man sah nun in dieser wunderbaren Begebenheit einen Fingerzeig Gottes, dass an letzterem Orte die Gottesmutter verehrt werden solle. Man baute zuerst eine hölzerne Kapelle, bis endlich aus den milden Opfern der zahlreichen Andächtigen, die von Nah und Fern zu dem Wunderbilde pilgerten, das hübsche Kirchlein errichtet werden konnte.

Als Messner siedelte sich neben demselben ein Klausner an, von dessen Nachfolgern einer anno 1829 das Unglück hatte, sammt seiner Einsiedelei zu verbrennen. Seitdem ist diese indes längst wieder gebaut und beherbergt nun einen neuen Waldbruder, den sogenannten „Brettfall-Oansigl" (Einsiedler), der in glücklicher Zufriedenheit hier seine Tage verlebt.

Seinen Unterhalt gibt ihm theils das kleine Gärtchen, mit Gemüse und Blumen bepflanzt, theils wirft ihm der Verkauf von Heiligenbildern und Gedenkpfennigen, die er den Wallfahrern feilbietet, einige Kreuzer ab. Als ich vor Jahren bei einem Besuch der Brettfall den gutmüthigen Alten im härenen Habit fragte, warum er sich gerade diese Gegend für seine Einsiedelei gewählt habe, da sah er mich treuherzig an und sagte: „Schaun's, Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen, aber mir ist halt immer etwas auf dem Herzen g'legen, und es hat mir's kein Mensch weggebracht, außer die da drin!" Dabei deutete er auf die offene Kapelle.

Und nun Gott befohlen!

Maria-Stein.

Noch einen schönen „stillen Winkel" birgt das mittlere Unterinnthal. Fährt man von der Haltestelle „Zillerthal" noch wenige Stationen weiter, so erblickt man nördlich von Wörgl, hart am jenseitigen Innufer, ein sauberes Dörflein, das den bescheidenen Namen Angath trägt. Darüber erhebt sich die letzte Abdachung des aussichtsreichen Angerberges, jenes waldbeschatteten, niederen Höhenzuges zwischen Ober- und Unterbreitenbach; aber kein Mensch hat eine Ahnung von dem idyllischen Schoanaoder, wie es die Landkarten nennen, Schönauthal, das sich weltabgeschieden dahinter hinzieht und zum reizend gelegenen Wallfahrtsorte Maria-Stein führt.

Wer nun nicht durch genanntes Thälchen wandern will, welche Partie sich leicht als Fortsetzung eines Besuches der malerischen Reinthalerseen von Brixlegg aus machen läßt, der steige in Wörgl aus, übersetze auf sicherer Fähre den Inn, stärke sich im Gasthause von Angath mit einem Schluck guten Tirolerweines und wandere dann fröhlichen Sinnes durch Wiesen und wogende Saatfelder jener erwähnten Einsattelung zu, hinter der Maria-Stein liegt.

Der Anstieg, von Stationenbildern markiert, mit dem Rückblick ins südlich geöffnete Brixenthal, auf das liebliche Schloss

Itter mit dem Hintergrunde des grünen Salvenberges ist wunderschön. Dann folgt duftender Waldschatten, bis man die Höhe erreicht hat. Hier steht ein altes Kirchlein, das jüngst in eine Lourdeskapelle umgewandelt wurde. Noch ein waldumsäumtes Fruchtgelände mit mehreren Einzelgehöften, und schon geht es abwärts. Das Rauschen eines Wasserfalles von der jenseitigen Bergkette schlägt an unser Ohr, und ehe wir uns versehen, taucht der mächtige Thurm von Maria-Stein vor uns auf.

Dieses bachdurchströmte Maria-Steinerthal mit seinem imponierenden Schlosse, mit den zerstreuten, söllergeschmückten Schweizerhäusern, klappernden Mühlen, saftgrünen Angern und Baumgruppen, ist so eigenartig und zugleich so malerisch, dass es wohl mit Recht nicht bloß eine der lieblichsten, sondern auch eine der interessantesten Gegenden Tirols genannt werden kann.

Vor allem fesselt natürlich das Auge der massive, auf verwittertem Kalkblock sich erhebende, vieleckige Schlossthurm, an den der Widdum, eine Hauskapelle 2c., als neuere Zubauten angeschlossen sind. Die Häuser des Ortes sind theils auf den Höhen, theils in der Niederung der Thalsohle vertheilt. Hinter dem Schlosse breitet sich ein kleiner See aus, der vor Zeiten sicher größer war, jetzt aber ziemlich versumpft ist. Als gute Christen besuchen wir zuerst die Wallfahrtskapelle. Sie befindet sich im obersten Stockwerke des Thurmes.

Ein mächtiges Thor, das zwei geharnischte Ritter bewachen, geleitet uns zuerst in den geräumigen Schlosshof. Von hier steigt man auf einer ziemlich engen Steintreppe mit nicht weniger als 140 Stufen hinauf. An den Wänden hängen Reihen von Votivtafeln, welche von den Wunderthaten des Gnadenortes in Bild und Wort erzählen. So ist Einem durch die Fürbitte Mariens „von der Hertzg'spör" geholfen worden, ebenso einem Anderen, der „schwerlich" krank gewesen. Ja, ein gewisser Hans

Winckhler, Bauer in Fischbachau, der das „schüdtend Fiever" hatte, hat sich sogar verlobt, im „Hemet" nach Maria-Stein zu wallfahrten, was im Votivbild mit naiver Getreulichkeit wiedergegeben ist. In den tiefen Fensternischen sind Ruhebänke angebracht, von denen man einen herrlichen Ausblick auf die heitere Landschaft genießt. Seitwärts führen von der Stiege Seitenthüren, die aber leider gesperrt sind, in die Gemächer des einstigen Schlosses.

Endlich nach Ueberwindung der 140 Stufen, hat man die Gnadenkapelle erreicht. Sie ist freundlich und sauber, die Wände sind mit Votivbildern behangen, die Decke mit einem Freskengemälde des Historienmalers Plattner geschmückt. Am Hochaltar prangt das Wunderbild Mariens. Die Legende erzählt, es habe einer der früheren Besitzer, Karl von Schurff, das Bild zweimal auf sein Schloss Prien am Chiemsee bringen lassen, aber es sei jedesmal auf geheimnisvolle Weise an seinen früheren Platz zurückgekehrt. Infolge dieser merkwürdigen Erscheinung sei anno 1606 die Wallfahrt Maria-Stein entstanden. Der Besuch von Hilfesuchenden war anfangs so groß, dass fünf Priester angestellt werden mussten. Jetzt befindet sich nur mehr ein „Burgcaplan" hier, ein äußerst gefälliger Priester, der im Anbau seine bescheidene Wohnung hat.

Von der Gnadenkapelle gelangt man durch eine enge Stiege zur darunterliegenden „Beichtkirche", welche wohl von den fünf Beichtstühlen, welche sich daselbst befinden, ihren Namen hat. Diese Kapelle soll ursprünglich der Rittersaal der früheren Schlossbesitzer gewesen sein. Auf einer Tafel glaubte ich zu lesen: Qua facie rutiles quae brachia jactes fammi quisque: etc picta tabella refect. Otho Agricola. Zwar suchen wir unter den Besitzern des Schlosses „Stein" — denn dieses war der ursprüngliche Name — vergeblich einen Agricola.

Das Schloss, dessen Ursprung jedenfalls weit zurückreicht und sicher mit dem uralten Straßenzug durch das Schoanathal zusammenhängt, besaßen im 14. Jahrhundert die Frundsberge, dann gieng es an die Ritter von Breisach über. Diesen folgten die Edlen von Thun und die Freiherren von Ilsung, von denen es wieder durch Kauf an die Freiherren von Schurff gelangte, deren einer, wie erwähnt, den Wallfahrtsort gründete. Nach dem Erlöschen dieser Familie im Jahre 1688 gieng „Stein" an den Grafen von Stachlburg über und von diesen an Karl Freiherrn von Lupsina, der eine Stachlburg zur Frau hatte. Unter den weiteren Besitzern ist für uns der merkwürdigste Graf Paris von Cloz, der in der Bücherei des Schlosses eine altslavische Handschrift fand, die dann im Jahre 1836 der gelehrte Bartholomäus Kopitar als „Glagolita Clozianus" herausgab.

Ja, welche Bücherschätze und Handschriften mag vor Zeiten die Bibliothek dieses Schlosses umfasst haben! welche Merkwürdigkeiten die andern Gelasse dieses alten Gemäuers! Man spricht von verschiedenen Kleinodien, welche noch gegenwärtig die Schränke des einstigen „Rittersaales" in sich bergen sollen, darunter eine „Riesenkrone des Kaisers Mathias". Jetzt sind außer größtentheils wertlosem Bücherkram nur mehr interessante kirchliche Gegenstände vorhanden, die der Besucher in der Sacristei gegen ein kleines Entgelt zu sehen bekommt. Fast wehmüthig gestimmt steigen wir die 140 Stufen wieder herab und wandern, von gackernden Hennen freundlich bewillkommt, über den Schlosshof ins Freie, um nun auch dem Leibe zu seinem Rechte zu verhelfen.

Zwei gute Gasthäuser sorgen dafür. Das eine, beim Neuwirt, mit luftiger Veranda, steht oberhalb des Schlosses am Wege, auf dem wir herunterkamen, das andere tiefer unten

an der Thalstraße gegen Unterbreitenbach. Geklapper fallender Kegel begrüßt uns und die hellen Kleider munterer Sommerfrischlerinnen und Touristinnen in der schattigen Laube belehren uns, dass auch dieser „stille Winkel“ nicht mehr so unbekannt ist.

Den Rückweg kann man am Edelsitz Schönwörth vorbei über Langkampfen nach Kufstein nehmen und von dort zurück nach Wörgl dampfen, das zugleich Ausgangspunkt für unsere weitere Wanderung ist.

Auf und an der Giselabahn.

Wörgl—Kirchberg. Das Brixenthal.

Giselabahn! Es sind jetzt bald fünfundzwanzig Jahre, dass diese interessanteste und scenerienreichste der österreichischen Alpenbahnen eröffnet wurde; im August 1875 dampfte nämlich die erste tannengewind- und blumenbekränzte Locomotive über den neuen Schienenweg. Er bildet bekanntlich die Verbindung zwischen der Elisabethwestbahn, die mit Salzburg abschließt, und der Südbahnstation Wörgl in Tirol und ist in militärischer, commercieller und touristischer Beziehung von Wichtigkeit.

Uns interessiert vorderhand der letzte Gesichtspunkt.

Während man nämlich früher, um nach Tirol zu gelangen, gezwungen war, von Salzburg an ins bayerische Gebiet gegen Rosenheim zu fahren und dann nach scharfem Umbug gegen Süden in Kufstein eine mehr oder minder eingehende Gepäcksrevision durchzumachen, trägt uns jetzt das schnaubende Dampfross in gleicher Zeit durch die schönsten Thäler des Salzburger- und Tirolergebietes, oder um es kurzweg zu bezeichnen, die Giselabahn umkreist in gewaltigem zackigen Bogen jenen Gebirgs-

zwickel des bayerischen Hochlandes, der sich in die österreichischen Alpenländer hinabsenkt und in dem die Perle aller alpinen Gewässer, der prächtige Königssee, eingebettet ist.

Was dieser Gebirgsbahn einen unsagbaren Zauber verleiht, ist, wie eingangs bemerkt, die reiche Abwechslung der Scenerie und die belebte wie unbelebte Staffage.

Von den schroffen Wänden und grotesken Formen des Kaisergebirges und des Steineren Meeres bis zu den weichen Linien schön geschwungener, bis hinauf bewaldeter Hügelketten und der grünen Fläche von Salzburg, welche Fülle von Uebergängen, welche Bilderschau von malerischen Felspartien, Wasserfällen, brausenden Sturzbächen, dunkel- und hellgrünen Wäldern und Baumgruppen, blinkenden Seen, freundlichen Ortschaften und wettergebräunten Einzelhöfen, stattlichen Burgen, Mühlwerken und rauchenden Industrieschloten u. s. w.!

Also eingestiegen in die bequemen Waggons und hineingefahren in diese Herrlichkeit mit sorgenfreier Seele und jubelnder Kehle.

Da wir von Innsbruck kommen und gerade die Reize der Schwesterbahn, nämlich der Arlbergroute, aufgenommen haben, so machen wir die Tour von Westen nach Osten, fahren also mit der Südbahn von Innsbruck aus durch den Garten des Unterinnthales bis nach Wörgl, dem westlichen Einfahrtsthor der Giselabahn.

Schon dieser Punkt nimmt landschaftlich unsern Sinn gefangen.

Gleich der sonnigen Bucht von Aulis, wie sie Rottmann so herrlich gemalt hat, liegt die weite Ebene des „Wörglerbodens" da, nur dass statt der ruhigen schimmernden Salzfluth grüne Wiesgründe sich dehnen und statt der Griechenboote die Heu- und Kornwagen der betriebsamen Bauern die Fläche durch-

queren. Mitten in der fruchtbaren Ebene, die mit Gehöften übersäet ist, liegt das ansehnliche Dorf Wörgl, westlich erblickt man Cementfabriken. Hoch über diesem belebten Thalkessel blinkt das aussichtsreiche Grattenbergl und die grüne Kuppe der Hohen Salve mit ihrem weißen Wallfahrtskirchlein. Letzteres ist uns fast auf der ganzen Fahrt durchs Brixenthal ein freundlicher Begleiter, nur wenn wir gegen Itter dampfen, verdecken es kurze Zeit die waldigen Vorberge.

Die Bahn zieht sich vorerst in schönem Bogen gegen Südosten.

Linkerhand öffnet sich bald das freundliche Leukenthal*) mit dem liederseligen „Söll-Landl", durch das die alte Salzburger- oder Kaiserstraße an den Abhängen des Wilden Kaisers vorbei über Söll, St. Johann, Waidring, Lofer nach Reichenhall und Salzburg führt. Eine prachtvolle Fußpartie, die sich mit der Route der Giselabahn sehr leicht verbinden läßt, denn bei St. Johann trifft die Landstraße wieder mit der Bahnlinie zusammen. Früher war diese Straße der Hauptverbindungsweg nach Salzburg—Wien. Der Postwagen und der schwerfällige Landwagen, wie leichtes Fuhrwerk aller Art zog ununterbrochen Tag und Nacht an den lustigen Orten Söll, Scheffau und Ellmau vorbei. Jetzt ist die Gegend einsamer geworden und nur die trefflichen Gasthäuser mit ihren Remisen geben noch Zeugnis vom einstigen fröhlichen Verkehrs- und Fuhrmannsleben.

Desto angenehmer hat sich der Besuch für die Touristen gestaltet. Welche landschaftlichen Kleinodien finden sich da nörd-

---

*) Richtiger Söllthal, denn Leukenthal, nach der alten Schreibweise Leogenthal, ist eigentlich die Benennung für die Gegend des Großachenthals von Kitzbühel bis Erpfendorf und wird nur irrig auch auf ersteres erstreckt.

lich und südlich von der Straße ausgestreut. Da liegt z. B. auf dem Mittelgebirge über Scheffau knapp unter den Felswänden des Hohen Kaiser der liebliche Hintersteiner See, von dem aus ein reizender Uebergang über Eiberg nach Kufstein führt.

Oder man wendet sich südwärts und falls man nicht von hier aus auf die Hohe Salve will, steigt man gemächlich auf den aussichtsreichen Bergrücken, auf dem das Dorf Itter mit dem gleichnamigen Schlosse liegt. Wir sehen es auf der Gisela-bahn hinter Wörgl schnurgrade vor uns aufsteigen und uns trotzig den Weg versperren. Sausend fahren wir durch einen 60 Meter langen Tunnel unter ihm weg und wenden dann den Blick rückwärts zum halbverfallenen Gemäuer.

Es grüßt als weit ins Brixenthal und auf den Wörgler-boden schauendes Belvedere recht stattlich von dem röthlichen Kalk-steinkopf herunter, als wüsste es, dass es sich seines Wappen-schildes nicht zu schämen braucht. Einst eines der festesten Schlösser des Landes, wurde es im Jahre 1525 von den Pinzgauern mit stürmender Hand eingenommen und wie ein Dohlennest aus-gebrannt. Obwohl einige Jahre später vom salzburgischen Erz-bischof Lang wieder hergestellt, gerieth es doch allmählich in Verfall. Schließlich diente der bewohnte Theil des Schlosses noch einem Forstbeamten als Wohnung, bis es im Jahre 1811 die Baiern, denen es mit Salzburg 1809 zugefallen war, um — 15 Gulden an die Gemeinde Itter verkauften.

Nun gieng, wie bei den meisten Burgen des Landes, das Plündern los. Alles, sogar was niet- und nagelfest war, Eisen-geräthe, Holz rc. wurde herausgerissen und weggetragen, die Urkunden verschleppt. In einigen baufälligen Stuben nisteten sich ein paar arme Kleinhäusler ein.

Endlich schlug auch für Itter die Stunde der Auferstehung, indem ein gewisser Herr Spieß aus München anfangs der

achtziger Jahre den löblichen Plan fasste, den vorderen Theil des Schlosses, wo sich auch die Peterskapelle befindet, wieder herzustellen. Den rückwärtigen Theil ließ er als malerischen Hintergrund stehen. Nunmehr ist das Schloss im Besitze der berühmten Claviervirtuosin Sophie Menter, deren machtvolles Spiel oft wie Geistergruß aus der alten Zwingburg nächtlich ins Thal hinabklingt.

Durch die Engen der „Brixenthaler Klause" geht es nun rasch zur Station Hopfgarten. Damit sind wir in die erste Etappe unserer Wanderfahrt, ins wald- und almenreiche Brixenthal eingefahren.

Brixenthal mit seiner herrlichen Bergluft ist eines der gesündesten Thäler Tirols. Leute mit 90—100 Jahren gehören nicht zu den Seltenheiten. Da sich in nächster Nähe keine Gletscher befinden und die lauen Süd- und Südostwinde das Klima mäßigen, so kann im Hauptthale, ja selbst in den rauhen Nebenthälern noch Roggen und theilweise sogar Weizen gebaut werden. Den Haupterwerbszweig macht die Viehzucht und die Käse- und Butterbereitung aus, Dank den trefflichen Alpenweiden und Bergmähdern, welche fast alle Jöcher mit den köstlichsten Futterkräutern überkleiden.

Der von der Station etwas entfernte Markt Hopfgarten, einstmals eine Alpe des Herrenklosters Chiemsee, liegt mit seiner doppelthürmigen Kirche ganz einladend da. Er ist berühmt durch seine Sensenfabrikation.

Von Hopfgarten aus steigt man gern über den etwas steilen, aber schattigen Grafenweg in die Wildschönau und von da weiter ins Alpachthal, eine jener reizenden Nebenrouten, die jeder Besucher der Giselabahn roth anstreichen sollte.

Weniger empfehlenswert ist der Besuch der Kelchsau, eines wald-, wild- und almenreichen Hochthales, das sich gegen Süden

aufthut. Wer stille Einsamkeit suchen will, der kann sie da finden, besonders in der tieferen Gabelung des „langen und kurzen Grundes", wo sich die herrlichen Almböden ausbreiten. Kein Mensch und kein Haus weitum, nur hie und da ein trotziger Wilderer, der uns mit misstrauischen Blicken betrachtet, und das Geklingel der an den Lehnen weidenden Heerden.

Wir fahren im raschen Fluge vorbei und haben kaum Zeit, linkerhand die schäumende Kaskade anzustaunen, welche der Windauerbach und die Brixenthalache bilden.

Durchs rechte Waggonfenster blickt das trauliche, sagenumrankte Elsbethen-Kirchlein herein, an den übergrünten Schuttkegel der Ruine Engelsberg hingebaut. Auch diese Burg wurde 1525 von den wilden Pinzgauern unter Anführung des Mathias Stöckl gebrochen und blieb bis jetzt Ruine.

Zeit gelassen! möchten wir dem Locomotivführer zurufen. Doch es ist unnöthig; schon belehrt uns das Keuchen der Maschine, dass wir in das Gebiet der strengen Steigung gelangt sind. Diese ist so bedeutend, dass wir tief in das Windauerthal hineindampfen müssen, um auf das Hochplateau von Brixen gelangen zu können. Besagtes Windauer- oder, wie es das Volk nennt, Winnacherthal ist tiefer drin noch einsamer als die Kelchsau, und wir sind fast froh, wenn wir endlich in einem langen Kehrtunnel umwenden und wieder thalauswärts fahren. Allerdings, wer den Gang durch dieses sechs Stunden lange Thal überwindet und den Anstieg bis zur Filzenalpe am Grat nicht scheut, den lohnt wohl ein Blick auf die Venedigergruppe, wie er selten irgendwo schöner zu finden ist.

Wer aber fast mühelos den silbernen Riesenzaun der Tauernkette und noch dazu viel anderes Schöne schauen will, der besteige von Brixen aus den Rigi Tirols, die Hohe Salve (1824 Meter), die uns mit ihrer Kirche und Gasterei gerade

ober Brixen zutraulich hinaufwinkt. Auch Brixen liegt am Fuße der Hohen Salve lieblich hingelagert und es verlohnt sich wohl, vom ziemlich entfernten Bahnhof Westendorf zu ihm zu wandern und sei es auch nur, um in der uralten, ebenfalls doppelthürmigen Pfarrkirche die herrliche Assunta von Schöpf und das Plafondgemälde von Nesselberger zu bewundern. Wie schön und herzerhebend ist diese Schöpf'sche Madonna! Auch Holzstatuen vom bekannten Meister Nissl aus Fügen zieren die Kirche.

Wer sich länger in dieser Gegend aufhält, macht wohl auch einen Abstecher nach dem auf dem andern Ufer liegenden Westendorf, wo einst die Secte der Manharter ihren Hauptsitz hatte, oder besucht das „Badl" von Brixen, das einer österreichischen Erzherzogin zu Ehren „Marie-Luisenbad" getauft wurde. Es ist ein ziemlich primitiv eingerichteter Trink- und und Badecurort und soll besonders für Gicht und Unterleibsleiden heilsam sein. Wer es nicht glaubt, der lese das sogenannte „Hausbuch für die Marie-Luise", in dem die Dankbarkeit der Genesenen sonderbare Blasen geworfen hat. So schreibt Einer den lakonischen Bericht: „3 Bäder, weg Heimweh, gut angeschlagen"; ein sicherer Rechnungscommissär M. aus München fand die Bäder „dursterzeugend", eine geborne W. ist nach dem dritten Bad „ganz jung geworden" und verfällt in die poetische Extase: „Von meinem Zustand gut kuriert, dös hab' i g'spürt", ja ein Bleigießer aus Haidhausen ist „mit Filzschuhen gekommen und gesund fort."

Wir aber verspüren keinen Trieb weder nach dem bitteren Trank, noch nach einem derartigen Eisenbad, sondern steigen in duftiger Abendkühle von Brixen aus auf die Hohe Salve und trinken da in durstigen Zügen die herrliche Alpenluft, baden unser Auge im Sonnenschein und Himmelsglanz und bewundern

das reizvolle Tableau, das sich von allen Seiten um den trunkenen Blick spannt.

Es gibt in der That mit Ausnahme des noch günstiger gelegenen Kitzbühelerhorns wenige Berge Tirols, die sich an harmonischer Rundsicht mit der Salve messen können. Da erhebt sich gegen Süden über die grünen Alpenthäler der Kelchsau, Windau und des Spertenthals die alte Riesengarde der Tauernkette mit den stolzen Gletscherfürsten Großglockner, Wiesbachhorn und Großvenediger, daran reihen sich im Westen die blitzenden Silberhelme der Zillerthal-Duxer und Stubaier Eisberge, die Achenthaler Kolosse mit dem Sonnwendjoch und dem erstarrten Riesenfinger des „Steinberg", gegen Norden und Osten der mächtige Gebirgsstock des Kaisergebirges, die hoch ins Blaue ragenden Lofner und Berchtesgadner Zinken, der gewaltige Wazmann, das Steinerne Meer und wie diese Alpenpotentaten alle heißen.

Und zwischen dem bunten Gewirr von Zinken und Zacken, Hörnern und Spitzen, blitzenden Eisfeldern und starrenden Schroffen ziehen sich die grünen flussdurchrauschten Thalbänder hin mit ihren Dörfern und Weilern, Kirchen und Kapellen und Tausenden zerstreuter Einzelgehöfte. Gegen Norden aber schweift der Blick in die bayerische Ebene, auf die rauchenden Salinen von Rosenheim und auf die Thürme des ehrwürdigen Benedictinerstiftes Roth.

Es hat lange gebraucht, bis der wenig speculative Sinn des Tirolers diesen lohnenden Aussichtspunkt durch Erbauung eines größeren Unterkunftshauses für eine bedeutendere Anzahl von Gebirgspilgern zugänglich gemacht hat. Denn vor verhältnismäßig kurzer Zeit stand neben dem Salvenkirchlein nur noch ein wenig genügendes Unterkunftshaus, jetzt können leicht 70 Personen in guten Betten den Sonnenaufgang erwarten.

Von den bäuerlichen Ringkämpfen, die hier am 26. Juli und 24. August abgehalten werden, ließe sich viel berichten. Den, der sich dafür interessiert, verweise ich auf meine „Tiroler Volkstypen".*)

Eine originelle Einrichtung aber will ich noch erwähnen — die ich auch anderswo in den Alpen, z. B. auf dem Luschariberg bei Tarvis antraf — dass nämlich der unternehmende Thennwirt, der sich beiläufig in der Mitte des Salvenberges befindet, von der Kuppe bis zu seinem Gasthaus eine sommerliche Schlittenfahrt hergestellt hat. Zwar weiß ich nicht, ob sie noch existiert, aber früher bestand sie. Von diesem Gasthaus hat man dann nur mehr eine starke halbe Stunde nach Brixen hinab und kann von hier aus lustig weiter dampfen.

Zur nächsten Haltestelle Lauterbach, der Geburtsstätte des geistreichen Volksliedes:

Z' Lauterbach han i mein' Strumpf verlor'n
Und ohne Strumpf geh' i nit hoam,
Itz geh' i halt wieder nach Lauterbach
Und kaf' mir an' Strumpf zu dem oan'.

haben wir nur wenige Minuten. Die Steigung bleibt noch immer sehr bedeutend und erst wenn sich das lieblich gruppierte Dorf Kirchberg rechterhand vor uns aufbaut und gegen Süden das malerische Spertenthal mit dem gewaltigen Abschluss des Großen Rettenstein sichtbar wird, haben wir die höchste Stufe Brixenthals erreicht.

---

*) Tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien, Gerold, 1877 (S. 11—31).

Kirchberg bis Saalfelden.

Kirchberg ist eines der landschaftlich schönsten Dörfer, die man finden kann. An den brausenden Spertenbach hingelagert, gewährt es mit seinem auf grünem Hügel gebauten Gotteshaus und den um dessen Fuß gruppierten Häusern, Mühlwerken und Sägen einen äußerst malerischen Anblick. Was aber dem Bilde einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist die herrliche Felspyramide des Großen Rettensteins (2351 Meter Seehöhe), die wie ein Riesendom aus dem Hintergrunde des Spertenthales herausschaut.

Vier Gasthäuser, darunter eine Brauerei und der bestrenommierte Bachlwirt, sorgen für des Leibes Nothdurft.

Kirchberg ist besonders seit Erbauung der Giselabahn einer der beliebtesten Sommerfrischorte geworden, ja ich weiß nicht, ob es dem bekannten Kitzbühel mit der Zeit nicht den Rang ablaufen wird. Die reine Bergluft, das krystallhelle Wasser, der nahe Wald, lassen ihm eine schöne Zukunft prophezeien. Dazu kommt eine Fülle schöner Spaziergänge.

Gegen Süden windet sich der Weg in das interessante Spertenthal. „In der Spert" nennen es die Leute. Wahrscheinlich ist der Name romanisch, wenn er nicht einem Bergmannsausdruck seine Entstehung verdankt. Denn wie alle Seitenthäler dieser Gegend war besonders das Spertenthal vor Zeiten durch seinen Bergbau berühmt. Man könnte bis tiefhinein leicht fahren, wenn die ungeberdige Ache nicht so oft ihr Geröll über das Sträßchen werfen würde.

Nach ungefähr einer Stunde Wanderung kommen wir zu einem friedlichen Wirtshause rechts am Wege. „Zum Rettenstein“ lautet das Schild. Es nimmt sich mit der Kegelstatt, dem plätschernden Brunnen und dem Krucifix daran ganz freundlich aus.

Darüber liegt hoch oben ganz im Wald versteckt der Wallfahrtsort Harleßanger oder Hornanger mit einer uralten Kapelle, die sicher ebenfalls dem damaligen Bergbau ihre Entstehung verdankt.

Von hier haben wir noch eine Stunde zum Hauptorte des Thales Aschau.

Bald belehren uns heimkehrende Schulkinder, die mit umgehängten Rechentafeln und Proviantsäcken uns begegnen, dass wir uns dem Orte nähern. Wirklich taucht es bald mit seinem grünen Kuppelthurm auf. Es liegt gerade dort, wo sich das Thal in das Tiefenbach- und Stangenthal gabelt. Dazwischen liegt der Koloss des Großen Rettensteins, ein großartiges Felsgebilde. Aschau, hinangeduckt an steile Grashalden, von denen die Sensen der Mäher und Mäherinnen herabblitzen, ist ein gar trauliches Nestchen, in dem man einige Tage ganz fern der Welt „luftkneipen“ könnte.

Zudem hat es, wie mir der redselige Wirt geheimnisvoll mittheilte, auch den Schatz einer Wunderquelle. Zuerst bekämen zwar die Leute davon eine „Beiß“, dann aber „räume es einen ganz aus“. Da wir unsere Rückfahrt durch keinerlei Intermezzos hemmen wollen, so stillen wir vorerst unsern Durst mit dem Bier, das, wie uns der Wirt versichert, „erst vorgestern“ angeschlagen wurde, und trinken dann einen ganz leidlichen Salurner Wein, der wenigstens den Vorzug hat, dass er echt und kein Gepantsch ist.

Eine halbe Stunde südlich von Aschau an der östlichen Lehne des Tiefenbachthales liegen etwas über dem Wege die kaum mehr sichtbaren Ruinen von Falkenstein. Während uns die freundliche Frau Wirtin einen selbstverständlich reinen „Bohnenkaffee" siedet, statten wir ihnen einen kurzen Besuch ab. Hier stand einst auf dem Vorsprung, den jetzt Fichtenwald und meterhohe Farren überkleiden, eine mächtige Burg. Es verlohnt sich wirklich der Mühe, da hinaufzusteigen und von den kargen Trümmern derselben den Blick thalauswärts und -einwärts zu senden. Das Volk lässt hier zwölf goldene Götzen vergraben sein, und so lebendig blieb der Glaube daran, dass noch vor wenigen Jahren Nachgrabungen darnach stattfanden, natürlich ohne Erfolg. Sicher ist die Sage nur dahin zu deuten, dass einst hier nach Gold gegraben wurde. Die Grubengänge kann man noch deutlich sehen.

Es muss übrigens diese Straße einst sehr belebt gewesen sein, denn sonst hätte die Burg hier in dieser Thaleinsamkeit keinen Sinn. Wirklich ist auch der Uebergang über das südliche Stangenjoch ins Pinzgau ein sehr leichter. Man kann ihn von der Ruine Falkenstein und noch besser von der naheliegenden, grasreichen Brunn- und Suwent (Sonnwend)-Alpe bis zum Grat verfolgen. Wir pflücken uns noch ein paar Alpenrosen, die in üppiger Fülle das Trümmerwerk bedecken, nicken den Ziegen, die uns neugierig umstehen, ein freundliches Lebewohl zu und steigen wieder zur Straße hinunter, um zu unserem Kaffee in Aschau zurück zu kehren.

Es ist sehr zu bedauern, dass noch kein Reisehandbuch auf den Besuch dieses Thales mehr aufmerksam gemacht hat. Und jetzt, da der Wirt ein ganz neues Gasthaus an der Straße hergestellt, darf man den Touristen denselben wohl beruhigter empfehlen. Wer nicht den gleichen Weg zurück nehmen will, kann

entweder über das Saukaserthal nach Kitzbühel und dort wieder die Bahn benützen oder durch das Stangenthal über die „Zech“ und das Stangenjoch ins Pinzgau absteigen. Es ist das ein hübscher Weg, besonders auf der Pinzgauer Seite, wo sich prächtige Almen mit guter Unterkunft befinden.

Wir aber wandern wieder thalauswärts, denn wir wollen noch heute in der Abendkühle von Kirchberg aus zur nahen Klausenbachkapelle gelangen, um dort das berühmte Bild zu sehen, das den Sieg der Kitzbüheler Bauern über die Schweden im Jahre 1648 verherrlicht. An der Kapelle stehen die denkwürdigen Worte:

Bis hieher und nicht weiter
Kamen die schwedischen Reiter.

Dieser Inschrift begegnet man variiert an mehreren Kapellen und Denksäulen Tirols, so an der Annensäule in Innsbruck zum Gedächtnis des Abzuges der Bayern im Jahre 1703, an einer Kapelle bei Sterzing zum Andenken an den Rückzug des französischen Generals Joubert anno 1797 2c. Nun sind aber die Schweden nie nach Tirol gekommen und schon gar nicht in das Innere des Landes. Damit fällt nicht nur der Untergrund dieser Legende, sondern auch des originellen Brauches, der sich am Frohnleichnamstage hier abspinnt.

An diesem Tage wird nämlich der sogenannte Antlasritt vorgenommen. Die Bauern von Kirchberg, Brixen und Westendorf ziehen ihrer 140 bis 150 in alter Thaltracht zu Pferde processionsweise dahin. Den Zug führt, ebenfalls zu Pferde, ein Priester in feierlichem Ornate und mit dem Sanctissimum. Bei der Kapelle werden die vier Evangelien gesungen und der Segen gegeben.

Der Culturforscher wird in diesem Vorgange einen alten Flurumritt erkennen, der mit seinen Wurzeln in die älteste heidnische Zeit zurückreicht.

Ein neues Thal, das Großachenthal! Wie ich schon eingangs bemerkte, macht eben der rasche Scenenwechsel einen Hauptreiz der Giselabahn aus. Während nämlich bei der Brenner- und der Arlbergbahn wir stets dasselbe Thal vor uns haben, indem wir bei der Durchfahrt höchstens die Ufer wechseln, läſst uns die Giselabahn immer neue Thäler besuchen, deren jedes einen eigenen Charakter trägt.

Kitzbühel liegt bedeutend tiefer als Kirchberg, ja das Gefäll ist so stark, daſs wir, um dasselbe zu überwinden, im weiten Bogen um das niedliche Städtchen fahren müssen. Auch hier hat sich seit mehreren Jahren eine stille Gemeinde von Sommerfrischlern zusammengefunden und gibt sich dem dolce far niente und den kulinarischen Genüssen hin, welche fünf empfehlenswerte Gasthäuser nebst einem bekannten Bade bieten. Der Ort ist übrigens sehr alt und reicht wohl in romanische Zeit zurück, wie ja auch der Name Kitzbühel trotz des Wappens, das eine Gemse auf grünem Bühel aufweist, sicher nicht den Kitzen seine Entstehung verdankt. Gewiſs war es ursprünglich ein befestigter Platz zum Schutze der Straße über Jochberg ins tiefere Noricum. Im 11. Jahrhundert hausten in der Burg, welche sich an Stelle des gegenwärtigen sogenannten Pflegehofs erhob, die Herren von Marquard; Stadt wurde Kitzbühel im Jahre 1180.

Sonst bietet der Ort an Merkwürdigkeiten nicht viel, doch verabsäume man nicht, an der Außenseite der Pfarrkirche das aus dem 16. Jahrhundert stammende kunstreiche Denkmal der Kupferschmiede zu besuchen, das in Bronze ausgeführt dem berühmten Collin'schen Grabdenkmal in Innsbruck würdig zur Seite steht. Sammler von Haussprüchen machen wir auf das

originelle Schild aufmerksam, das sich am Hutmacherladen Nr. 56 an zwei Fensterläden befindet:

„Ich liebe Gott,
Lasse selben walten,
Mache neue Hüt',
Färbe auch die alten."

Südlich von Kitzbühel zieht sich am Schloss Kapsburg vorbei der Weg gegen Jochberg und von da gegen den Pass-Thurn hin, ein ganz ausnehmend schöner Spaziergang. Ueberhaupt besitzt Kitzbühel eine seltene Fülle von nahen und weiteren lohnenden Ausflügen. Der obengenannte Weg führt in seiner Verlängerung ins obere Pinzgau nach Mühlbach und Mittersill, je nachdem man sich gegen die Kriml mit ihrem berühmten Wasserfall oder östlich gegen Zell am See wenden will. Von der Höhe des Pass-Thurn fällt der Blick auf die Tauernkette und rückwärts auf das liebliche Großachenthal bis zu den Wänden des Wilden Kaiser.

Freilich wer noch höhere Aussicht zu genießen strebt, der besteige das Kitzbüheler Horn (1994 Meter), den Rivalen der Hohen Salve. Ich möchte die Thalaussicht von dieser Hochwarte der von der Salve vorziehen, während der Blick auf das Gebiet der Eiswelt von letzterer vielleicht etwas umfassender ist. Falls sich aber Einer unglücklich fühlt, wenn er nicht den ganzen Tag kraxelt und steigt, so kann er ohne sonderliche Beschwer den ganzen Höhenkamm, der sich vom Kitzbüheler Horn zum Geisstein und von da östlich bis zur Schmittenhöhe hinzieht, in acht bis zehn Stunden bequem abgehen.

Bei dieser Gelegenheit mag er auch an der Nordseite des Geissteins zwischen den Almen Pfanneben und Ahrenthal den grünen Rasenfleck besichtigen, auf dem vor Zeiten der berüchtigte Schlaberstatter Kirchtag stattfand. Hiebei wurde der Sage nach

so viel gerauft und bacchanalisch getanzt, dass noch gegenwärtig dort, wo die Spielleute saßen, kein Gras wächst. Auch unweit des Passes Thurn befindet sich bei der Jochberger Waldkapelle eine solche Kampfstätte, wo indes ganz ordentliche und durch Statuten in richtigen Grenzen gehaltene Ringspiele stattfanden. Ja was ließe sich von Land und Leuten dieser Gegend noch Alles erzählen, vom Wetterläuten und Wetterschießen auf dem Kitzbüheler Horn, vom verschollenen lustigen Treiben der Bergknappen, vom Gasselrennen im Winter und von sonstigen Sitten und Bräuchen der heiteren Thalbewohner.

Gern würde ich den Reisecollegen auch noch zum Schwarzsee führen, zum dunklen Wasserauge von Kitzbühel, in dem sich das Kaisergebirge so eigenthümlich wiederspiegelt, aber unsere Zeit ist bemessen und wir müssen weiter.

In mäßigem Gefälle geht es nun an der andern Thalseite an den einstigen reichen Silbergruben des Kitzbüheler Horns vorbei in die breite Ebene des Leukenthals nach St. Johann. Nirgends präsentiert sich der gewaltige Kaiser mit seinen grotesken Formen großartiger, nirgends gewährt der steile Abfall des Kitzbüheler Horns, die Hochwarte der Loferer Steinberge und das Fellhorn, das wie ein Cap vorspringt, einen schöneren Anblick als von diesem Centrum aus. Die Lage des Ortes ist, abgesehen vom trefflichen Klima, für einen Touristenaufenthalt sehr günstig. Gegen Süden steht der Ausflug nach Kitzbühel offen, gegen Westen lockt das anmuthige Söllandl, von dem wir schon im ersten Abschnitt sprachen, nördlich winkt durch das grüne Kolbenthal (nicht „Kohlenthal") die Partie zum lieblichen Walchsee, und nordwestlich endlich führt die alte Kaiserstraße nach Waidring, Lofer, Unken, alles Gegenden, die dem Künstler wie dem Naturbummler Mappe und Auge mit den erquickendsten Bildern füllen.

In St. Johann gibt es übrigens noch verschiedenes Andere zu sehen. Der Kunstfreund kann in der Antonikirche hübsche Fresken von Schöpf bewundern, der Verehrer Defreggers möge bei der alten Post das Stübchen anschauen, in dem der kampflustige junge Speckbacher Anderl sich seinem Vater an der Spitze des Landsturms vorstellte, der Vorwurf zum bekannten ersten Bilde Defreggers. St. Johann war auch der Lieblingsaufenthalt der Erzherzogin Elisabeth, der Schwester Kaiser Josefs II.

Von hier an verläfst die Bahn das Großachenthal und steigt im raschen Abbug gegen Osten in das Pramauerthal nach Fieberbrunn. Dieser Ort soll seinen Namen davon haben, dass die bekannte Margarethe Maultasch, Gräfin von Tirol, 1354 hier von ihrem Fieber curiert wurde. Nun, das wird wohl ein kleines „Liebesfieberl" gewesen sein; stand ja auch auf ihrem Trinkbecher auf der Zenoburg von Meran:

Liebesmangel
War meines Herzens Angel.

Hier könnte man auch wirklich von allen möglichen Leiden geheilt werden, so lieblich ist die Gegend. Ueberall grüne Hügel, Baumgruppen, kleine Waldparcellen, rauschende Sturzbäche, dazu äußerst freundliche Häuser und — gute Gasthöfe. Dass es daher zur schönen Jahreszeit hier an Sommerfrischlern nicht mangelt, ist begreiflich.

Von Fieberbrunn führt nördlich ein gar anmuthiger Aufstieg in das freundliche Pillersee. Dies ist ein ganz merkwürdiger stiller Winkel, ein wald- und bergumschränkter Thalkessel, den ein friedlicher See ziert. Daran ruht ein ruhiges Dörflein St. Ulrich mit einem guten Gasthaus. Rechts schauen die drohenden Schroffen der Loferer Steinberge herab, am nördlichen Ufer liegt schweigend das Adolarikirchlein, in dem sich ein

paar interessante Fresken, angeblich von Leonardo da Vinci, befinden. Gehen wir auch einen Moment in den Friedhof. Da steht in reinlichen brettumrahmten Erdhügeln Grab an Grab. Fast jedes trägt eine Inschrift, z. B.:

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Erst wenn es nicht mehr schlägt.

Nun geht es durch die wildzerissene, bachdurchrauschte Klamm, die Waidringer Oefen genannt, abwärts gegen Peiting und von da zum bekannten Touristenheim Waidring, wo wir wieder die alte Kaiserstraße erreicht haben.

Wer nun Zeit hat, der unterlasse nicht, von Waidring durch den blutgedüngten Pass-Strub, die Grenze von Tirol und Salzburg, gegen Lofer zu marschieren. Er kann von dort südlich durch das pinzgauische Saalachthal nach Saalfelden zur Bahn gelangen und bei dieser Gelegenheit die interessante Seisenbacher Klamm besichtigen, die sonst gewöhnlich von letztgenannter Station aus besucht wird. Diese Fußtour empfiehlt sich schon deshalb, weil die Eisenbahnstrecke von Fieberbrunn, Hochfilzen und Leogang wohl wegen des Blickes auf die Stein- und Gletschermauern des „Steinernen Meers“ und „Ewigen Schnees“ dem Auge eine großartige Schau bietet, aber sonst etwas einförmig sich hinzieht.

Diese Gebirgsscenerie aber hat der Reisende von Saalfelden noch viel schöner, wie wir in nächster Wanderung sehen werden.

Saalfelden — Lend-Gastein.

Mit eingehaltenem Athem und gebremsten Rädern kommt der Tiroler Zug von Hochfilzen und St. Leogang in mächtiger Curve in die große Thalfläche von Saalfelden eingefahren.

Ein weiter fruchtbarer Thalboden empfängt ihn, südlich von den eisigen Kämmen der Hohen Tauern, nördlich von den grausigen Abstürzen und Felsenmauern des Steinernen Meeres und Ewigen Schnees begrenzt; im Westen und Osten ist der starre Rahmen durch theilweise bewaldete Höhenzüge gemildert. Und in diesem Teppich von grünen Wiesen und prangenden Saatfeldern fluthet der Zellersee, dessen blassgrünen Spiegel wir von Saalfelden aus noch nicht sehen, sondern nur ahnen können. Denn neidisch erhebt sich in Mitte des Thalbodens ein niederer Sattel, die Wasserscheide der aus dem Glemmthale kommenden Saalach und der Salzach, die von den Tauernbächen genährt aus Oberpinzgau gegen Osten zieht.

Der uralte Markt Saalfelden — er kommt schon im Jahre 788 als Saaloselda vor — liegt von der Station etwas entfernt am rauschenden Urschlauerbache und bildet einen Hauptknotenpunkt für touristische Streifzüge im mittleren Pinzgau. Von hier aus steht dem Wanderer, wie wir schon im letzten Artikel bemerkten, nördlich das wildromantische Gebiet von Lofer und Unken offen, gegen Osten führt ihn das Urschlauerthal zur Idylle von Hinterthal und weiter in die Felsenwildnis des Steinernen Meeres, gegen Westen kann er im Glemmthal Volksstudien machen, gegen Süden der Schwesterstation Zell am See

einen Besuch abstatten und zwei Stunden später wieder gemüthlich nach Saalfelden zurückkehren, um von der luftigen Veranda des Neuwirts bei gutem Kaltenhausener Bier das Verglühen des Sonnengoldes am Tauernkamm anzustaunen.

Auch an sonstigen Sehenswürdigkeiten ist Saalfelden reich, nur muss man sich eben Zeit lassen und nicht mit der unverzeihlichen nervösen Touristenhast von einem Waggon in den andern springen. Wer es nun nicht erwarten kann, seine Glieder in den Wellen des Zellersees zu baden, der fahre in Gottesnamen weiter; wem es aber vorderhand genügt, gleich Moses, von einiger Entfernung ins gelobte Zellerland zu sehen, der steige mit uns am kühlen Morgen nordwärts zur alten Einsiedelei und zur Felsenkanzel des heiligen Georg.

Der Weg führt uns am Schloss Lichtenberg vorbei. Es steht auf einem Vorberge des Steinernen Meeres, nur durch eine wilde Schlucht von den senkrecht aufsteigenden Wänden des Persalhorns getrennt, und wurde vom jetzigen Besitzer Dr. v. Weiß stilgerecht restauriert und passend eingerichtet.

Wir überschreiten Graben und Zugbrücke und weiter den äußeren und inneren Hofraum und durchwandern dann in den Stockwerken die alterthümlichen Zimmer mit den noch stehen gebliebenen alten Kachelöfen. Besonders im ersten Stockwerk befindet sich ein wahres Prachtexemplar eines solchen wärmenden Hausfreundes. Auch die Getreidekammer und die wappengeschmückte Kapelle ist der Besichtigung wert; ebenso manche Thürschlösser.

Wer aber nicht an solch irdenen und irdischen Dingen hängt, der schaue durch die Fenster auf die heitere Landschaft oder lasse sich von den säuselnden Linden im Hofraume von den einstigen Besitzern des Schlosses, von den mächtigen Schenken von Habach, erzählen und von jener Mordnacht, als die Pinzgauer Bauern

im Jahre 1526 das Schloſs überrumpelten und zerstörten. Sic transit gloria mundi!

Das mag sich auch der Einsiedler gedacht haben, dessen Klause von der Nordseite durchs Erkerfenster hereinschaut und zum Besuch einladet. Möge kein Gast Saalfeldens sich diesen kurzen, steilen, aber ganz gefahrlosen Weg verdrießen lassen.

Bald haben wir die theilweise in die Felswand gehauene Einsiedelei erreicht. Noch einige Stufen aufwärts und wir stehen vor dem ganz in Felsen gehauenen Kirchlein. Ein weißer Bretterverschlag verschließt es nach außen. Vor demselben befindet sich eine große Bretterbühne, über welcher auf einem Felsen die weitausblickende Kanzel angebracht ist. Anstoßend an die Einsiedelei klebt auf einem Felsblock höchst malerisch ein Miniaturgärtchen. Von drei Tannenbäumchen beschirmt steht auf dieser Felsenkanzel ein Tisch und eine Bank.

Nun aber rückwärts den Blick auf die Bilderfülle! Gerade vor uns das Schloſs Lichtenberg und darunter Saalfelden mit der Ebene voll prangender Saaten und Waldpartien, gegen Westen das Leoganger Thal und erst gegen Süden! Wie ein Silberstreifen glitzert der Zellersee her, darüber die gewaltigen Eishäupter der hohen Tauern. Ja, da möchte ich auch Einsiedler sein, besonders wenn die liebe Mitwelt in so väterlicher Weise für einen sorgt.

Wenn wir nämlich dem Geheimnis dieses Einsiedlerlebens nachforschen, so wird man uns erzählen, daſs die Gemeinde den zum Einsiedler macht, der sonst sein Brod nicht mehr finden kann. Seinen Lebensunterhalt gewinnt er durch regelmäßige Sammlung von Brod, Butter und Eiern; im Sommer geht er auf — Reisen, d. h. er streift bettelnd die Almen ab. Um sich einige Tabakkreuzer herauszuschlagen, stehen am Bretterverschlage

die beherzigenswerten Worte: „Der Einsiedler bittet um ein Almosen.“

Aug- und herzbefriedigt steigen wir den steilen Steg herab und wenden uns dann nordwärts der Saalach entlang in das Weißbachthal, das man füglich besser Klammthal nennen sollte. Denn hier wimmelt es von Klammen, Oefen und Hohlwegen und wie diese felsigen Zwickmühlen heißen. Der Weg bis Frohnwies ist sehr einförmig und so gerade ein Retourwägelchen uns aufnehmen würde, dürften wir nichts dagegen haben. Nur der vom nördlichen Thalgehänge niederbrausende Diesbachfall bringt eine Abwechselung in das Landschaftsbild. Erst dort, wo der Weißbach rechterhand herabgestürzt kommt, wird es interessanter

Da biegen wir ab, um die schöne Weißbach- oder Seisenberger Klamm zu besuchen.

Der Charakter der Landschaft hat sich schon kurz zuvor vollständig geändert. Statt der öden Halden und wilden Felspartien grüßen uns frische Bergwiesen und grün bewaldete. Kuppen. Prächtige Ahorngruppen wölben sich über eine breite Chaussee, die sich steil gegen Osten hinanzieht. Es ist die ob ihrer landschaftlichen Schönheit berühmte Hirschbühler Straße. Sie führt über den Sattel des Hirschbühel an den Abhängen des aussichtsreichen Kamerlinghorns vorbei in die bayerische Ramsau, auch einer jener reizenden Uebergänge in das bergumhütete Heiligthum des Königssees.

Bald schlägt gewaltiges Rauschen an unser Ohr. Wir stehen am Eingang der Klamm. Schön und angenehm schattig geht es hinein. Ulmen und Platanen, von sorgsamer Hand gepflegt, geben uns das Geleite bis zu einer Brücke, unter der es wie in Dantes Inferno uns angähnt. Donnerähnliches Gerolle und Brausen empfängt uns beim Abstieg in die Tiefe. Je weiter wir über Steintreppen in die Schlucht vordringen, desto mehr braust,

brodelt und zischt es um uns her. Jetzt stehen wir am Wasser. Ueberröcke angezogen! Ein kalter Luftstrom streicht über das entfesselte nasse Element, das in wilden Sätzen grünschillernd dahinschießt, über riesige Steinblöcke sich gischtsprühend hinauswirft, in kreisendem Wirbel sich dreht .... Dem Auge des auf der umtosten Holzbrücke Stehenden schwindelt es beinahe in den Höllensprudel hinabzuschauen, während der betäubende Lärm der Wassermassen fast das Ohr verschlägt. Und doch wie wunderbar umfängt uns diese grüne Dämmerung! Welche Lichteffecte, welche Tinten!

Wir steigen tiefer.

Wolken von Schaum und Gischt umhüllen uns. Ein mächtiger Wasserfall stürzt zum Greifen nahe tief in den gähnenden Schlund und sendet schleierartige Dunstgebilde aufwärts, durch die bereits das rosige Licht des Ausganges bricht. Noch einige Schritte, und wir stehen vom warmen Sonnenschein umflossen und pflücken uns vom Strauch aromatische Himbeeren. Ein Bild des Friedens, zieht ruhig das grüne Wasser dahin, dasselbe, das zehn Schritte vorher sich in zügelloser, ungebändigter Leidenschaft verzerrt.

Mit dem Besuch der Seisenberger Klamm läßt sich sehr leicht der Uebergang über den Hirschbühel verbinden. Da wir jedoch in diese Gegend von einer anderen Seite einlenken, so kehren wir befriedigt um. Oder wollen wir noch die andere Klamm dieses Districtes besichtigen?

Hier ist wohl ein touristischer Wink am Platze. Von den Klammen gilt das Gleiche wie von den Wasserfällen. Nicht die Größe einer Klamm und die Wassermenge macht den Reiz dieser Naturspiele aus, sondern die Anordnung und Gruppierung der Felsmassen und Wellen. Ich kenne Klammen, welche weit größer und imposanter sind, als die geschaute, aber sie entbehren der

Schönheit, die auch dem Furchtbaren innewohnen kann, sowie der Umhausner Wasserfall dem viel kleineren Stuiben vor Oetz trotz seiner Größe weit nachsteht.

Ebenso verhält es sich mit den Bergformen. Oder wer würde nicht die edle Gestalt der „drei Zinnen" (Dolomiten) den verrenkten Riesenleibern der Bergkolosse von Höhlenstein (Landro) vorziehen? —

Noch eine andere schöne Partie kann man von Saalfelden aus machen.

Von diesem Standorte aus steigt man nämlich auf gut angelegtem, aber schotterigem Wege durch die Ramsauerscharte in die erhabene Bergeinsamkeit des Steinernen Meeres.

Dieses kahle vorweltliche Felsenchaos, das in seiner versteinerten Oede und Trostlosigkeit sich fast drei Stunden breit hinzieht und dem Wanderer alle Formationen der Kare, Platten, Riffe, Hörner, Abstürze und Klüfte in greifbarer Nähe vorführt, bildet einen starren Gegensatz zur unter ihm liegenden grünen Thalsohle von Saalfelden und Zell am See und ist besonders jetzt, da die Riemanhütte genügende Unterkunft bietet, allen Wanderern warm zu empfehlen.

Und nun wieder in den heißen Waggon hinein!

Die Bahn trägt uns rasch dahin. Donnernd geht es über die Saalachbrücke; im Fluge bemerken wir linkerhand die Schlossruine Kammer, werfen rechts einen Blick in das Glemmthal und schon bespült der grüne Zellersee den Damm unserer Bahnlinie.

Zell am See kann als touristisches Mekka des Tauernbezirkes gelten. Von allen vier Weltgegenden kommen die Naturbewunderer zu dieser pinzgauischen Kaaba gepilgert, nur dass der Magnet kein vom Himmel gefallener Stein, sondern eine grünschimmernde Wasserfläche ist, die in ihrer ruhigen Fluth die Eiskette der Tauern widerspiegelt.

Von Westen ziehen über die Gerlos durch das langgestreckte Salzachthal die Besucher des Zillerthals herbei, der Süden sendet über die verschiedenen Tauernübergänge die Pasterzenkraxler von Kals und Heiligenblut, von Osten ergießt sich der Schwarm der Wiener Touristen und Alpenvereinler, von Norden endlich kommen wir selbst angerasselt und helfen die allgemeine Verwirrung beim Zusammentreffen zweier Züge vergrößern.

Der Segen des Salzburger Bischofs Mathias Lang, welcher die Zeller die „treuen Knechte Ruperts" taufte, weil sie sich anno 1526 am Bauernaufstand nicht betheiligten, ruht sichtbarlich auf dieser Gegend. Man muss es aber auch den speculativen Bewohnern zur Ehre nachsagen, dass sie Alles thun, um den Touristen den Aufenthalt in dem schönen Erdenwinkel so angenehm als möglich zu machen. Die Gasthäuser, von denen zwei so weit in den See hineingebaut sind, dass man beim Aufstehen in der Früh fast mit den Füßen ins Wasser tritt, entsprechen allen billigen, jetzt hätte ich bald geschrieben unbilligen, Anforderungen; für Bade-, Fahr- und Reitgelegenheiten ist bestens gesorgt, kurz, man findet sich hier nach jeder Richtung ganz behaglich aufgehoben. Auch bei schlechtem Wetter ist durch eine Leihbibliothek und die Anlage ausgedehnter Wandelbahnen für Zerstreuung und Bewegung gesorgt.

Nächst dem See, der ursprünglich wohl bedeutend größer war und sicher auch den Zeller- und Brucker Moosboden umfasste, ist es besonders die nahe Schmittenhöhe (1935 Meter), welche ob ihrer bezaubernden Rundsicht einen Hauptanziehungspunkt bildet. Auf dem ziemlich bequemen Wege ist die Höhe in drei Stunden leicht zu erreichen. Außer dem einzigen Blick auf den Zellersee und die umliegenden Gefilde bietet sie eine selten schöne Schau auf die Eiswelt der Tauern, vom Ankogl und Sonnblick angefangen bis fern im Westen zur majestätischen

Gruppe des Großvenedigers. Aeußerst lieblich ist auch der Blick in das gegen Süden offen liegende Kapruntthal mit dem Hintergrunde des Karlingergletschers. Gegen Norden winken aber die überall sichtbaren Riesenmarksteine der Alpen, die Berchtesgadner und Loferer Steinberge, der massive Stock des Steinernen Meeres und das Eisplateau des Ewigen Schnees. Auf der Schmittenhöhe wird am dritten Sonntage im August ein unblutiges „Ranggelfest“ abgehalten, das jedoch in neuerer Zeit einen etwas manierierten, auf den Zufluss der „Fremden“ berechneten Aufputz erhalten hat. Desto volksthümlicher sind die Ringkämpfe auf dem benachbarten östlich gegenüberliegenden Hundsstein (2116 Meter), wo dieselben noch nach hergekommenem Brauche, wenn auch nicht mehr so roh wie in früheren Zeiten, stattfinden. Zu diesem Ringplatz, der nebenbei bemerkt eine prächtige Rundschau bietet, sieht man am Annatag (26. Juli) aus allen Seitenthälern, die sich von ihm absenken, jauchzende Schaaren von Ringern mit Musik und Trommelschall hinaufziehen, um auf dem almumschlossenen Kampfplatze ihre Kraft zu erproben. Doch darüber werde ich nächstens einmal ausführlicher berichten; es ist wirklich der Mühe wert, diese uralte deutsche Einrichtung näher kennen zu lernen.

Dass Zell am See für alle Seitenthäler, die sich gegen den Kamm der Tauern südwärts hinanziehen, ein passendes Standquartier ist, brauche ich kaum zu erwähnen; die Namen des Rauriser-, Kapruner- und Fuscherthales haben einen guten Klang.

Bei Zell am See wendet sich die Bahn in rechtwinkeligem Umbug gegen Osten. Gleich vor der nächsten Station Bruck-Fusch genießen wir einen herrlichen Doppelblick, einerseits gegen Westen in das weitgeöffnete, von der Salzach durchströmte Oberpinzgau mit dem Thorhelm als Abschluss, anderseits aber schauen wir nahe der Bahn das stolze Schloss Fischhorn mit seinen Thürmen und Zinnen. Auch dieses Schloss wurde im Bauern-

kriege im Jahre 1526 zerstört, aber ein Jahrhundert später wieder größer aufgebaut. Jetzt gehört es dem Fürsten Liechtenstein, der es nach dem Plane des Wiener Dombaumeisters Schmid fast ganz umbauen ließ. Aus seinen Fenstern erblickt das Auge über dem Seespiegel das Salzachthal, wendet man sich aber gegen Süden, so blinken uns die Gletscher des Fuscherthals entgegen.

Bis zur nächsten Station Taxenbach haben wir nur zwölf Minuten. Der uralte Markt, der das Unglück hatte, wiederholt abzubrennen, hat im letzten Decennium durch die Kitzlochklamm eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie bietet alles, was man von einer anständigen Klamm erwarten kann, malerische Felsengalerien, zitternde Brücken, dunkle Stollen, Tropfsteinhöhlen, tobende Wasser, Schaum und — Schnupfen, wenn man mit der Bekleidung nicht sehr vorsichtig ist. Der Besuch dieser, schon wegen des fast hundert Meter hohen Raurisfalles sehenswerten Felsenklamm läßt sich übrigens mit der Besichtigung des interessanten Raurisertthales leicht verbinden, da man durch sie auf den Hochboden des letzteren gelangt. Die Spuren des uralten keltisch-römischen Bergbaues entdeckt man hier noch überall, wie ja überhaupt die Thore über den Eisrücken der Tauern einstmals sehr begangen gewesen sein müssen.

Am bekanntesten in dieser Beziehung ist das Gasteinerthal, dem wir uns jetzt im Fluge nähern. Diese Strecke hat den Ingenieuren seinerzeit viel Kopfzerbrechen und noch mehr Geld gekostet. Denn linkerhand wurde der durch den Felsstock des „Unterstein" getriebene Tunnel wegen zu geringen „Fleisches" von den Schubmassen zerdrückt, so daß man ihn jetzt umfahren muß, und rechterhand hängt drohend die sogenannte Eschenauer Pleike, ein Bergsturz im großen Stile, dem wir nur durch abermaliges Uebersetzen auf das andere Salzachufer ausweichen

können. Nachdem wir uns zwischen dieser unheimlichen Scylla und Charybdis glücklich durchgewunden haben, winkt uns bald als Belohnung die prachtvolle Cascade des Gasteinerbaches als erster Willkommgruß eines herrliches Thales.

Lend-Gastein — Bischofshofen.

Auf dem Bahnhof von Lend-Gastein weht uns schon eine eigene Luft entgegen. Es „fremdelet", würden die Aelpler sagen. Wirklich wimmelt es von „Fremden" aus aller Herren Ländern. Doch gilt dieser Andrang nicht der bescheidenen Ortschaft Lend mit ihren aufgelassenen Poch- und Schmelzwerken, sondern dem dahinter sich öffnenden weltberühmten Gasteinthale mit seinem wunderthätigen Heilwasser.

Eine breite, unter Kaiser Franz angelegte Fahrstraße führt durch den romantischen Klammsteinpass hinein und hinan. Tiefer drinnen wird das Thal weiter und offener, die Scenerie milder. In beiläufig vierthalb Stunden ist man in Hofgastein, dem Hauptort des Thales angelangt.

Dieser Markt, sicher das keltische Gastuna, ist uralt.

Die Kirche wird urkundlich schon im Jahre 894 erwähnt. Einst durch den Bergsegen, der erwiesenermaßen schon lange vor den Römerzeiten blühte, der reichste Ort des Landes, verlor er später mit dem Verfall des Bergbaues allmälich den Wohlstand, bis ihm seine Thermen genügenden Ersatz boten. Diese entspringen jedoch nicht in Hofgastein, sondern in dem noch anderthalb Stunden höhergelegenen Wildbad-Gastein, einer der großartigsten Hochthal-Landschaften, die es gibt. Die grandiose Cascade der Gasteiner Ache, welche in über 150 Meter hohen Doppel-

fällen niederstürzt und besonders von der Schreckbrücke einen schaurig-schönen Anblick bietet, mit den am Rand hingebauten alten und neuen Hotels, verleiht dieser Bergeinsamkeit ein ganz eigenthümliches Gepräge.

Bekannt ist das alte Hotel Straubinger, von dem schon der bayerische Historiograph Westenrieder ganz interessante Dinge erzählt. Damals (1810) mag es in Gastein im „hölzernen Gasthause von Straubinger" mit seinen 18 Zimmern noch sehr patriarchalisch und auch billiger hergegangen sein als heutzutage.

Das Mittagmahl, das schon um 11 Uhr eingenommen wurde, bestand aus Suppe, Voressen, Fleisch und Gemüse, Kalbsbraten und Mehlspeise; das Abendessen: Suppe, Zuspeise, Kalbsbraten und Mehlspeise, wurde um 6 Uhr serviert. Alles kostete sammt Bier vom Hofgasteiner Brauhause und Brot — 22 Kreuzer rheinisch; Kaffee und Wein wurde eigens bezahlt. Wenn man statt Kreuzer Mark sagt, so dürfte man den heutigen Preisen ziemlich nahe kommen.

Gelungen ist auch, was ein anderer Besucher Gasteins, der anonyme Verfasser (Spam) der „Reise durch Oberdeutschland" (1800), von dem damaligen Zustande des Hotel Straubinger und seiner „elenden, einer morschen, dem Einsturze nahen Rauchhütte sehr ähnlichen Herberge" erzählt. „Jeder Tritt, jedes Zuschlagen der Thüren erschüttert die ganze Barake, die der schlechte Zustand der Küche und Kamine mit beständiger Feuersgefahr bedroht. Durch die Fenster und Thüren der hölzernen Zimmer hat der Wind freien Spielraum und zu den Bädern müssen die Badegäste eine sehr hohe hölzerne Treppe hinabwandern. . . ."*)

---

*) Vgl. auch darüber den interessanten Aufsatz von Dr. Bernhard Münz in der „Münchener Allg. Ztg.", Jahrg. 1896, Beil. Nr. 244.

Man badete in einem großen hölzernen, mit einer Doppelreihe von Bänken versehenen Vierecke gemeinschaftlich ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Krankheit, Alles vermischt durcheinander. Von einer medicinischen Aufsicht, von einer Regulierung des Hitzegrades war keine Spur. Oft, wenn der sogenannte „Bader sammt seinen faulen Gesellen" vergessen hatte, das Badewasser mit 39 Grad Reaumur „abzuschlagen", wurde der arme Kranke ganz gebrüht. Das Baden kostete damals vier Kreuzer rheinisch; Arme hatten es unentgeltlich.

Uebrigens war auch schon in der guten alten Zeit für Unterhaltungen bestens gesorgt. Ebenso scheint es Sitte gewesen zu sein, dass Genesende zum Dank für ihre erlangte Genesung Bolz-Bestschießen gaben. So hängt noch in der Wandelbahn von Wildgastein eine Ex voto-Scheibe der Fürstin Porcia aus dem Jahre 1759. Darauf erblickt man im Mittelfelde ein aufgemaltes Vollbad, in dem die erlauchte Persönlichkeit steht, während die Hand einen Krückenstock in die Höhe hält. Rings herum sind Schützen gelagert. Daneben stehen die naiven Worte:

Ich opfere hier den Hilfstock auf
Und thue ihn fest anheften,
Wer's Best will, der schieß scharf darauf,
Gottlob ich bin bei Kräften.

Es wohnt auch eine ganz eigene lebenweckende Kraft in dem räthselhaften Heilwasser. Was ihm seine oft wunderbaren Wirkungen verleiht, ist, wie so manches Andere im Haushalte der Mutter Natur noch nicht recht erklärt. Wahrscheinlich hängen dieselben mit den elektrischen Eigenschaften zusammen, die es besitzt, denn im Uebrigen trägt es ganz den Charakter chemisch reinen Quellwassers. Bekannt ist, welch' wohlthätige Folgen es für Deutschlands greisen Monarchen gehabt. Der hohe Curgast bewohnte das günstig gelegene Hotel Badeschloss.

Die Heilquelle selbst ist seit 1885 Eigenthum des Kaisers von Oesterreich, der sie um eine halbe Million ankaufte. Nach Hofgastein wird das Wasser in Röhren geleitet und büßt dadurch etwas von seiner Wirkung ein.

Das Thal Gastein ist übrigens nicht nur für den Badegast eines Besuches wert, sondern auch für den landschaftlichen Feinschmecker.

Nahe und weitere Spaziergänge sind in Hülle und Fülle; die verschiedenen Kraxelhuber aber, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht jeden zweiten Tag mindestens einen Neuntausender „machen", können auf das Schareck (3131 Meter) oder auf den hinteren Sonnblick (3103 Meter) oder gar auf den Ankogl oder — Hochnarr (3228 Meter) steigen. Letzterer ist im rothen Amthor sogar mit ††† bezeichnet, eine Decoration, die sonst nur dem Leibhaftigen gebührt. Von dort aus mögen dann die „Hochnarren"-Besteiger mit unbeschreiblicher Verachtung auf das andere Erdengewürm herabschauen, das in seiner touristischen Herzenseinfalt lieber über die bequemeren Uebergänge den Tauerngürtel übersteigt, um im heitern Möllthal der schönen Carinthia (Kärnten) ins Auge zu schauen.

Wir aber wandern der tosenden Gasteiner Ache entlang wieder thalauswärts, werfen der Ruine Klammstein noch ein Kußhändchen zu und fahren unter dem Beifallsrauschen des Gasteiner Wasserfalles von Lend ein Stück weiter gegen Osten.

Die Bahn führt immer der Salzach entlang. Nördlich geht es durch eine enge Schlucht in das weit ausgreifende Diententhal mit dem alten Orte Dienten (einst Tuonto). Wer die Route von Saalfelden, Zell am See ꝛc. schon kennt, kann von ersterem Orte über den Filzensattel durchs Diententhal wandern und so bei Lend-Gastein wieder den Schienenstrang erreichen, falls er es nicht vorzieht, was sehr zu empfehlen, vom genannten Thale am

Scheiblingsee vorbei dem alten Schlosse Goldegg und seinem prächtigen Wappensaal einen Besuch abzustatten.

Das verleiht eben allen diesen Alpengegenden, vom letzten Thalwinkel Vinstgaus angefangen bis tief in die steirische Mark, einen eigenthümlichen Reiz, dass wir überall auf classischem Boden uns befinden und überall das Auge eine interessante Vergangenheit erblickt. Die ganze Geschichte des Mittelalters, besonders des spätern klebt an den Schlössern und Ahnsitzen, wie an den großen und kleinen Ortschaften der Heerstraße. So hier der Ahnsitz des mächtigen Dynastengeschlechtes der Goldegger, dort das Dorf Schwarzach (zugleich nächste Bahnstation) mit der Reminiscenz an die Nachklänge der Reformationszeit. Da steht noch im Wirtshause der Tisch, wo 1731 die protestantischen Bauern den „Salzbund" schlossen, welches Ereignis die Nachwelt durch ein entsprechendes Gemälde auf der Tischplatte verewigte.

Durch obige Fußwanderung haben wir allerdings die Salzachklammen zwischen Gastein und Schwarzach verabsäumt, aber auch auf der Bahn hätten wir nicht viel mehr gesehen, denn ein 120 Meter langer Tunnel umgeht die engsten Stellen derselben.

Von hier schwenkt nun die Bahn in großem Bogen aus der östlichen Richtung direct gegen Norden.

Wir befinden uns schon geraume Zeit in einem neuen Gau des Salzburger Gebietes, nämlich im Pongau, wie die Strecke von Lend bis Werfen heißt. Bald erblicken wir auch, auf eine übergrünte Schutthalde hingelagert, die nächste Station, den stattlichen Markt St. Johann (im Pongau) mit seiner schönen doppelthürmigen Kirche. Auch dieser Ort kommt schon im Jahre 1074 urkundlich vor und ist später als Sitz des Protestantismus bekannt, der ja einstmals fast über das ganze Alpengebiet verbreitet war.

Jetzt ist der Markt allen Touristen als Ausgangspunkt für den Besuch der Lichtenstein- oder Großarlklamm bekannt, wohl eine der großartigsten, welche die Alpen aufweisen. Sie gleicht am meisten der weltberühmten Taminaschlucht bei Pfäffers, nur mit dem Unterschiede, dass ihre Besichtigung weit billiger ist, denn sie kostet nur zwanzig Kreuzer österreichischer Währung. Die Scenerie ist wirklich imponierend über alle Maßen.

Wenn wir an den dem Felsen abgetrotzten Gallerien und über die sehr solid gebauten hölzernen Brücken dem tobenden Wasser entlang hingehen, überkommt uns ein gemischtes Gefühl von Andacht und Gruseln. Den Glanzpunkt bildet der Klammkessel, eine von thurmhohen Wänden eingeschlossene Runde, durch die man zur zweiten, noch effectreicheren Klamm steigt. Hier wölben sich die überhängenden Felsmassen wie zu einer Kuppel zusammen, aus der Ferne aber schlägt gleich dem Fortissimo einer Riesenorgel das Rauschen eines fünfzig Meter hohen Wasserfalles ans Ohr. Man gelangt zu ihm durch einen Tunnel, den, gleich den Felsgalerien, die rührigen St. Johanner Bürger im Verein mit dem Alpenclub angelegt haben. Doch rathe ich Jedem, sich mit Schutz gegen das tropfende und stäubende Element zu versehen, sonst grüßt er nur mehr als getaufte Maus das rosige Licht, das ihn beim Ausgange erwartet.

Auch möchte ich jedem Besucher den Rath geben, sich von St. Johann bis Plankenau ein Wägelchen zu nehmen, denn der Weg zur Klamm ist äußerst sonnig. Von den anderweitigen schönen Ausflügen, welche diese Station bietet, schweige ich; man kann sie in jedem Reisehandbuch nachlesen.

Immer breiter wird nun die Thalsohle, je mehr wir nordwärts fahren, aber auch immer üppiger und belebter. Jetzt treten uns linkerhand drei Kirchen in Sicht und ein Complex ansehnlicher Häuser, brausender Mühlwerke, kreischender Sägen; es ist

das uralte Bischofshofen. Ein schöner Wasserfall präsentiert sich und darüber die wilden Abstürze der Wetterwand, eines Vorwerkes der gewaltigen Eisfeste des Ewigen Schnees. Rechts steigt wie ein erstarrter Titan der Thorstein in den blauen Himmel.

Bischofshofen hat eine sehr bewegte Vergangenheit. Funde auf dem nahen Götzenberg (auf der Karte ganz unrichtig Götschenberg benannt), lassen nicht nur auf eine römische Ansiedlung schließen, sondern die Gegend war wohl schon vor den Römern bevölkert, wie weitere Alterthümer beweisen. Im achten Jahrhundert wurde es von den Slaven zerstört, aber bald darauf wieder aufgebaut, im neunten Jahrhundert erstreckten sich die Besitzungen dieser „Zelle am Hof", wie der Ort früher hieß, auf drei Meilen im Umkreis. Jetzt ist von solcher Herrlichkeit freilich wenig mehr zu spüren und aus der alten Bischofszelle ist ein behäbiger und industrieller Markt geworden, dessen Bewohner viel Holzhandel treiben und dem Touristen für Geld und gute Worte den Aufenthalt ganz erträglich machen.

Da unser Reisenachbar seinen Blick noch immer wie gebannt auf den Hochkönig, die höchste Kuppe des Ewigen Schnees (2938 Meter), richtet, so will ich ihm zur Beruhigung sagen, dass er sowohl von hier, als von der nächsten Station Werfen aus in sechs bis sieben Stunden das Ziel seiner Sehnsucht ganz gefahrlos erreichen kann. Die Aussicht von dem eisgebetteten Bergfürsten soll wirklich großartig sein und das Auge von den fernen Oetzthaler Gletschern den ganzen Halbkreis der Tauern entlang bis in die Gegend von Admont (Steiermark) blicken lassen.

Bei Bischofshofen biegt die Selz- oder Ennsthaler Verbindungsbahn ab, der wir ein andermal einen Besuch abstatten wollen. Sie führt in ihrer nördlichen Abzweigung ins herrliche Salzkammergut.

Bischofshofen — Salzburg.

Es ist ein schönes Stück österreichischen Alpenlandes, das sich von Bischofshofen nördlich vor uns öffnet. Fast möchten wir oft dem rasch dahin eilenden Zuge ein langsameres Tempo anbefehlen, um all die großen und kleinen landschaftlichen Nippsachen, die uns die Fahrt unausgesetzt bietet, besser genießen zu können. Linkerhand begleiten uns stets die Schroffen und Abstürze der Wetterwand, in nordöstlicher Richtung erscheint in der Ferne ein geschlossenes Kalkmassiv, das prächtige Tennengebirge.

Ein gothisches Kirchlein (Dorf Werfen), an dem wir vorbeifliegen, weist mit seinem Spitzthurme wie ein Finger auf das gegenüberliegende Thälchen — Imlau — das wie eine grüne Wiege daliegt, über die sich das gewaltige Steinhaupt des Hochkönigs herunter beugt.

Jetzt taucht vor uns auf hochragendem Felsen ein stolzes Schloss auf. Es ist Hohenwerfen, die Akropolis des darunter liegenden Marktes Werfen. Dieser liegt jenseits der Salzach und das rege Leben, das über die Brücke zieht und in den Gewerken pocht, zeugt von dessen Betriebsamkeit.

Die genannte Burg, dreiseitig von der Salzach umspült, wurde vom Salzburger Bischof Gebhardt 1077 erbaut und hatte durch Jahrhunderte den Zweck, Gefangenen als Aufenthaltsort zu dienen. Hier saßen die Erzbischöfe Wolfdietrich und Adalbert in Haft, welch letzteren die rebellischen Unterthanen an der Lamer gefangen hatten und nun vierzehn Jahre lang für die Verbrennung von Hallein büßen ließen; hier spähten traurig von

ihren Zellen durch das herrliche Thal Graf Albrecht von Tirol und Ludwig von Kärnten. Auch der Hüttauer Schmied, einer der Hauptanführer in den Religionswirren, schmachtete in einem dieser schauerlichen Verließe, das noch nach ihm „Hüttauer Schmied-Keuche“ heißt.

Ob die alten Feldschlangen, „Grenaden“ und Karthaunen, die sich früher im Zeughaus befanden, noch daselbst zu sehen oder ins Museum nach Salzburg gewandert sind, weiß ich nicht zu sagen. Auf einer derselben stand:

Unnitz bin ser
Dem Feindt ein Trutz,
Der Kunst ein Ehr.
Klain und Unnitz.“

In zehn Minuten fahren wir von Werfen bis zur Haltestelle Sulzau mit Hüttenwerken. Wer Zeit hat, mag von hier in das von einem meergrünen Bächlein durchrauschte Blühnbachthal wandern und sich das vom Erzbischof Wolfdietrich (1613) erbaute Jagdschloss ansehen. Sind auch die einstigen schönen Zeiten für dieses Jagdgebiet vorbei, so findet ein Waidmann doch immer noch Hochwild genug als Beute und kann selbst den flüchtigen Gemsen auf den Gründen der „Uebergossenen Alpe“ nachspüren. Denn diesen hintersten Thalwinkel, Tennboden genannt, umgibt ein ganzes Amphitheater von starrenden Felsen und Schrunden, die sich vom Tenneck, den Teufelshörnern und Hochgeschirr herabsenken.

Bald hinter der Haltestation Sulzau schieben sich die Wände des Tennen- und Hagengebirges immer mehr und mehr zusammen, bis sie endlich vor Golling zu einer schauerlichen Schlucht sich verengen, durch welche die Salzach brausend drängt.

Es sind dies die berühmten „Oefen“ von Golling mit dem Pass-Lueg.

Man kann sie mit Grund die Thermopylen des Salzachthales nennen und Niemand, der diese Straße zieht, versäume sie zu besichtigen. Die Schlucht ist fast 300 Meter tief. An der engsten Stelle finden sich die Spuren der alten Befestigung des Passes. Bei der sogenannten Kroatenhöhle, einer riesigen Grotte, drängen sich die Felsmassen so zusammen, dass oft die schweren Frachtwägen abgepackt werden mussten, um durch das enge Thor gelangen zu können. Hier war es auch, wo im Jahre 1809 zwei Compagnien Tiroler unter Haspinger den Pass gegen 11.000 Franzosen dreizehn Tage lang vertheidigten.

Am schönsten ist der Anblick der Riesenklamm wohl vom Brunneck aus, einer Kapelle hoch über der flussdurchtosten Schlucht, besonders zur Zeit der Holztrift, wenn das zornige Wasser die Holzblöcke über die Klippen wirft. Da müssen sich die Holzknechte oft an langen Seilen in den gähnenden Abgrund hinablassen, um mit Hackenstangen die angeschwemmten Blöcke wieder ins Wasser zu bringen, ein hartes Brot. Durch fast zwei Stunden ziehen sich die „Oefen“ hin, zweifellos eine der furchtbarsten natürlichen Befestigungen, wenn nicht irgend einem feindlichen Xerxes die Umgehung derselben durch die Abtenau und die Uebergänge des Tennengebirges offen ständen. In jüngster Zeit sind noch neue Befestigungen angelegt worden.

Die Bahn weicht der engsten Stelle dieser Klamm aus, indem sie in einem fast 1000 Meter langen Tunnel den harten Kalkstein des Hagengebirges durchfährt.

Beim Austritte begrüßt uns der breite fruchtbare Thalboden von Golling, den Besuchern des Tennengebirges und der Abtenau als touristischer Standort bestens bekannt. Der Markt, gleich den anderen Ortschaften der ganzen Route mit

seinen Anfängen in das graueste Alterthum zurückreichend — er kommt schon im Jahre 963 urkundlich vor —, liegt ganz seelenvergnügt am Ausgange des Lamerthales da und dehnt sich zur rechten Seite der Bahn behaglich aus. Ob sein Name mit dem hohen Göll zusammenhängt, der wie ein „hochangesehener" Constabler den muntern Gollingern in die Stuben schaut, oder ob die alte Form Golding, dem ohne Zweifel sein Wappen, der Rabe mit dem goldenen Ring im Schnabel, die Entstehung verdankt, mit einer Koseform Golo zusammenhängt, weiß ich nicht, das aber ist sicher, dass hier gut wohnen ist und dass ich mir, wenn ich das Geld hätte, zwar nicht drei Hütten, aber eine bauen würde.

Gegen Osten sieht man schon von der Bahn aus den Gollinger- oder Schwarzbachfall, scheinbar den Vorhang, aber richtig gesagt, Hintergrund der gleichbenannten Klamm. Sie trägt einen von anderen Klammen ganz verschiedenen Charakter, sie ist nicht so klotzig und ungeberdig, sondern feiner, ästhetischer, ich möchte sagen, aristokratischer. Schon der Anstieg am freundlichen Nikolaikirchlein vorbei führt uns auf Kieswegen dahin. Als Einleitung bietet sich uns eine englische Anlage en miniature mit Sitzbänken.

Das Interessanteste im Innern der Klamm ist der Anblick von der oberen natürlichen Felsbrücke, von der man durch ein mächtiges rundes Felsloch den schleierartig herabrauschenden Wasserfall sieht. Gegen Mittag säumt sich der feine Wasserstaub mit einem niedlichen Regenbogen. Beim Rückwege bietet sich uns der unvergleichliche Blick auf das Tennengebirge und die Einsicht in den friedseligen Alpenwinkel der Abtenau.

Es gibt Gegenden, an deren Namen schon ein gewisser Zauber hängt. Oft ist es wie bei Personennamen nur eine Ausgangssilbe, die das bewirkt. So geht es mir auch mit unserer

lieben Abtenau, nur dass hier die Wirklichkeit den Aushängschild nicht Lügen straft. Eigentlich sollte man Lamerthal sagen, denn Abtenau heißt streng genommen nur der stattliche Marktflecken, der auf der südlichen Terrasse liegt und einen sitzenden Prälaten mit einer Kerze in der Hand im Wappen führt.

Die Thalsohle ist nicht flach, sondern überall von Hügeln durchzogen. Im äußern Thale, wo das Dorf Scheffau liegt, hat es noch subalpinen Charakter, während die Gegend von Abtenau bereits Hochgebirgstypus trägt.

Beide Gebiete waren einst und sind zum Theil noch die Holzkammern der Saline von Hallein und des Domcapitels von St. Peter in Salzburg. Lärchen, Tannen und Fichten bilden den Grundstock, daneben gedeihen Erlen, Ahorn und Linden. Spediteure sind die rasch fließende Lamer und deren aus den waldreichen Gebirgsschluchten hervorbrechende Nebenbäche. Denn rings um dieses Hochthal liegt ein ganzer Kranz von Bergketten, vor allem die gewaltige Mauer des Tennengebirges. Der Anblick von Abtenau auf diese fast vegetationslose Ruine im größten Stile ist ganz einzig schön.

Gegen Osten zu ist der Thalwinkel durch einen anderen Gebirgszug verbarrikadiert, über den die drei Pässe Gschütt, Klauseck und Hinterberg in das benachbarte Salzkammergut führen.

In früherer Zeit wurden diese Uebergänge durch ausgediente Soldaten bewacht, welche die undankbare Aufgabe hatten, den Eintritt zudringlichen Bettlergesindels in die Marken des Erzstiftes Salzburg hintanzuhalten, sowie die verbotene Ausfuhr von Vieh und Schmalz zu verhindern. Jetzt ist dies freilich längst anders geworden, und der Wanderer, der von Annaberg über die Zwieselalm steigt, um zu den Gosauer Seen herab zu

gelangen, braucht nicht zu besorgen, von einem schnurrbärtigen alten Zollwächter angehalten zu werden.

Genannte Zwieselalpe (1584 Meter) ist schon wegen des Ausblickes auf die Tauern, von der Rauriserkette bis zum Venediger äußerst lohnend. Am schönsten präsentieren sich der Dachstein und die Zwillingsriesen der Donnerkogeln mit den darunterliegenden Seen. Kurz, man genießt einen Götteranblick, wie er vom Berge Sinai ins gelobte Land nicht schöner gewesen sein kann. Es ist gut, dass wir gebundene Marschroute haben, sonst stiegen wir von der Zwieselalpe nach Gosau und von da zum Hallstädter See und nach Aussee und weiter durch das schöne Salzkammergut.

Von Golling aus haben wir nur mehr fünf Stationen nach Salzburg.

Den ältesten Ort darunter und für uns den nächsten bildet Kuchel; es kommt schon im Indiculus Arnonis, ja nach Anderen sogar schon anno 472 in der Form „cucullos" vor. Hier hauste das mächtige Geschlecht der Herren von Kuchel. Der Umstand, dass das Wappen einen aufstehenden Hirschen im lichtblauen Felde weist, lässt auf einstige große Jagdbarkeit schließen. Was die Heraldiker zu dieser Erklärung sagen, ist allerdings etwas anderes. Wir haben übrigens auch gar nicht Zeit, lange darüber nachzudenken, denn in wenigen Minuten schon bedeuten uns gewaltige weiße Rauchsäulen, dass wir uns der alten Salinenstadt Hallein nähern.

Sie trägt trotz moderner Zubauten ein ganz alterthümliches Gepräge und verleugnet in ihrer ganzen Anlage nicht, dass schon Kelten und Römer auf diesem Boden gewandelt sind. Der Umstand, dass sie sich, zwischen den Dürrnberg und die Salzach gedrängt, staffelförmig hinanzieht, gibt ihr ein höchst malerisches Aussehen. Wie schon der Name sagt, dessen Stammsilbe im

Keltischen Salz bedeutet, verdankt sie ihre Entstehung dem uralten reichen Salzsegen, der ihr aus dem knapp dahinter liegenden Dürrnberg erwächst. Letzterem statten wir einen Besuch ab, nicht etwa um daselbst „einzufahren“ und nachzusehen, wie die jährlichen 100.000 Centner Salz gewonnen werden, obwohl die Fahrt über den im Innern ruhenden magisch beleuchteten See, die Besichtigung verschiedener keltischer und römischer Werkzeuge, welche da vorgezeigt werden, sowie die Ausfahrt durch einen 1300 Meter langen Stollen auf einem „Wurstwagen“ sicher etwas Verlockendes hätte — nein, wir haben viel großartigere Pläne. Wir wollen nämlich über die Höhen des Dürrnberg nach Berchtesgaden und zum Königssee wallfahrten und weiter durch die laubgrüne Ramsau über Reichenhall nach Salzburg gelangen. Es wäre ja wirklich schade, wenn wir der Perle aller Alpenseen nicht einen Besuch machen und das Bild dieser meergrün schillernden Nymphe nicht als reizenden Abschluss unserer Wanderfahrt aufnehmen würden.

Im Gasthause auf dem Dürrnberg halten wir Abendruhe und sehen, wie gegen Norden durch den nächtlichen Dunstschleier die Lichter der Landeshauptstadt Salzburg matt herflimmern. Tags darauf geht es mit frischen Kräften über den Rossberg gegen Berchtesgaden.

Dieses macht ganz den Eindruck eines modernen Curortes. Drei mächtige Kronwächter, der Untersberg, der hohe Göll und der Watzmann, beschirmen das Alpenkleinod, zu dem jährlich Tausende und Abertausende gesunder und kranker Erdensöhne pilgern, theils um sich am Anblick der Landschaft zu laben, theils um die Wunder der dortigen Luft- und Solencur zu erproben.

Bald außerhalb dieser freundlichen Ortschaft zweigt die Straße zum Königssee ab. Wagen an Wagen rollt an uns vor-

bei und trägt Fremde zu jener stillen Felsenwiege, in der das friedliche Bergwasser schlummert. Wie schlug mir das Herz, als ich zum erstenmale die felsumstarrte smaragdgrüne Fläche vor mir auftauchen sah, aber ich weiß auch, welchen missmuthigen Eindruck mir das wilde Durcheinander, der Lärm an der Landungsstelle, das Zu- und Abfahren von allerlei Equipagen, die zahlreichen Verkaufsbuden ꝛc. machten. Dort der schwermüthig träumende Wasserspiegel, das Bild wundersamer Weltabgeschiedenheit und an seinen Ufern der Lärm des Tages, der Jahrmarkt des Lebens mit all seinen schönen und garstigen Schattierungen. Wir steigen also in einen der vielen Kähne und lassen uns in die kühle Flut hinausrudern. Prächtiger Waldsaum und darüber graue Felswände, die oft steil in den See ragen, bilden den Rahmen.

Vor Allem aber ist es das gewaltige Doppelhaupt des Watzmann, das dem See jenen imposanten Hintergrund gibt. Vom rechten Ufer grüßt die Idylle von St. Barthelmä mit seinem stillen Kirchlein. Hier trinkt man guten Kaffee und kann sich dann noch gegen den obern See rudern lassen. Von dort zeigt sich besonders der Watzmann in seiner ganzen Größe. Senkrecht fallen die prallen Wände der Schönfelderspitze zur Flut nieder und, damit dem Bilde nichts fehle, gleitet über die westliche Felsterrasse ein prächtiger Wasserfall herab.

An den Ausschiffungsplatz zurückgekehrt, sagen wir dem dortigen Treiben rasch Lebewohl und wandern einen freundlichen Fußweg entlang in nordwestlicher Richtung der Ramsau zu. Wer den Pinsel zu führen weiß, der muss dahin wandern, darum wimmelt es auch überall von langgelockten Kunstjüngern. So schöne Baumgruppen sind nicht überall zu finden, aber auch selten eine so treffliche Unterkunft.

So aber ein Maler mehr das flüssige Element als Vorwurf zu seinen Schöpfungen liebt, der findet im nahen Hintersee mit der Umrahmung dunkler Fichtenwälder und darüber ragender Berggebilde der verlockenden Motive genug.

Damit ist unsere Fußreise beendet.

Denn den etwas einförmigen Weg von der Ramsau nach Reichenhall macht man am besten in einem luftigen Gefährte, und von dort an führt uns die Eisenbahn rasch in die salzburgische Metropole.

Im hinteren Stubai (Ranalt).

Kein Seitenthal in der Nähe Innsbrucks bietet dem Besucher so viel des Interessanten als Stubai.

Schon der Einblick in dasselbe, den man vom Zollhäuschen auf dem alten Schönberg oder noch besser vom Aussichtsthurm des schöngelegenen „Jagerhofes" daselbst genießt, ist ein überaus reizender. Leider begnügt sich der Fremde meistentheils mit diesem, höchstens dass er der lieblich gelegenen ersten Ortschaft Mieders mit dem dortigen Badehause einen Besuch abstattet, oder auch nach Fulpmes hinabsteigt, um sich die gewerbthätigen Eisenschmieden von Pfurtscheller anzusehen.

Und doch birgt gerade die innere Hälfte des Thales Schönheiten, wie sie kein tirolisches Seitenthal, vielleicht mit Ausnahme des Oetzthales und Ampezzanerthales, aufweisen kann.

Diese stiefmütterliche Behandlung gilt vorzüglich von der geraden Fortsetzung des Stubaithales, die nach den alpinen Stationen Ranalt, Tschangelar, Graba und Mutterberg und von dort, wenn man will, ins Sulz-, Winacher-, Ridnaun-, Passeier-, Pflersch- und Gschnitzthal führt. Die westliche Abzweigung desselben, das Alpeinerthal, wird von Touristen verhältnismäßig am häufigsten besucht, besonders von jenen, die dann den Uebergang in das Sellrain und Oetzthal machen.

Ein Hauptgrund dieser geringeren Frequentierung des tiefern Thalgrundes lag gewiss ehemals darin, dass hinter Neustift kein nur einigermaßen comfortabler Ruhepunkt zum Uebernachten eintrat, wenn man sich nicht bei den freundlichen Sennern von Graba einquartieren wollte, und selbst da war das Schlafen nur illusorisch, denn der grandiose Wasserfall von Graba donnerte dem Schlummerbedürftigen die ganze Nacht sein betäubendes Freiheitslied in die Ohren.

Gegenwärtig sind die Verhältnisse anders gestaltet. Schon durch die Eröffnung der Dresdener Hütte (1878 erbaut), wurde einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen, aber der Marsch von Neustift dahin ist ziemlich weit, besonders für solche, die nicht allzugut „bei Fuß" sind.

Nun besteht aber auch fast im innersten Thalwinkel Stubais, eine halbe Stunde beiläufig vor Graba, seit dem Jahre 1869 eine Haltstation, ein Touristenasyl, das billigen Anforderungen nach jeder Seite Rechnung trägt, und zwar im Weiler Ranalt.

Dahin wollen wir nun heute wandern.

Die Schilderung des Weges von Schönberg bis Neustift mit den Zwischenorten Mieders, Fulpmes, Medratz und Neder erspare ich mir zu beschreiben, da er so ziemlich bekannt ist und schon öfter beschrieben wurde, sondern wir versetzen uns sofort an das Gasthaus zum Salzburger in Neustift.

Kaum eine Viertelstunde hinter Neustift gabelt sich das Thal. Rechts geht es ins genannte Alpeinerthal, dem übrigens von seiner Schönheit nichts genommen sein soll, gerade aus geht das Unterbergthal, das wir eben mehr bekannt machen wollen, als es trotz des „rothen Amthor" ist, der da sagt: „Das Unterbergthal, die Fortsetzung des Hauptthales, ist wegen der prachtvollen Gebirgsformation und der Mächtigkeit der in seinem Hintergrunde sich lagernden Eismassen die besuchenswerteste

Gegend Stubais. Seine Länge beträgt von Neustift bis zum Mutterberger Oberleger fünf bis sechs Stunden, seine mittlere Erhebung 4183 Fuß; Gelände steil, daher die von den obern Regionen kommenden Bäche häufig als Wasserfälle zu Thal stürzen."

Also vorwärts! es ist bereits fünf Uhr.

Bald erreichen wir die Häusergruppe Schaller, wo das Thal sich verengt, um uns zu den lieblich hingelagerten Weilern Kressbach und Gasteig zu führen, die auf ziemlich breiter Ebene vor uns liegen. Von der linken Thalwand stürzt im wunderschönem Falle der Mischbach herab. Er kommt vom Mischgletscher und ist nicht immer so gemüthlich anzusehen wie heute. Die Bewohner des an seiner Mündung liegenden Weilers Volderau wissen von seinen Unarten gar Schlimmes zu erzählen. Ueberhaupt ist diese Gegend von Wasserverheerungen und Muhrbrüchen sehr heimgesucht und die versandeten Wiesengründe, auf denen nun der heiße Sand blinkt, machen einen betrübenden Eindruck.

Erst vor Valbeson, dem nächsten Weiler, wird die Gegend wieder lieblicher. Junges Nadelholz, Erlenauen und Weidegründe wechseln anmuthig und bieten dem Auge einen interessanten Vorder- und Mittelgrund zu den Eiskuppen des „Zuckerhütls" und des „Wilden und Apern Pfaffen", die wir bis hieher vor uns haben.

Nicht mehr lange!

Enge und enger schließen sich die Berge zusammen und hindern den Blick.

Rechts öffnet sich ein Thälchen, das kleine von mächtigen Bergrücken eingeschlossene Valbesonthal, von dem ein steiler, wenig lohnender Pfad über den östlichen Grat der Ringspitze nach Alpein führt. Die linke Flanke des Valbesonthales bildet

die Greitspitze, ein unwirsch aussehender Kofel. Valbeson ist die letzte Häusergruppe, eine starke Viertelstunde vor unserem Wanderziel.

Wir übersetzen nochmals den Bach und biegen mit ihm um ein Vorgebirge, da — liegt Ranalt vor uns.

Sei uns gegrüßt, freundliches Hospiz, in deiner reizenden Natürlichkeit. Es ist zwar nur ein von steinernem Unterbau getragenes schlichtes Blockhaus, das erst in neuerer Zeit besser in Stand gesetzt und um ein paar Zimmer im ersten Stocke vermehrt wurde, aber ich wette, diese Alpenrestauration stellt Dich besser zufrieden, als manches Hotel in der Stadt.

Die Umgebung ist äußerst freundlich; das kleine Bildstöckl links am Wege, die schlichte Kapelle, das grüne Mahd dahinter mit den duftenden Heupillen, rechts und links Waldanflug, darüber die in wunderbarem Abendlicht erglühende Maierspitze und neben ihr das gewaltige Gletscherhaupt des „Wilden Freigers" geben ein Bild voll Lieblichkeit und Größe.

Zur Zeit meiner letzten Wanderung hieher, seit der allerdings schon viel Wasser die wilde Rutz hinabgeronnen ist, bestand meine Reisegesellschaft aus zwei muntern Berlinern. Ich hatte sie im Gasthaus zum „Salzburger" in Neustift kennen gelernt und mich auf ihr Ersuchen als Führer nach Ranalt bereit erklärt. Damals war statt eines prunkenden Schildes an der Stadelwand ein Blatt Papier angeheftet, auf das ein wandernder Apelles eine Weinflasche und das Wort „Einkehr" gemalt hatte.

Als wir eintraten, empfieng uns eine holde, von Gesundheit strotzende Maid, Anna, des Hauses liebliche Tochter — wo mag sie jetzt weilen, seit andere Leute die Wirtschaft übernommen — mit freundlichem Gruße und führte die jungen Wanderer in das Stübchen nebenan, gerade groß genug, dass eine Gesellschaft

noch recht gemüthlich vor dem Schlafengehen kneipen oder bei schlechtem Wetter eine Tarokpartie machen kann. Der Ofen daneben wird schon für die nöthige Wärme sorgen, falls Du etwa eingeschneit werden solltest.

Mache Dir in diesem Falle ja nichts daraus! Auf dem Rücken des Ofens befindet sich eine Bibliothek alpiner Literatur, die Dir die Zeit angenehmsterweise vertreiben wird. Da steht vor Allem als milder Tröster Amthors Alpenfreund, dann die Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines, Barth-Pfaundlers Werk über die Stubaier Gebirgsgruppe, sowie verschiedene andere lehrreiche Unterhaltungslectüre; auch die Poesie ist in gar nicht unwürdiger Weise vertreten.

Ja wie kommt denn diese ganz artige Bibliothek daher? frägst Du verwundert.

Das ist sehr einfach! Ein Herr Professor aus Innsbruck, dessen Namen in der Touristenwelt einen guten Klang hat und den in Stubai von Schönberg bis zum innersten Winkel jedes Kind kennt, hat den Grund hiezu gelegt, und mancher Tourist hat sich dadurch angeregt gefühlt, auch ein Werkchen dahin zu spenden; die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck übernimmt gerne die Spedition.

Ich hatte mich gerade in die treffliche Karte von Barth-Pfaundlers Werk vertieft, als ein herzzerreißendes Gegacker mich ahnen ließ, dass eine aus dem edlen Geschlechte von Hennegau dem Kampfe ums Dasein zum Opfer gefallen sei. Ich gieng daher in die Küche hinaus, um mich über den Stand der Dinge und vor allem um meine beiden Mitreisenden zu erkundigen.

Die sind im „Sommerhaus" oben, sagte die Anna und rupfte dem armen Hühnl die letzte Feder aus. Richtig saßen sie oben auf der luftigen Veranda über dem Eingang und gaben gerade ihrer Verwunderung über die Mannigfaltigkeit des Speise-

zettels Ausdruck, der hinter Glas und Rahmen an der Wand hieng, umgeben von photographierten und lithographierten Aufnahmen des hintern Stubaithals. Davor stehen Tische, von denen der Blick unbeirrt durch das darüber sich spannende Vordach die Gegend genießen kann.

Vor allem mundete ihnen der Wein und der prächtige Alpenkäse; zum Essen hatten sie bestellt: Suppe von Liebig'schem Fleischextract, Backhühner und Omelettes.

Unterdessen wurde es unter uns lebendig. Schwere Tritte klapperten vor der Hausthüre und rauhe Männerstimmen ertönten. „Da musst du hinunter", dachte ich mir. Um dem Hängetisch neben dem Eingange standen und saßen pfeifenschmauchend einige Bergheuer, die gerade von den Mähdern unter der Pfandleralpe gekommen waren. Sie plauderten gemüthlich von dem und dem, dann flog wieder ein derber Witz durch die Runde, wenn das barfüßige Moidele, die Dirn, sich blicken ließ.

Nicht lange stand es an, da bewegten sich wieder zwei Gestalten in der Dämmerung zur Hütte.

Der Eine trug einen schweren Sack über der Achsel und entpuppte sich nachträglich als Enzianwurzengraber, der Andere war der Urbas Loisl, das Schiff der Wüste für Alle, welche an Eissport leiden. Er hatte gerade einen Fremden ins Oetzthal geführt und war etwa vierzehn Stunden auf dem Wege. Er war bekannt als einer der verlässlichsten Führer des Stubaithales; jetzt hat er auch schon lange seine letzte Bergfahrt ins Jenseits angetreten. Aber dazumal war er noch „gut beisammen".

Als er mich sah und hörte, dass ich von Innsbruck sei, war sein erstes Wort, wie es dem Professor Ficker gehe, und ob er nicht hereinkomme. „Es ist soviel a gmoaner (herablassender) Herr", meinte er, „er könnt' an' ganz guten Führer abgeben, wenn er mehr Zeit hätt'".

Währenddem war das Essen aufgetragen, das den Wünschen vollkommen entsprach. Auch der Wein machte dem Alpenhotel alle Ehre. Zur Verdauung setzte ich mich auf kurze Zeit zum Urbas Loisl und seinem Gefährten, dem Wurzelgraber, ans Herdfeuer in die Küche. Da spielte mir mein folkloristischer Forschungstrieb einen Schabernak, den ich im wahrsten Sinne des Wortes „bitter" büsste.

„Da beißen Sie amal fest eini", sagte der Wurzeler, und hielt mir eine halbellenlange gedörrte Wurzel hin, „dö Wurzen hat an' guaten und g'sunden G'schmachen". Und richtig biss ich herzhaft hinein, um sie sofort mit einem „Pfui Teufel" wegzuschleudern. Was gab es da ein Gelächter! Drei Tage, ohne Uebertreibung, brachte ich den gallbitteren Geschmack der Enzianwurzel nicht mehr aus dem Gaumen, und es zieht mir heute noch das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an diese Cur denke.

Da wir auf morgen einen Ausflug auf die Pfandler Alpe beschlossen hatten, so suchten wir frühzeitig unsere „Liegerstätten" auf. Diese befinden sich im ersten Stocke, gute Matratzenbetten in kleinen säuberlichen Holzstuben. Alles ist reinlich, die schlichte Einrichtung dem Zwecke entsprechend.

Also gute Nacht für heute!

Am Morgen stieg ich mit dem einen Berliner zur Pfandler Alpe auf. Der andere schützte Fußweh vor, aber sein Reisecollege meinte, die Augen der schönen Anna hätten es ihm angethan.

Genannte Alpe liegt westlich von Ranalt über der Greitspitze zwei gute Stunden hinauf und gewährt den besten Blick auf die Stubaier Eiswelt. Der Weg über die Grashalde ist ziemlich steil. Oben bekommt man jetzt Kaffee, aber damals mussten wir uns mit dem Anblick der paar Hütten begnügen.

Von hier stiegen wir noch auf den dreiviertel Stunden höher liegenden Daunbühel, um die bekannte schöne Aussicht zu bewundern. Sie lohnt wahrlich den nicht unbeschwerlichen Aufstieg. Ich kenne keinen Punkt in den Alpen, von dem aus man die Gletschermassen so zum Greifen nahe vor sich hätte. Im Vordergrunde steht die pyramidale Mairspitze, darüber die blendende Pracht des Wilden und Apern Freiger, westlich davon erheben sich die beiden Pfaffen mit dem weißblinkenden Zuckerhütl, die Schaufelspitze und weit zurück die stolze Wildspitze. Gerade vor uns aber unter dieser glitzernden Eiswelt fällt der Blick in das Felsenbecken der Sulzenau, dieses originellen Riesenkessels mit dem mächtigen Wasserfall. Rückwärts gegen Norden sieht man die grünen Höhen von Schönberg und Patsch und ganz in der Ferne die freundliche Matte, auf der Absam liegt, überragt vom bleichen Geschröfe des Bettelwurf.

Nachdem wir den Anblick sattsam genossen hatten, kehrten wir wieder zur Pfandler Alpe zurück und wollten von da zur Mutterberger Alpe absteigen. Ich gieng ein ziemliches Stück voraus. Plötzlich hörte ich meinen zurückgebliebenen Collegen laut rufen. Auf meine Aufforderung, er möge kommen, rührte er sich nicht vom Flecke. Gleich einer Bildsäule stand er unbeweglich und käsebleich da. Ueber weiteres Befragen erklärte er mir, er getraue sich keinen Schritt mehr zu machen, ihm schwindle.

Nun muss ich allerdings gestehen, damals giengen über diesen abschüssigen, mit kurzen schlüpfrigen Grashalmen bedeckten Abhang nur Fußstapfen. Ein Fehltritt oder Fall hätten ihn, falls er ins Rutschen gekommen, pfeilschnell die steile Halde hinabgleiten lassen. Er wäre verloren gewesen.

Da sich mein deutscher Bruder auch mit meinem Antrage, ihm beim Abstiege behilflich zu sein, nicht begnügen wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als allein nach Ranalt zurück-

zukehren und Hilfe zu holen. Die beiden Retter fanden ihn nach fast zwei Stunden noch regungslos auf demselben Flecke stehen.

Ich meinerseits wartete, bis ich sie von der Höhe herabkommen sah, und eilte nach rasch eingenommenem Mittagsmahl noch denselben Nachmittag in einem Marsch nach Innsbruck zurück.

Im Obernberger Thale.

Als in den letzten Tagen des Juli 1870 das bange Lauschen auf den ersten Kanonenschuss vom Rhein her jedes nicht blasierte Gemüth in ängstlicher Spannung hielt, und das Kannegießern in Kaffeehäusern, Gassen und Privatzirkeln dieser Aufregung stets neue Nahrung zuführte, duldete es mich nicht länger mehr in den Stadtmauern und ich eilte zum Bahnhof, um wenigstens auf einen Tag dieses Druckes los zu werden.

Der Morgenhimmel lachte wundervoll blau herab, und ich konnte es kaum erwarten, dass der Brennerzug die schwüle Bahnhalle verließ und gegen den Berg Isel schwenkte, als müsste der frische Lufthauch, der durch die Waggonfenster strich und die Dampfwolken durcheinanderjagte, auch meine grübelnden Gedanken hinwegfegen.

Ich hatte mir für diesmal als Wanderziel Obernberg ausersehen, jenen reizenden Seitenwinkel des Wippthales, den eigentlich erst die Brennerbahn erschlossen hatte, während früher dem Touristen die trostlose Alternative gestellt war, entweder im heißen Stellwagen eingepfercht den Knaster- und Lodenduft von acht bis neun Wippthaler Bauern einzusaugen oder in der Sommerhitze auf endlos sich krümmender Landstraße sechs Stun-

den lang den Staub der schweren Lastwagen zu athmen, die sich als selten unterbrochene Staffage an ihm vorbeibewegten.

Besagtes Thal biegt bei Gries, der letzten Station vor dem Brenner, südwestlich ein und verdient schon wegen seiner herrlichen Bergseen einen Besuch. Zugleich gibt der Weg dahin die Gelegenheit, die Naturschönheiten des Wippthales im Fluge mitzugenießen.

Sind diese auch nicht so reich, wie jenseits des Brenners, wo den Alpenfreund die prachtvolle Perspective des Pflerschthales mit seinem Gletschermeere entzückt, so sehe ich mir doch immer wieder gerne diese wechselnden, bald freundlichen, bald wildschönen Landschaftsbilder an, die gleich einem Wandelpanorama dem Blicke vorüberhuschen.

Nach fast zweistündiger Fahrt, die wir im nächsten Abschnitte eingehender beschreiben werden, halten wir am Bahnhofe von Gries, unserem Absteigepunkt.

Die Brennerhöhe ist beinahe erreicht und es schwindelt uns fast, wenn wir, aus den Waggon tretend, auf die mehr als kirchthurmtief unter uns liegende alte Poststraße und das darangebaute Dorf hinabschauen.

Wir befinden uns in einer von kühngeformten Gebirgsmassen engumschlossenen Gegend, scheinbar einem Thalkessel. Gegen Süden schiebt der Brenner seinen mächtigen Riegel vor, daneben heben die trotzigen Eiscolosse des Pflerschthales ihre Titanenhäupter zum Himmel, rückwärts versperrt der pyramidale Padauner Kogel den Ausblick. Nur an der westlichen Berglehne uns gegenüber zieht sich von Steinach ein anmuthiges, mit Bauerngehöften übersäetes Mittelgebirge hin, ein hellgrün leuchtendes Band mit der freundlichen Schattierung tiefgefärbter Buchen- und Fichtenpartien.

Bei Gries biegt das Gelände ins Obernberger Thal hinein, das lieblich geöffnet gleich einer großen Theaterbühne sich vertieft.

Im Vordergrunde, an der Seite des weißschäumenden Fradbaches schlängelt sich der Weg nach Vinaders oder St. Leonhard. Vorwitzig lugt noch dessen rother Kirchthurm aus dem waldigen Einbug heraus; rechts ziehen sich lachende sonnige Matten und Felder hin, unterbrochen von Obstbaumgruppen und reinlichen Berghäusern. Aber gleich hinter dem heiteren Bilde drängen sich beiderseits mächtige Felscoulissen vor, das Leitnerjoch, die Mutte, die Wildgrube, die scharfkantigen Eisenspitzen und wie diese versteinten Thalwächter sich nennen.

Den Schluss des Tableaus bildet der dreizackige Tribulaun, ein imposanter Bergriese mit schimmernder Krone, der friedlich in unsern stillen Winkel hereinblickt.

Es lacht uns das Herz, wenn wir da hineinschauen, und wir wünschen uns nur eine Brücke oder eine Flugmaschine, die uns von der Höhe der Bahnstation gleich über das Sillthal und seine friedlichen Bewohner gleich zu jenen grünen Hügeln und lauschigen Plätzchen hinübertrüge. Sintemal aber ein derartiger Apparat wie überhaupt das Fliegen noch nicht erfunden ist, wohl aber todtbringende Maximgeschütze und Glycerinbomben, so müssen wir uns schon bequemen, in das Dorf hinunter zu steigen und uns für den steilen Weg beim guten Wein des „Nagelewirtes“ (Aigner) zu entschädigen.

So gestärkt, treten wir unsere Wanderschaft ins Obernbergerthal an, schütteln den Staub von den Füßen und baden das Auge in der reinen Luft, die uns erquickend entgegenströmt.

Der Weg leitet am plaudernden Thalbache gemächlich aufwärts. Nicht übersehen dürfen wir auf dem rechtsliegenden breiten Mittelgebirge das alte Jakobskirchlein, nach Bauart und Volkstradition eine der ältesten Kirchen des Thales. Auch den Kunst-

freund ermuntere ich, mit mir zum verwitterten Gemäuer hinaufzusteigen, das der Epheu, „die immergrüne Elegie der Zeiten“ in dichten Strängen umstrickt hat. Es hebt sich vom dahinterliegenden Walde allerliebst ab und die hellgrünen Lärchenbäume auf dem weichen Sammtplane ziehen den Wanderer verlockend an, ein Viertelstündchen in ihrem Schatten zu liegen und das Panorama vom Brenner, und ostwärts von Vals, Schmirn, Navis und der blinkenden Duxer Fernerkette anzuschauen.

Das im 17. Jahrhundert nicht ganz glücklich restaurierte Kirchlein besitzt zwei interessante Flügelaltäre. Der rechtsseitige hat als Mittelbild Maria, im linken Flügel erblickt man St. Veit mit einem krugähnlichen Gefäße, im rechten den Kirchenpatron St. Jakob. Deutsche Inschriften darunter erzählen von den Wunderthaten und dem Martertod der beiden Heiligen, so z. B.: Sanctus Jacobus minder (junior) wirt mit einem wollpogen zu tod . . .; ferner: hie schlecht man Sanctus Jakob meor (major) das hopt ab.

Auch die unter dem Chor angebrachten Kreuzwegbilder tragen deutsche Verse.

Die Sacristei, von welcher der Aufgang in die Kanzel führt, enthält nichts mehr, was an das hohe Alter dieses Gotteshauses gemahnte. Die Fresken, welche früher die Wände geziert haben sollen, sind leider übertüncht. Nachdem wir dem Winke über dem Opferstocke der Vorhalle: „Bitte für dieses altehrwürdige Kirchlein“ durch Hineinwurf einiger Kreuzer entsprochen haben, treten wir wieder ins Freie.

Die Gruppe von alten Blockhäusern, die unweit davon steht, gehört zu Nöslach und der Besucher des Kirchleins kann an ihnen vorbei bequem wieder zum Thalweg nach Vinaders herabsteigen.

Letztgenannter Ort, die erste Station des Obernberger Bezirkes, tritt uns bald aus einem Streifen dunkelgrünen Gehölzes als lichtes Bildchen entgegen.

Neun Häuser, wie Hühnlein um den Kirchhahn versammelt, und kein — Wirtshaus! So dachte ich mir, als ich vor Jahren als Studentlein verschämt die Klinke des Widdums drückte und die ehrsame Häuserin um ein Viaticum ansprechen wollte. Mit einem decidierten „Bitte, hier ist die Gaststube" wurde ich in das linke Stüchen verwiesen. Nun, Wein und Viaticum waren gut, und wenn ich dem liebenswürdigen alten Herrn, der damals die Würde eines Seelenhirten und Gastwirtes in sich vereinigte, für heute nur ein spätes „Vergelt's Gott" zurufe, statt bei einem guten Glas Wein unsern damals geführten Discurs weiterzuführen, so hat dies nur darin den Grund, weil der brave Priester das Zeitliche schon längst gesegnet hat und weil jetzt knapp am Wege ein gar freundliches Gasthaus „zur Rose" benannt, steht, auf dessen luftigem Söller man ein Viertelstündchen behaglich rasten und sich erquicken kann.

Der Fahrweg wird nun steiler, die Gegend enger, wilder und alpenartiger. Das Mittelgebirge verflacht sich zur Thalsohle, die Aecker verschwinden mehr und an deren Stelle treten langgestreckte grüne Matten mit zerstreut liegenden Heustädeln, Pillen genannt, zur Aufbewahrung des Futters. Hin und wieder schaut ein einzelner Bauernhof aus einem Kranze von Kirschbäumen herab; nur im Weiler Leiten sieht man mehrere Häuser aneinander gerückt. Neben uns tost beständig der krystallhelle Bach, bald schäumig sich durch die moosigen Felsblöcke zwängend, bald kleine Becken bildend, aus deren klarer Tiefe manchmal muntere Fischlein — Forellen — emporschnellen.

Wie würde meinem Freund Feldmüller, einem gemüthlichen Wiener, das Herz lachen, wenn er diese prachtvollen „Forellerlen"

sehen würde, und wie erst, wenn ich ihm sagte, dass er in einer leichten Stunde ebenso schöne und große, blaugesottene, petersilienbekränzte Exemplare leibhaftig vor sich erblicken und in gerührter Stimmung verzehren könnte.

Er würde sich wahrscheinlich bei diesen tröstenden Worten den Schweiß abtrocknen und einen betrübten Blick auf die starke Wegsteigung werfen, die sich wie eine gelbgraue Schlange vor uns aufbäumt. Fast scheint es, als wollte ein neidischer Gott den Eintritt in das Innere des saftgrünen Alpengartens durch ein mühsames Bollwerk verhindern, so keck strebt die Straße empor; selbst der uns entgegenkommende Bach, dieser vorlaute Wanderbursche, verliert sich in die linksliegende Fichtenwaldung.

Doch Geduld! es ist die erste und letzte Schwierigkeit, die uns aufstößt und für die paar Schweißtropfen entschädigt uns hinlänglich das liebliche Bild, das uns auf erreichter Höhe erwartet.

Wie wunderschön! Von allen Seiten laufen Thalmulden in einen ziemlich weiten Kessel zusammen. In der Mitte dieses Alpengefildes steht auf einem begrasten Hügel die Kirche; um sie herum liegen zerstreut die freundlichen Häuser. Und damit auch etwas Leben in das Bild komme, plätschert munter der kleine Bach durch die Thalfläche.

Um die Ebene stehen im Halbkreise steil aufsteigende Gebirge, theils schroff und kahl, theils mit dunklem Wald bewachsen. Vor allem aber ist es der mächtige Tribulaun, der durch die Großartigkeit seiner Formen einen überwältigenden Eindruck macht und zur Lieblichkeit dieser Alpenlandschaft mit friedlichen Menschenwohnungen einen scharfen Contrast bildet.

Es ist ein eigenthümliches, fast wehmüthiges Gefühl, das einen beschleicht, wenn man nach Jahren wieder auf einen liebgewordenen Fleck Erde tritt! Alles ist gleich geblieben, ja manches

sogar schöner geworden, und doch kommt es einem nicht mehr so wie früher vor. Es fehlt eben der unersetzliche Duft jugendlich naiver Anschauung, der Reiz einer noch nicht geschulmeisterten Phantasie, der Berg, Baum und Wiese und Menschenleben wie mit einem rosigen Zauberschleier umspinnt.

Nicht viel anders ist es mir ergangen, als ich nach langer Abwesenheit wieder in den inneren Winkel dieses stillen Alpenthales trat und das Trüpplein zusammengekauerter Häuser vor mir liegen sah. Es war alles so ziemlich im Alten geblieben: Dieselben traulichen friedlichen Hütten mit den breit vorspringenden Dächern, mit den Nelkenstöcken am Fenstergesimse und den säuberlichen Milchbrenten auf der Hausbank.

Selbst das Bildstöckl vor dem Brunnen mit dem schönen Spruch, den ich mir als Student ins Notizbuch eingeschrieben:

„Spinne Schücksall, spinne,
Spinne kurz und dinne,
Meinen Lebensfaden ein;
Webe dicht die Leiden,
Webe seigt (seicht) die Freuden,
Webe mir nur Seelenruh' darein."

stand noch ziemlich aufrecht da. Doch hatten Regen und Sonnenstrahl den Spruch fast abgebleicht, nur der Schlussvers: „Webe mir nur Seelenruh' darein" war noch gut leserlich.

Es schlug gerade Mittag, als ich in die enge Gasse einmarschierte und meine Schritte nach einem linksstehenden Hause richtete, das mir als das Spörr'sche Wirtshaus noch in Erinnerung haftete, obwohl auf dem Schilde bloß Wirtshaus steht. Es braucht auch keine andere Bezeichnung, die Obernberger kennen es ohnehin und die Fremden, meinte dazumal der Wirt, finden es leicht.

Das „Hotel Spörr" ist nun freilich kein Gasthof hohen Ranges, aber was die gutmüthige Frau Wirtin vorsetzt, ist schmackhaft und die Unterkunft leidlich. Uebrigens wird das Wirtshaus binnen Kurzem umgebaut und vergrößert werden. Als Anfang hat es neben dem Hause bereits eine hübsche Veranda erhalten, von der man eine ganz reizende Aussicht auf das vom Hügel herabschauende Kirchlein und auf den packenden Hintergrund des Tribulaun hat.

Der Küchenzettel ist sehr einfach: Knödel, Schmarrn, allenfalls ein „gebackenes Hendl" und — Forellen. Letztere sind wegen ihrer Güte und Billigkeit besonders zu empfehlen, und ich sprach ihnen auch heuer wieder wacker zu.

Meine Tischgesellschaft war die Frau Wirtin und ein Senner, der von der Seealpe wegen eines verunglückten Stückes Vieh herabgestiegen war und sich bei einem Glas Schnaps erquickte. So lebte ich froh und zufrieden, wie der Herrgott in Frankreich und hätte mit keinem Erdenpotentaten getauscht.

Später als die Sonne nicht mehr so heiß schien, machte ich mich auf den Weg zur Seealpe, diesem Schmuckkästlein des Obernberger Thales mit seinen zwei herrlichen Seen.

Ihr Besuch kostet geringe Mühe, man steigt in einer guten halben Stunde zu der Höhe hinauf. Sie liegen im untern der beiden Thälchen, die im Hintergrunde wie Arme den rauhen Fuß des Tribulaun umschlingen, und von denen das nördliche „Hinternendes" über das Muttenjoch ins Magdalenen- und Gschnitzthal führt, das südliche Grubenthal die Alpe mit den Seen birgt.

In letzteres führt unser Weg.

Zu beiden Seiten steigen amphitheatralisch sammtgrüne Matten empor, gekrönt von dunkelbewaldeten Kuppen, überragt von kahlherabstarrenden Felswänden. Die übermoosten Stein-

trümmer, durch die sich der Pfad hinaufwindet und die eingerissenen Forste geben Zeugnis von den gewaltigen Naturkämpfen, welche hier getobt. Ueber eine Weile sieht man inmitten des Rasenteppichs die braunen Alpenhütten liegen.

Aus dem Schornstein wirbelt der blaue Rauch, vor der Thüre sonnen sich grunzend die Schweine, weiter oben klettern Ziegen.

Die eigentliche Weide mit den prächtigen Futterkräutern, wo die Kühe grasen, zieht sich etwas weiter oben an den saftigen Pleißen hin, die sich zum Ufer der beiden Seen verflachen. Diese liegen wie zwei Augen hart nebeneinander; bei längerem Regen, besonders zur Frühlingszeit, fließen sie zusammen und bilden dann eine Wasserfläche von länglicher Rundform.

Ihr Anblick, wenn man auf der Höhe anlangt, ist äußerst malerisch. Durchsichtig wie ein reiner Edelstein, liegt das stille Wasser in der Umrahmung hellgrüner Matten vor uns, bald blauschillernd und mit tausend zitternden Sonnenfunken besäet, bald prachtvoll dunkelgrün. Hier verläuft sich die Fluth sanft im Kiese, dort bildet sie in den waldigen Vorsprüngen eine einsame Bucht. An einem Ende steht hart am Ufer eine kleine Fischerhütte, darin ruht der Kahn. Und mitten hinein in diese Idylle warf ein mächtiger Bergsturz des Tribulaun riesige Felsblöcke, die fast geisterhaft bleich den See umstarren, entweder einzeln, schroff und kahl, oder zu Gruppen vereint und mit Moos und Gesträuch überwachsen. Was wir aber ringsum schauen, das spiegelt uns das Wasser wieder: Himmelsblau und Waldesgrün, die friedliche Seehüte mit dem Nachen und das grausige Felsenchaos.

Doch nicht lange bleibt das Bild in so vollkommener Ruhe. Ein Entenschwarm flattert rauschend über die glänzende Fläche, Fische tauchen auf und plätschern zurück, und drüben, wo die

dunklere Färbung des Wassers auf größere Tiefe deutet, schieben sich Wellenkreise vorwärts — eine braunschwärzliche Wasserschlange — Coluber natrix, schwimmt dahin.

Von Ferne aber hört man das Knallen der Hirtenpeitschen und das Geläute der Kuhglocken, und siehe da — es raschelt durch die Büsche, ein paar muntere Rinder springen in den See und bleiben, ihre Füße kühlend, in der seichten Fluth stehen — eine Staffage, würdig für den Pinsel eines naturbegeisterten Künstlers! Er würde verstehen, jene stille Bergeinsamkeit zu malen, jene prachtvollen zauberischen Tinten des Sees nachzubilden, jenen duftigen Ton zu finden, der tiefblau die schattigen Schluchten des Tribulauns ausfüllt. Aber nimmer würde es seinem Pinsel, sowenig wie meiner Feder gelingen, die Stimmungen wiederzugeben, die dieses ruhige und doch bewegte Bild in der Seele hervorruft, vorausgesetzt, dass er dieses blaue Wasserauge nicht bloß als patentierte Schwimmschule schmackhafter Salblinge und „Forellerlen" ansieht. Fürwahr, ich beneide Herrn Steiner aus Steinach, der sich am nördlichen Ufer dieses malerisch grünen Wassers ein Alpenhaus als erquickende Sommerfrische gebaut hat.

Der freundliche Leser aber, der mich auf meiner Wanderschaft im Gedanken begleitet hat, möge sich dieses abgeschiedene Plätzchen ins Gedächtnis prägen und es baldigst selbst zum Wanderziele wählen. Es kostet ihm nur eine leichte Tagespartie und bietet eine Fülle von Naturgenuss, der auch bei dem abendlichen Heimweg nach Gries mit dem Blicke auf die rosig überhauchten Duxer Ferner fast bis zum Einsteigen in den Waggon ungeschwächt anhält.

Will man aber Obernberg zum Ausgangspunkt verschiedener Ausflüge machen, so kann man entweder von der Seealpe aus über das Portjöchl in das Pflerschthal oder von der Villfrader-

alpe über das Fraderjoch nach Gossensass jenseits des Brenners gelangen.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass in Obernberg sehr schöner Marmor, auch rosenfarbener und gefleckter, gebrochen wird, und die Mineralien den Geognosten reiche Ausbeute iefern.

Ueber den Brenner.

Innsbruck — Brennerpaſs.

Hie Nord — hie Süd! Wie eine gewaltige Granitmauer liegt zwiſchen beiden der Querriegel des Brenner, Scheidewand und zugleich welthiſtoriſche Brücke zwiſchen Deutſchland und Italien.

Nicht als ob jenſeits dieſes Bergpaſſes keine Deutſchen mehr wohnten; Gott bewahre, gerade jenſeits des Brenner und der ſich anſchließenden Tauern wohnen die markigen Stämme der bajuwariſchen Puſterthaler und gothiſchen Sarnthaler, das germaniſche Kernvolk der Paſſeirer und die breitſchulterige Sturmmannſchaft des Burggrafenamtes — aber geographiſch und klimatologiſch genommen, kann man den Brenner als imponierenden Markſtein zwiſchen Deutſchland und Italien, als den Hauptvertretern von Nord und Süd, trotzdem gelten laſſen.

Dieſer Uebergang hat erhöhte Bedeutung erlangt durch die Eiſenbahn, welche ſeit dem Jahre 1867 über ihn führt und mit Recht „eines der großartigſten Werke der Alpenbaukunſt“ genannt werden muſs.

Eine Fahrt darüber gehört zu den schönsten landschaftlichen Genüssen.

Die zwei Thäler, die vom Brenner gegen Norden und Süden abfallen, nämlich das Sill- oder Wippthal und das Eisakthal haben der Chaussee und dem Eisenstrange den uralten natürlichen Weg über diesen Rücken vorgezeichnet.

Der Brenner beginnt eigentlich schon knapp südlich von Innsbruck, ja man könnte fast sagen, schon in der Stadt selbst. Denn bereits von der Triumphpforte an, die den Abschluss der malerischen Maria Theresienstraße bildet, steigt Brennerchaussee und Bahnkörper, so dass wir mit schwerfauchender Locomotive in den Iseltunnel einfahren. Zuvor senden wir noch durchs linke Waggonfenster einen kurzen Abschiedsgruß zum romantischen Schloss Amras und ins heitere Unterinnthal, während gegen Westen über dem Vordergrund des prächtigen Klosters Wilten das scharfe Profil der Martinswand den Blick in die ernstere Scenerie des Oberlandes zieht.

Beim Austritt aus dem Tunnel ist die Gegend total verändert. Wir befinden uns an der felsigen Lehne der tiefeingeschnittenen Sillschlucht, die dem Auge nur graue, hie und da bebuschte Schieferwände und unten das brausende Wasser der grünen Sill zeigt. Aber je höher wir hinanstreben, desto mehr erweitert sich der Blick. Anmuthiges Mittelgebirge und grüne Wiesengründe tauchen auf, die kühngeschwungene Stefansbrücke mit der domartigen Serles- oder Waldrasterspitze darüber wird sichtbar und der bewaldete Rücken des Schönberges lockt uns zum Besuche des dahinterliegenden schönen Stubaithales.

Man steigt auch von der ersten Station Patsch, in die wir soeben einfahren, in dreiviertel Stunden bequem da hinauf und erspart sich so den zweistündigen Marsch auf einförmiger Landstraße. Letztere, unsere Begleiterin am jenseitigen Sillufer, er-

reichen wir erst, wenn wir gegen die zweite Station, Matrei, dampfen. Erst hier sind wir aus den unwirtlichen Schluchten heraus und befinden uns auf der eigentlichen Thalsohle.

Matrei (das alte Matreium), dessen langgestreckte, vom Schloss Trautson überragte Gasse sich am linken Bachufer malerisch hinzieht, bietet gleich den andern Orten des Sillthales prächtige Sommerfrischen. Als die Brennerbahn eröffnet wurde, jammerte Alles, weil nun der rege Verkehr auf der Straße mit seinen hundert leichten und schweren Fuhrwerken, von dem thatsächlich Hauptthal und Seitenthäler lebten, nothwendig aufhören musste.

Aber sieh! statt der gefürchteten Verarmung trat im Verlaufe der letzten Decennien stetig wachsender Wohlstand ein, indem Einheimische und „Fremde" dieses gesunde, von würziger Bergluft durchströmte und mittelst der Bahn nun so rasch und bequem erreichbare Thal zum Sommerfrischaufenthalt und Curort wählten. Auch die stillen Seitenthäler, die hier ausmünden, das almengesegnete Navis und das grasreiche Gschnitz, werden nun häufig besucht und finden, besonders letzteres, durch den Touristenzug Ersatz für den Verdienst vom sauren Heu, das sie den unzähligen Fuhrmannsherbergen der Brennerstraße lieferten.

Die Straßen- und Dorfstaffage ist freilich eine ganz andere geworden.

Statt der schnalzenden Fuhrleute und fluchenden Vorsetzknechte, welche bei steilen Partien die Vorspann besorgten, statt der ächzenden schweren Landwagen, die Korn, Salz und Wein zwischen der Levante, Italien und Deutschland hin- und herführten, rollen jetzt leichte Chaisen auf der staublosen Straße daher und die lichten Kleider der Sommergäste beleben die von Jahr zu Jahr sauberer werdenden Dorfgassen. Auch die Häuser

haben neue Ueberzüge bekommen und heben sich jetzt ganz blank und proper vom Hintergrunde des grünen Waldes.

Durch ihn steigt man von Matrei aus in zwei Stunden zum freundlichen Waldraster Kirchlein, einem vielbesuchten Wallfahrtsorte, empor und kann da unter den großartigen Steilwänden der Serlesspitze bei herrlicher Luft und gutem Wein schöne Stunden verleben.

Von der anderen Thalseite aber winkt das Höhenluftumwehte Schlösschen Arnholz mit der „Pension Kraft" und das Navisthal, ein grüner bachdurchrauschter Runst, an dessen nördlicher Flanke der allmählich ansteigende Weg zum lieblichen Kirchlein und Widdum führt. Wirtshaus gibt es keines hier, aber der menschenfreundliche Curat hegt und verpflegt dich, dass du jedenfalls nicht schlechter aufgehoben bist, als im Gasthof. Weiter im Thale drinnen stehen prächtige Almen und Bergwiesen mit stolzen Bauernhöfen, wie man sie in dieser Höhe kaum erwarten möchte. Da kannst du auch die Zither hell erklingen und unverfälschte Tirolerlieder singen hören, dass dir das Herz im Leibe lacht.

So, und nun im Waggon wieder weiter nach Steinach.

Die doppelthürmige Kirche mit den unvergleichlichen Altarbildern Martin Knollers, der hierorts geboren, und mit den schönen Plafondfresken Maders, schaut uns schon von Weiten entgegen. Seit dem Brand von 1853, der das ganze Dorf verheerte, ist es wieder schön aufgebaut und wegen der reizenden Lage und schönen Ausflüge sehr besucht.

Zu letzteren zählt in erster Reihe ein Gang in das Gschnitzthal, das westlich einbiegt und den Wanderer über saftige Wiesen und Föhrenschläge zuerst nach Trins und dann in die abgeschiedene Traulichkeit von Gschnitz führt. Wie lieblich ist dieser Thalkessel mit dem Kirchlein und dem Widdum daneben. Hier einige

Tage in glücklicher Selbstzufriedenheit verbringen, die arge Welt draußen mit ihrem politischen Kram und Egoismus vergessen und im Umgang mit Gottes lieber Natur und schlichten Menschen, sich selber wieder finden, ja mein lieber Reisecollege, glaub' mir, das ist ein ganz eigenes Vergnügen. Wie gewaltig ragen da die Säulen des Gottestempels herein, die Serles, das Kirchdach, die Kesselspitze und vor allen der Riesenpfeiler des gewaltigen Habicht, hierlands Hager genannt.

Dieser reckt sich an die 3274 Meter in die blaue Luft, darum sagt auch der Volksreim von ihm:

Der Hager im Gschnitz
Und die Villerspitz
Und die Martinswand
Sind die drei höchsten*) im Land.

Alle früher genannten Höhen sind übrigens nicht sehr schwer zu bewältigen, besonders seit die Schutzhütten die Besteigung erleichtern.

Vom Gschnitzthal führt auch ein ganz unbeschwerlicher Uebergang ins Nachbarthal Obernberg, das am Fuße der nächstliegenden Station Gries ein- oder wenn man will, ausmündet. Letztgenanntes Dorf ist, dem Anscheine nach, nicht so weit von Steinach entfernt, aber die bedeutende Steigung zwang den Erbauer der Brennerbahn in das östliche Schmirnthal einzubiegen, tief drinnen mittels eines Kehrtunnels auf die andere Thalseite zu schwenken und so die gewaltige Steigung zu überwinden.

Es darf uns nicht gereuen.

Das friedliche St. Jodok, das wir im Fluge umkreisen, der Ausblick auf die Gletscher des Valserthales, die zum Waggon-

---

*) Das „höchsten" ist im Sinne von steil zu nehmen, was auch für alle drei Berge paßt.

fenster hereinblicken, entschädigen uns hinlänglich für diese Verzögerung. Unweit von St. Jodok, knapp vor dem Eingang des Tunnels, ist eine Haltestelle für diejenigen, die durch das Schmirnthal die Höhe des Duxerjoches gewinnen wollen, um von da über Hinterdux und Zillerthal wieder ins Innthal zu gelangen. Ich erwähne dies absichtlich, weil es einer der lohnendsten Rundgänge ist und selbst von Damen leicht gemacht werden kann.

Im Sillthale wieder angelangt, befinden wir uns bei der Station Gries bereits in beträchtlicher Höhe. Die Thalsohle liegt mehr als kirchthurmtief drunten und das Dörflein schaut fast wie großes Spielzeug, das daraufgestellt wurde, aus, so hoch darüber geht der Bahnzug.

Dieses Gries, nicht zu verwechseln mit andern gleichnamigen Ortschaften im Lande, ist eine ganz idyllische Gegend, die ich nur ungern anpreise, weil wir Einheimischen sonst bald kein Plätzchen mehr haben, wo wir während der Sommerfrischzeit unser müdes Haupt hinlegen können. Die hohe Lage — fast 1200 Meter — verbunden mit dem Umstande, dass der über den Brenner brausende Föhn das an den Padaunerkogel geduckte Dörflein nicht erreicht, sondern über den Köpfen der Grieser dahinfährt, macht diese Gegend zur schönen Jahreszeit besonders begehrenswert.

Dazu kommt noch die Freundlichkeit des Ortes selbst.

Die Häuser stehen nicht, wie in vielen andern Dörfern, bunt durcheinander gewürfelt, sondern anmuthig auseinander geschoben und gewähren mit ihren blumengeschmückten Fenstern und alterthümlichen Terrassen einen lieblichen Anblick. Das Wirtshaus des unternehmenden Herrn Aigner kann nächst dem des wackeren Stadler in Matrei als das beste im Wippthal genannt werden. Was nun gar die Ausflüge anbelangt, so übertrifft Gries alle Punkte des Sillthales. Ein Abendspaziergang auf der

breiten Chaussee zum nahen Brennerpaſs, ein Sprung zu dem fünf Minuten weit entfernten kühlen Wasserfall, wo du die ganze Traulichkeit stiller Waldeinsamkeit genießen kannst, der schattige Aufstieg zum darüber liegenden Nöſslach oder gar auf die nahe Sattel-Alpe, die eine bilderreiche Ausschau auf den darunter ruhenden Brennerpaſs sowie in das Sill- und Eisakthal gewährt, läſst den Sommerfrischler den ganzen Reiz eines gesunden und schönen Luftcurortes empfinden.

Der lohnendste Ausflug ist, wie wir im letzten Wanderbild sahen, der Besuch des hier sich öffnenden Obernberger Thales mit seinen zwei tiefgrünen Seen und dem Abschlusse des gigantischen Tribulaun, eines imponierenden Dolomitmassivs, dessen starre Wände senkrecht in die Seen fallen. Wer in diesem stillen Thalwinkel nicht die Mühen des Lebens vergiſst, bei dem muſs es, wie der Tiroler sagt, unter dem „Brustlatz“ nicht ganz richtig sein.

Die Bahnlinie geht, wie erwähnt, hoch über Gries dahin, man hat also dort das Gute, in unmittelbarer Nähe der Verkehrsader und doch von ihr nicht belästigt zu sein. Weil wir das Fahrbillet schon haben, so machen wir davon Gebrauch, so sehr es sich sonst lohnte, auf der Landstraße zum Brennerpaſs gemächlich hinan zu steigen.

Das Thal biegt sich hier etwas gegen Osten und der am rechten Waggonfenster Sitzende kann von dieser ruhig dahinrollenden Balustrade thalaus und thalein sehen.

Wir befinden uns schon fast auf Brennerhöhe.

Tief unten zieht gleich einem grauen Wurm die zum Paſs steil hinanstrebende Straße, daneben die nun kleine Sill, welche wie ein muthwilliges Füllen zwischen den grünen Alpenmatten weißschäumend hinabspringt; dann entdeckt das Auge das uralte Luegkirchlein, das die „Klamm“, den Eingang des eigentlichen

Brennerpasses, behütet. Hier wurde anno 1703 gegen die bayerischen Truppen Max Emanuels siegreich gekämpft und manch deutsches Bruderherz schlummert im stillen Friedhof des Luegkirchleins den ewigen Schlaf.

Der raschere Gang der Locomotive sagt uns, dass die Hauptsteigung überwunden ist.

Links kommt aus dem Vennathal der gleichnamige Bach herausgepoltert und eilt tosend und zischend unter den Rädern durch; der Kraxentrager, mit dem am leichtesten zu erreichenden Gletscheransatz Tirols, schaut uns aus nächster Nähe an; eine Curve — und vor uns öffnet sich der breite Sattel des Brennerpasses.

Hei! wie das pustende Dampfross nun einen hellen markdurchdringenden Juchezer ausstößt und mächtig ausgreift. Ein meergrünes Wasser blitzt auf mit einigen Fischerhäusern.

Es ist der Brennersee. Bald wird das alte Posthaus sichtbar und die Kirche daneben; noch ein langgedehnter Pfiff und wir fahren in den Bahnhof ein.

Brennerpass und Brennerbad.

Der Brennerpass, die Wasser- und Wetterscheide von Nord- und Südtirol, ist ähnlich dem Arlberg ein breiter Gebirgssattel, besser gesagt ein langgestrecktes Hochthal, beiderseits von steilen Berghäuptern umstellt, zwischen denen sich kurzgrasige Weideplätze weit hinanziehen. Die Thalsohle, von Lawinenstürzen und Muhrbrüchen häufig genug heimgesucht, gewährt nur magerem Graswuchs und dem Anbau des Hafers die nöthige Scholle, letztere Fruchtgattung allerdings ein wichtiger Artikel zur Zeit,

als noch kein Dampfross über den Brenner schnaubte, wohl aber unzähliges Fuhrwerk den Straßenzug belebte.

Und trotzdem liegt ein eigener Reiz, eine gewisse Traulichkeit auf dieser einsamen Gegend.

Bewirkt sie das wunderliebliche grüne Wasser des Brennersees, der sich träumerisch an die grauen Felswände schmiegt und mit seinen paar Fischerhütten ein stimmungsvolles Landschaftsbild gibt, oder ist es das Trüpplein Häuser mit der alten Valentinskirche, die in der Mitte des Passes an der Straße stehen und mit dem Wasserfall dahinter und dem waldigen Aufbau des Gebirges sich zu einer malerischen Ansicht abrunden? Nicht umsonst ärgerte sich Goethe bei seiner italienischen Reise — es sind jetzt etwas über hundert Jahre her —, dass es ihm nicht gelungen, die „Herberge, das Posthaus auf dem Brenner in seiner Lage zu zeichnen"; er „verfehlte den Charakter und gieng halbverdrießlich nach Hause".

Dieses alte Posthaus, von dessen hohem Dachgiebel die einen Regentropfen dem Schwarzen, die anderen dem adriatischen Meere zufließen, machte mit seiner braungetäfelten großen Wirtsstube, den geräumigen, nun leeren Stallungen und Wagenremisen bis Ende der Siebziger Jahre auf den Besucher einen fast melancholischen Eindruck. Wie von der Tagesordnung abgesetzt, stand es verlassen da, kein Rossegewieher, kein Peitschenknallen und lustiger Posthornruf ertönte mehr, dafür hallte Tag und Nacht das Fauchen und der schrille Pfiff der Locomotive und das Rollen und Rasseln der kommenden und abgehenden Züge vom gegenüberliegenden Bahnhof.

Und jetzt!

Jetzt ist es zweckmäßig umgebaut und mit gut eingerichteten Fremdenzimmern versehen. Zwischen ihm und dem Bahnhofe ladet eine freundliche Veranda, ringsum von einer breiten Wandel-

bahn umgeben, so dass man auch bei Regenwetter die frische Luft genießen kann. Das Innere desselben füllen der große Speisesaal sowie ein Lese- und ein Billardzimmer aus. Dem Unterhaltungsbedürfnisse dienen überdies ein Clavier und eine gedeckte Kegelbahn, welche man vernünftigerweise etwas entfernt von der Veranda verlegt hat.

Pietätvolle Rücksicht hat im Jahre 1878 in festlicher Weise rechts und links vom Eingang des Postgebäudes zwei Tafeln aus carrarischem Marmor angebracht. Die rechtsseitige enthält den eingeritzten Goethekopf, eine Spende des ausgezeichneten Bildhauers Professor J. Kopf in Rom, die linksseitige die Inschrift: Hier übernachtete am 9. September 1786 der Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe auf seiner Reise nach Italien.*)

So ändern sich die Zeiten. Was zog Alles über diese Straße! Was könnte der alte Christophorus dort an der Valentinskirche erzählen, was die muthwilligen Zwillingsgeschwister Sill und Eisak, die hier ihre Wiege haben und von denen das eine nordwärts, das andere südwärts über diese Wasserscheide eilt; was der stille Brennersee, an dem Tausende und Abertausende von Menschenkindern mit ihrem Hoffen, Wünschen und Streben kämpfend, singend, fluchend und betend vorübergezogen.

„Du schaust so klar aus waldbewachs'nen Borden,
Ein feuchtes Aug' aus dunkler Wimpernfranze,
Du spiegeltest in deinem ruhigen Glanze
Jahrtausende und bist nicht matt geworden.

---

*) Vgl. die belehrende Schrift von Dr. S. M. Prem: Goethes Fahrt durch Tirol 1786. München. 1888.

Du sahst des Cimbernvolks befellte Horden,
Den Römeraar, die Hohenstaufenlanze,
Kreuzfahrer, Schützenvolk — wer nennt das ganze
Gewühl auf dieser Mark von Süd' und Norden?

Als letzter Stürmer braust durch diese Räume
Dämonisch wild das Dampfross, dass ein Schüttern
Zuckt durch den Grund; — die stillen Wasser zittern,

Als wär's ein Lächeln über all' die Träume,
Die hier der Mensch geträumt; dann ruh'n die Fluthen
In stolzer Glätte, wie sie früher ruhten."

(Grüße aus Tirol.)

Es wird in der That wenig Alpenpässe geben, die eine so reiche Geschichte aufzuweisen haben.

Da der Brenner die niedrigste Einsattelung im Centralzuge der östlichen Alpen vom Gotthard an ist — die Meereshöhe beträgt nur 1362 Meter —, so bildet er die natürlichste Brücke zwischen Deutschland und Italien, oder wenn wir die Endpunkte der alten Heerstraße nehmen, zwischen Augsburg (Augusta Vindelicorum) und Verona. Im Mittelalter war er daher der eigentliche „deutsche Pass" und die Route der „Römerzüge".

Nicht weniger als — 62 kommen auf ihn.

Fürwahr, Ludwig Steub hat Recht, wenn er in seinen klassischen „Herbsttagen in Tirol" sagt: „Wie viel Hunderttausende sind in glänzender Rüstung von Deutschland auf diesem Wege nach Italien gegangen, um nie mehr zurückzukommen! Wenn sie aber Alle wieder beisammen wären auf diesen Almenwiesen und sie der Barbarossa commandierte, welch' eine nächtliche Heerschau, hundertmal bedeutender und kolossaler als jene, „die im elysäischen Feld der todte Cäsar hält!" —

Und dann, welche leuchtenden Namen sind auf dieser Passhöhe gestanden, von König Autharis Brautzug, von Theodos

und Thassilos, der alten Bayernherzoge, Romfahrt an durch die Tage der Ottonen, der Heinriche und der Hohenstaufen bis in die spätesten Zeiten! Welche Absichten, welches Trachten, welche Träume in allen dieser Häuptern! Wie die deutsch-italienische Leidensgeschichte hier ihren geographischen Zenith hat, so drängen sich an diesem Ort alle Erinnerungen aus jenen Zeiten wie zwischen zwei Felsenwänden eng zusammen — gleichsam in einen melancholisch tönenden Harfenstrang."

Damals war die Passage nicht so bequem, wie in diesem Jahrhundert.

Wenn man die Reiseberichte von Brennerwanderern liest, z. B. des Predigermönches Felix Fabri, der zweimal 1480 und 1484 diese Tour machte, so bekommt man ein ganz trostloses Bild von der Fährlichkeit dieses Ueberganges im Mittelalter. Förmliche Bergströme stürzten einem entgegen nnd von den überhängenden Felsen herabstürzende Steine drohten Tod und Verderben. Trotzdem war der Warenverkehr am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts so stark, dass die „Reisenden auf den schmalen Pfaden durch die Menge der Wagen und Saumthiere am Vorwärtskommen gehindert und sogar in Lebensgefahr gebracht wurden."

Erst Erzherzog Sigmund, dem Tirol hinsichtlich des Straßenbaues so viel verdankt, gieng der Brennerstraße mit „Feuer und Schwefel und Eisen" zu Leibe, wie Fabri schreibt, so dass da, wo früher kaum ein Mensch mit Zittern hinüber zu klettern wagte, jetzt Reise- und Lastwagen ohne alle Gefahr verkehren konnten.

Für die Anwohner der großartigen Verkehrsader wurden diese Waren-, Wander- und Heerzüge theils zum Segen, theils zum Fluch. Letzteres gilt besonders von den Römerzügen, bei denen sich die Soldaten ihren Unterhalt von den Bewohnern

selbst verschaffen mussten. Genügten die Lebensmittel noch für den Vortrab, so reichten sie für die Hauptmasse des Herres nicht im Entferntesten aus. Die Nachfolgenden waren daher auf die Plünderung angewiesen und machten von diesem Recht der Nothdurft auch den ergiebigsten Gebrauch. Sie raubten und stahlen, ärger als die „Krawaten", und weder Heiliges, Kirchen und Kapellen, noch Profanes war vor ihnen sicher. Darf man sich wundern, dass die gewitzigten Anwohner der Straße sich beim Herannahen eines solchen Heerzuges aus dem Staube machten.

Am stärksten waren die Böhmen gefürchtet.

Sie waren es auch, die unter dem gewaltigen Barbarossa 1154, nachdem sie den Brenner glücklich überstanden hatten, auf der Ebene von Verona die kostbarsten Bäume umhieben, ihre Lagerfeuer mit Olivenholz nährten und ihren Rossen Olivenlaub als Streu schütteten.

Anderseits, als die unruhigen Zeiten des Mittelalters vorbei waren, war der Brenner, gleich dem Arlberg, der Nährvater der sich von ihm absenkenden Thäler.

Um sich einen Begriff vom regen Wagenverkehr zu machen, braucht man nur die große Anzahl von Wirtshäusern und Fuhrmannsherbergen zu betrachten, die noch gegenwärtig, wenn auch größtentheils aufgelassen, die Straße einsäumen. Matrei, Steinach, Gries, Brenner, Mauls, Sterzing &c. zählten fast mehr Wirtshäuser als andere Gebäude. Ja, noch vor zwanzig Jahren zog Lastwagen an Lastwagen am Wanderer vorbei und da das Fuhrmannsleben bekanntlich das lustigste ist, so floss der Wein in Strömen und die Wirtsleute machten ein eben so gutes Geschäft wie die Schlosser, Wagner und Rädermacher, Vorsetzknechte und Pferdebesitzer.

Auch die einmündenden Seitenthäler hatten ihren Profit, denn sie lieferten die Unmengen sauern Heues, das die Pferde

benöthigten, dazu Lebensmittel, besonders Milch, Butter und Eier und fanden überdies auf alle mögliche andere Weise Erwerb.

Jetzt, wie gesagt, ist es seit der Eröffnung der Brennerbahn (1867) in dieser Hinsicht stiller geworden, dafür wimmelt es zur Sommerszeit von Touristen aus aller Herren Ländern, die über diesen Pass theils fahren, theils steigen, theils hier oben bleiben, um Nerven und Gesundheit zu stärken.

Für eine Luftcur erster Sorte ist der Brennerpass, freilich nur für die warme Jahreszeit, wie geschaffen. Die prächtige, Nerven und Auge stärkende Luft, die den Pass durchzieht, die Gelegenheit, von dieser Hochwarte aus je nach Witterung und Laune entweder durchs herrliche Eisakthal nach Süden abzusteigen oder nordwärts durchs Sillthal gegen Deutschland zu rutschen, die Fülle schöner Ausflüge ꝛc. locken von Jahr zu Jahr mehr Leute da hinauf.

Dazu kommt noch ein Hauptanziehungspunkt, den ich eigentlich in erster Linie hätte erwähnen sollen, nämlich das Brennerbad.

Es liegt eine gute halbe Stunde von der Brennerstation südwärts rechts und links von Bahnkörper und Poststraße und macht mit seinen ausgedehnten Baulichkeiten einen ganz wirkungsvollen Eindruck.

Gleich andern tirolischen Bädern, z. B. Innichen, Alt- und Neuprags, Obladis ꝛc. führt es seinen Ursprung auf ein sogenanntes „Bauernbadl“ zurück, wie es Hunderte im Lande gibt und wie deren noch immer neu aus dem Boden herauswachsen. Aber nur Wenige haben es so weit gebracht, wie das Brennerbad, von dessen früherem Bestande allerdings keine Bretterwand mehr übrig ist.

Wer vor fünfzig Jahren dieses Weges kam, konnte es noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit sehen und ich erinnere mich ganz gut an das alte Badhaus und an die zwei primitiven

Bretterhütten, in denen die nur durch Vorhänge getrennten Badewannen wie Kinderwiegen nebeneinander standen.

Wie patriarchalisch es noch in den Fünfziger Jahren im Brennerbade zugieng, erhellt aus den „Erinnerungen einer Dame" hervor, welche der „Bote für Tirol und Vorarlberg" im Jahre 1877 Nr. 16 veröffentlichte. Ich kann mich nicht enthalten, aus dieser von urwüchsigem Humor getränkten Schilderung, welche zugleich als Beitrag zur Charakteristik der tirolischen Bauernbäder überhaupt dienen mag, Einzelnes wörtlich anzuführen.

„Die gesammte Leitung und Verwaltung des Bades lag noch vor circa zwanzig Jahren fast ausschließlich in der eisernen Hand einer alten Bademeisterin, vulgo „Badreiberin," namens Moidl, eines echten Originals aus der kräftigen alten Zeit.

Die Moidl hielt gar strenge auf Zucht und Ordnung, und wehe dem Unglücklichen, der sich wissentlich oder unwissentlich gegen die Hausordnung vergieng! Da gab es eben so wenig ein Erbarmen als ein Ansehen der Person, und selbst ein „Hochwürdiger" hätte es nicht unbedingt wagen dürfen, ihr in die Quere zu kommen!

Unter erschwerenden Umständen konnte es einem Sünder sogar passieren, dass ihn die Moidl gleich einem flammenden Cherub und nur statt des Schwertes den hochgeschwungenen Besen in der Hand, hinausstieß aus den geheiligten Badelocalitäten, ohne ihm auch nur so viel Zeit zu lassen, als eigentlich nöthig gewesen wäre, um einem Zusammentreffen mit nicht Badenden wenigstens ohne Unruhe entgegensehen zu können!

Da Armen stiftungsmäßig die unentgeltliche Benützung der Heilquelle zusteht, so fielen der Moidl natürlich auch die Obliegenheiten einer Armenmutter zu; dass sie ihnen mit gewohnter Energie und zur gegenseitigen vollsten Zufriedenheit gerecht wurde, versteht sich wohl von selbst. In der Sacristei der Kapelle, die

natürlich keinem Badeorte in Tirol, wollte es anders prosperieren, fehlen durfte, hatte sie ihre Kanzlei aufgeschlagen. Dort hatten sich die neuangekommenen Armen zu melden und außer dem Armuthszeugnisse auch ein solches über die vor Kurzem erfolgte Ablegung der Beichte vorzuweisen! Letzteres war eine conditio sine qua non! Ohne Beichte kein Bad!

An Vorabenden von Sonn- und Festtagen betrieb die Moidl auch das Rasirgeschäft und zwar auf äußerst praktische Weise. Die Bauern — „Herrische" konnten sich mit ihrer Methode nie recht befreunden und zählten daher auch nicht zu ihren Kunden — mussten sich vor dem Badehause in eine Reihe setzen und wurden einer nach dem andern mit Seife und Wasser behandelt. „'s woacht bösser!" (es weicht besser auf) sagte sie, wenn man etwa fragte, warum sie denn alle auf einmal der Procedur unterziehe, und sie dann so lange warten lasse! Hierauf nahm sie einen halbgewachsenen Apfel oder in Ermanglung dessen auch eine hölzerne Kugel, wie sie zum Stoppen der Strümpfe gebraucht wird, aus der Tasche, der erste Bauer öffnete den Mund und Apfel oder Kugel verschwanden darin.

Der Druck eines Fingers auf das betreffende Object verlieh der Wange die eben nöthige Spannung, und erst wenn sie ihr Werk beschaut und daran Wohlgefallen gefunden hatte, nahm sie ihr Eigenthum wieder an sich, aber nicht etwa um es wieder einzustecken, o nein, es wanderte schnurstracks in den Mund des zweiten, später in den des dritten u. s. w., bis alle glücklich abgefertigt waren!

Wenn die Moidl Medicamente verabreichte, was auch hie und da vorkam, so gab bezüglich der Portion einzig und allein nur die Größe der betreffenden unglücklichen Patienten den Ausschlag. Als sich einmal einer nicht mit Unrecht bitter über das Allzuviel beklagte, erhielt er die jeden weitern Einwand gründ-

lich niederschmetternde Antwort: „Oam von önkerer Greaßn hob i no nia wieniger göb'n!" (Einem von Euerer Größe habe ich noch nie weniger gegeben!).

Während der Badestunden, deren Beginn durch einen langgezogenen gellenden Pfiff signalisiert wurde, hielt sich die Moidl meist im Badelocale auf. In sargähnlichen Badetruhen, die ich selbst noch heuer fast in allen Badeorten Tirols, die ich besuchte, vorfand, lagen die Genesung Suchenden reihenweise da, alle mit einer Halben oder Maß Wein versehen, um sich zeitweilig stärken zu können, denn vor 1 1/2 bis 2 1/2 Stunden gieng doch kein richtiger Bauer aus einem Bade! Er wollte für sein Geld auch was verspüren! Zwischen den Badenden wandelte die Moidl den Rosenkranz vorbetend rastlos auf und ab, und nur hie und da trat ein momentaner Stillstand ein, wenn eben auch sie ein Schlücklein nahm!

Der spätere Bademeister, dessen Wirksamkeit theilweise schon in die Zeit der Ueberschienung des Brenners hineinfällt, zeichnete sich besonders durch eine ganz fabelhafte Grobheit, sowie durch den Besitz eines fast die ganze Saison ununterbrochen andauernden Rausches aus. Einige Innsbrucker Herren, die einmal den Muth hatten, sich über die Qualität des Essens zu beklagen, wurden mit der Antwort abgefertigt: „Wos thatets denn, wenn i Oenk iatzt vierzehn Tog gar nix z'frössen göbat?!"

Witzig bemerkte er, als die erste Locomotive keuchend den Berg heraufkam: „Hob i schon gmoant, es geht ihr der Dompf aus, und i muass ihr mein' fürsponnen!"

So weit die lebendige Schilderung der Dame.

Die Heilquelle ist keine eigentliche Therme, doch besitzt sie jahraus jahrein die Temperatur von 18° R.

Ursprünglich muss sie, wenn wir der Tradition trauen dürfen, eine bedeutend höhere Temperatur gehabt haben, da es

nöthig gewesen sein soll, letztere durch Zuführung von kaltem Wasser zu vermindern; aber Muhrbrüche und Schneelawinen scheinen sie zum Theil verschüttet zu haben. Ihre vorzüglichsten Bestandtheile sind schwefelsaurer und kohlensaurer Kalk und kohlensaure Magnesia. Sie hilft daher vorzüglich bei Gicht und Rheumatismen, bei Rückenmark- und Nervenleiden, sowie bei Lähmungen einzelner Glieder.

Sicher war sie schon zu Römerzeiten bekannt, wie Münzfunde bezeugen; urkundlich erwähnt wird sie zuerst im Jahre 1400.

Bedeutung erlangte sie erst, als der bekannte Uriel Geitzkofler und vor Allen sein berühmter Neffe Zacharias Geitzkofler „Herr auf Haunsheim und Moos, Ritter von und zu Gailenbach und der Erzherzöge Mathias und Maximilian geheimer Rath" im Jahre 1607—8 die obgenannten zwei Badehütten, eine für die „bessern" Leute, die andere für die „mindern" nebst einer Kapelle für die leidende Menschheit „zur erholung Ires gesoundts" (Gesundheit) erbauen und den Zins von 2000 fl. theils zur Instandhaltung des Bades, theils für die Leibes Nothdurft armer Badegäste widmeten.

Dem Stiftsbrief gemäß sollte nach Aussterben der Familie Geitzkofler die Stadt Sterzing die Beaufsichtigung und Verwaltung des Bades bekommen, was auch 1731 eintrat.

Damit schien eine neue Epoche über das Brennerbad hereinzubrechen.

Pläne zur Isolierung der warmen Quelle, zur Herstellung von neuen Badelocalitäten wurden geschmiedet, aber sie blieben, wie so viel Anderes, auf dem Papier. Ja selbst der wichtige Umstand, dass man beim Graben eines Stollens auf heißes Wasser und Erddämpfe stieß, die den Kies „prüffig" gemacht hatten, vermochte die Unternehmungslust nicht zu steigern und es blieb beim Alten. Erst im Jahre 1852 kam die Sache in

Fluss und man schritt vorerst zur Vergrößerung des alten Badhauses, des sogenannten Geitzkoflerhauses. Die Folge war ein sofortiger Aufschwung des Besuches, so dass 1866 schon gegen 600 Badegäste sich einfanden.

Die Glanzperiode für das rasch emporblühende Bad kam mit der Eröffnung der Brennerbahn im Jahre 1867, das den Besuch verdoppelte und Neubauten unbedingt nothwendig machte. Dank dem energischen Altbürgermeister von Sterzing, Johann Kofler, wurde die Engherzigkeit in der Sterzinger Rathsstube endlich gebrochen und zunächst das Brennerbad-Wirtsanwesen nebst Alpen, Waldung, Wies- und Ackergründen erworben, ferner der Bau des „Heizhauses“ und des als Unterkunft empfehlenswerten „Sterzingerhofes“ in Angriff genommen. Wer jetzt dieses Bad besucht, findet, wenn er nicht zu große Anforderungen macht, Alles, was man von einem solchen Badeorte, wohlgemerkt in Tirol, erwarten darf. Vor allem findet man eine vorzügliche Verpflegung bei dem mäßigen Pensionspreis von drei Gulden oder fünf Mark nach jetzigem Cours.

Wildgastein ist es freilich keines und wird es auch nie werden, selbst wenn die Brennerheilquelle heißer sprudelte als im berühmten salzburgischen Curorte.

Aber auch der hilfsbedürftige Besucher, der ein frisch-fromm-fröhlich-freies Luftbad dem feuchten Genuss einer Wannencur vorzieht, wird auf dem Brenner seine Befriedigung finden, nicht minder derjenige, der sich von schmackhaften blaugesottenen Forellen angezogen fühlt. Wo diese beflossten Kinder des Wasserelementes ihre Heimat haben, wird im nächsten Artikel dargethan werden.

Brennerpass — Bozen.

Vom Brennerbad geht es im raschen Fluge abwärts. Links von uns entspringt der junge Eisak, ein frisches Wasser, das dem Brennerbad seine Forellen liefert. Goethe in seiner italienischen Reise tauft den Eisak in die Etsch um, eine Verwechslung, die schon manchem Brennerreisenden passiert ist.

Bald erblicken wir bei der Station Schelleberg tief unten, aber immer noch 1060 Meter über dem Meere, das freundliche Gossensass und fragen uns staunend, wie wir da hinabgelangen sollen. Zu allem Glücke stellte sich den Erbauern der Brennerbahn das westlich einmündende Pflerschthal zur Verfügung und so dampfen wir mit stets bremsender Maschine wohlgemuth gegen den Gletscherstock zu, der uns aus dem Hintergrunde anblitzt. Endlich machen wir im Tunnel Kehrt und sausen an derselben Lehne Gossensass zu. Wie weit wir ausbogen, ist daraus zu ersehen, dass wir in der Station Schelleberg aussteigen, zu Fuß bequem nach Gossensass hinabgehen und dort nach eingenommenem kühlen Trunke den Waggon wieder besteigen können, welchen Spass sich auch Viele erlauben.

Gossensass! Ein ganz reizendes Sommerfrischnestchen.

Vor dreißig Jahren noch ein den Touristen fast unbekannter Ort, ist es jetzt ein Lieblingsaufenthalt der Sommergäste geworden. Die kühle aus dem Pflerschthal wehende Luft, der Anblick der herausleuchtenden majestätischen Eiswelt und endlich die vorzügliche Unterkunft und Verpflegung, die man beim wackern Gröbner findet, haben die ursprüngliche kleine Fremdengemeinde, die sich jährlich hier einfand, von Jahr zu Jahr vergrößert.

Die große Frequenz ist freilich nur dadurch möglich geworden, dass Herr Gröbner mit Unterstützung der österreichischen Südbahngesellschaft ein großes Hotel errichtet hat, dessen prachtvoller „pompejanischer" Speisesaal ein paar hundert Gäste zugleich fassen kann. Wie hier, so sind in Toblach, Semmering, Abazzia durch directes und indirectes Vorgehen der Bahngesellschaft großartige Karawansereien entstanden, welche zu Mittelpunkten des Fremdenverkehrs geworden sind.

Ueber Gossensass erhebt sich das aussichtsreiche Hünerspiel (2746 Meter), seit einigen Jahren in „Amthorspitze" umgetauft, zum Gedächtnis des um die Alpenerschließung hochverdienten Mannes; wer schwach zu Fuß ist, kann auch hinauf reiten.

Gossensass, dessen vollständig irrthümliche Namensableitung von „Gothensitz" noch immer in den Reisehandbüchern ꝛc. spukt, hat einst schöne Tage gesehen, als der reiche Bergsegen im Pflerschthal noch blühte und die hellsingenden Knappen hier ihre „Bergkreuzer" verjubelten.

Noch fideler gieng es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Sterzing her, in dessen weiten Thalkessel wir jetzt einfahren.

Die einst ergiebigen Erzgruben des Ridnaun- und Pflerschthales hoben den Wohlstand dieser alten Römeransiedlung Vipitenum zu bedeutender Höhe, wie noch aus den Bauten und andern Denkmälern zu ersehen ist. Hier führte der berühmte Vigil Raber seine derb-komischen, aber für das Verständnis seiner Zeit hochbedeutsamen Dramen auf, die O. v. Zingerle*) herausgegeben hat.

---

*) Sterzinger Spiele nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Wien, 1886, 2 Bde.

Hiebei sei auch auf das vorzügliche Werk von J. E. Wackernell: Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol, Graz, 1897, verwiesen.

Sterzing möchten wir besonders Malern empfehlen. Die Hauptgasse dieses Städtchens ist reich an architektonisch interessanten Objecten, alterthümlichen Erkern, Schwibbögen und Portalen. Besonders verdient das Rathhaus eine Besichtigung.

Aber auch die Umgebung von Sterzing bietet viel des Schönen.

Vier Seitenthäler, die sämmtlich in diesen Thalkessel auslaufen, laden nach allen Richtungen zum Besuch. In erster Reihe ist das romantische Pfitschthal zu nennen, mit seinem bequemen Uebergang zum Brenner. Hätten wir Zeit, so stiegen wir wohl auch ins erzreiche Ridnaunthal, um vom uralten Magdalenenkirchlein aus in der großen Natur Umschau zu halten. Ueberhaupt eignet sich Sterzing mit seiner abwechslungsreichen Umgebung vorzüglich zum touristischen Standquartier, da die fächerartig auslaufenden Seitenthäler den Wanderer von diesem Herzen des Landes aus mit Leichtigkeit lohnende Streifzüge unternehmen lassen.*)

Ungern verlassen wir diese schöne Gegend und eilen südwärts.

Zwei stolze Schlösser, Sprechenstein und Reifenstein, winken uns von rechts und links ihren Gruß zu, denen bald zwei roththürmige Kirchen, Stilfs und Trens, der uralte Wallfahrtsort, folgen.

Nun wird die Gegend enger, wir fahren in die kampfberühmten Thermopylen des Eisakthales. Immer rauher und wilder wird die Thalschlucht, immer enger schieben sich die unübersteiglichen Granitwände zusammen, bis wir vor Mittewald „im Sack“, eingezwängt zwischen Felsen und Eisak, dahinrollen. Hier war es, wo anno Neun der französische General Rouyer,

---

*) Man vergleiche in dieser Hinsicht das treffliche Schriftchen des Museumscustos Conrad Fischnaler: Sterzing am Eisak. 3. Auflage. Innsbruck 1892.

der die Sachsen befehligte, von den Tirolern eine blutige Niederlage erlitt.

„Dreihundert Sachsen wurden hier erschlagen,
Müd' war der Strom, die Leichen fortzutragen.“ — —

Fort von diesem traurigen Bilde! Sieh' da, weißes Gemäuer blinkt uns entgegen — es ist die Franzensfeste, die mit ihren Granitmauern das Thal abschließt, ein großartig angelegtes Fortificationswerk, das aber bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegstechnik nur wenig Bedeutung mehr hat.

Die riesigen Granitquadern, aus denen die Kasematten erbaut sind, stammen aus dem Bruche von Pfalzen bei Bruneck. Man hätte die Blöcke in der nächsten Nähe, bei Grasstein, wo wir eben vorbeifuhren, hernehmen können, aber das Land war, als die Forts in den Dreißiger Jahren gebaut wurden, geologisch noch nicht so eingehend erforscht, wie heute.

Mit Franzensfeste, wo wir in der Bahnhofstation Mittag machen, thut sich uns eine neue Welt auf.

Der Himmel zeigt ein anderes Blau, südliche Lüfte wehen uns an und wenn wir erst die Festungsmauern hinter uns haben und das weite Thalgelände von Brixen sich öffnet, dann fühlen wir, dass wir dem rauhen Norden entrückt und in das Reich des Südens mit seinen Kastanienbäumen und Rebenhügeln eingetreten sind.

Wie wunderschön ist die Gegend von Brixen!

Ob der Blick über den Dom der alten Bischofsstadt hinaus zu den duftigen Höhen von St. Andrä und Tschötsch, der Heimat des berühmten Fragmentisten Fallmerayer, schaut oder entzückt am stillen Kirchlein von Meransen haftet, ob er sehnsüchtig westwärts in die kühle Thalschlucht von Schalders wandert „mit dem rauschenden Forellenbache, der tiefen Waldöde, den sommer-

lichen Lüften und dem ziehenden Gewölke" oder ostwärts durch das stille Afererthal zu den Villnösser Dolomitriesen, immer sind es schöne Landschaftsbilder voll Stimmung und Einklang, die wir ins Stammbuch der Erinnerung eintragen können.

Hier bei Brixen beginnt auch der classische Boden Tirols, als des Schauplatzes der deutschen Heldensage.

Kämpfte nicht hier der Bayernherzog Adelger gegen die Römer jene gewaltige Schlacht, von der die Kaiserchronik erzählt, bis endlich die Letzteren fliehend sich nach Sabiona (Säben) zurückzogen. Der Bayernherzog aber verfolgte sie bis zum „Heselinenbrunnen" (zwischen Brixen und Klausen), wo er den Speer in denselben steckte und rief:

Das Land hab' ich gewonnen
Den Bayern zur Ehr,
Die Grenze diene ihnen immermehr.

In unserer Zeit, wo der wälsche Ruf „fino al Brennero" immer lauter ertönt, ist es gut an solche Tage deutscher Kraftentfaltung zu erinnern.

Die Stadt Brixen selbst, das „liebliche Koblenz der Rhätier", wie es der „Fragmentist" nennt, bietet außer dem berühmten Kreuzgang und dem Grabstein Oswalds von Wolkenstein wenig Interessantes. Ein Stück außer der Stadt, gegen Klausen zu, steht rechterhand das einsame Wirtshaus an der Mahr, bekannt durch seinen Besitzer, den Bauernführer Peter Mayr, der sich im Jahre Neun von den Franzosen erschießen ließ, weil er sein Leben durch keine Lüge erkaufen wollte.

Der Schweizer Dichter Balthasar Hunold hat diesen Märtyrer der Wahrheit in einem volksthümlichen Gedichte verherrlicht, das in keinem Lesebuch fehlen sollte.

Es lautet:

Der Wirt an der Mahr.

Einen Tag vergisst der Tiroler nicht!
Zu Bozen tagte das Kriegsgericht,
Ein neuer Rebell ward ausgespürt,
Der Wirt an der Mahr wird vorgeführt.

Der General spricht, den Jeder kennt:
„Sofern Du gewusst um des Königs Patent,
So lautet das Urtheil auf Pulver und Blei,
Doch wenn Du's nicht wusstest, so bist Du frei."

So sprach der Mann, es kam ihm leicht,
Ihn hat der Gemahlin Bitten erweicht:
„Ich weiß, dass Dein Herz ihn nicht tödten kann,
Blick' Deine eigenen Kinder an!

Sein junges Weib kam heut' zu mir,
Zwei blühende Kinder hiengen an ihr,
Ein drittes trägt sie in ihrem Schoß;
O, mach' die Kinder nicht vaterlos!" —

Und nochmals frägt er — im Saal wird's still —
Und Jeder den Biedern retten will,
Und erwartungsvoll klopft jede Brust,
Doch der spricht fest: „Ich hab' es gewusst!" — —

Als vom Frühroth gefärbt am nächsten Tag
Wie Blut der Schnee auf den Bergen lag,
Da hat zu des Landes ewigem Schmerz
Verblutet das beste Tiroler Herz.

Da lag von Kugeln dahingestreckt
Ein Leben, das nie eine Lüge befleckt,
Ein Held der Wahrheit, wie keiner war,
Das ist die Geschichte vom Wirt an der Mahr."

An dieser geschichtlichen Stätte vorbei, zwischen riesigen Nuss- und Maulbeerbäumen, Rebengeländen und Kastanienhainen, immer am tosenden Eisak, der uns uralte Geschichten erzählt, führt die Bahn weiter gegen Klausen.

Schon von weitem schaut von einem gewaltigen Felsblock das einstige Römercastell Sabiona, nunmehr zum Frauenkloster Säben umgewandelt. Unter dem steilen Hange, an dem die Reben hinankriechen, zieht sich zwischen Fluss und Felsen gedrängt die Häuserreihe des alterthümlichen Städtchens hin, Malern und anderen Touristen wohlbekannt als lustigstes Kneipnest des ganzen Eisakthales. Wer einige Tage bei gutem Tirolerwein und in heiterer Gesellschaft von Künstlern und fröhlichen Menschen verbringen will, der niste sich beim Kantioler (Lammwirt) in Klausen ein; er wird finden, dass das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", auch bei profanen Wirten seine Kraft hat.*)

Klausen ist aber auch noch in anderer Hinsicht berühmt.

Ich meine nicht den reichen spanischen Schatz, den das Kapuzinerkloster verborgen hält, sondern jene sonnige Höhe des Laiener Riedes, das die wahrscheinliche Heimat Walthers von der Vogelweide ist. Dieser Vogelweiderhof liegt auch so herrlich am Vorsprung des Berges, dass er wohl wert wäre, dem größten Dichter des deutschen Mittelalters als Wiege gedient zu haben. Tief unten der tosende Eisak, gegenüber die waldigen Höhen von Villanders urd Barbian mit dem herrlichen Wasserfall, dessen melodisches Rauschen von der jenseitigen Lehne sanft herübertönt, der Blick ins Grödnerthal, bewacht von der stolz thronenden Trostburg mit ihren Thürmen und Zinnen, gegen Süden aber die weite Sicht auf das sagenberühmte Jochgrimm und auf die grauen Dolomitwände des Schlern machen diese „liechte heide", von der Walther so gern spricht, zu einem der schönsten Punkte des Eisakthales.

Genannte Trostburg, das Stammschloss einer Linie des gräflichen Geschlechtes Wolkenstein, das sich nach demselben be-

*) Das Lamm ist das bischöfliche Wappen von Brixen.

nennt, liegt hoch über der nächsten Station Waidbruck. Hier führt der alte steile Zickzackweg — die neue Fahrstraße geht von Waidbruck aus — auf jenes schöne Mittelgebirge von Kastelruth, das den Riesenstock des Schlern umsäumt und sich bis in die Gegend von Bozen hinzieht.

Wandert man über diese liebliche Terrasse, so ahnt man gar nicht die tiefe und enge Schlucht, durch die sich Eisak, Straße und Bahnlinie hinwinden.

Und doch liegt in dieser Enge von Atzwang bis Bozen ein eigener Reiz.

Die rothen Porphyrwände mit den lichtgrün gesättigten Gebüschbändern, das Farbenspiel des schäumenden Eisak, die transparenten Rebenlauben daran, die ernsten Cypressen und Feigenbäume, welche ein halbverfallenes Mauerwerk beschatten und überwölben, zeigen uns, dass wir im sonnigen Süden sind, und wenn wir erst diese Thalschlucht durchflogen haben und sich die Gegend zum Rebengarten des „Bozenerbodens" erweitert, die blauduftigen Contouren der Mendel sichtbar werden und der Blick den zierlich durchbrochenen gothischen Thurm von Bozen erschaut, dann ist es, als sei der rauhe nordische Alp von uns genommen und wir begreifen die Wandersehnsucht der Germanen nach dem wolkenlosen Himmel, den lauen Lüften und den Rosen und Orangenhainen des Südens.

St. Leonhard bei Brixen.

Nach dem Süden muss man entweder im Frühjahre gehen, wenn das Hellgrün der Birken aus den dunklen Fichtenbeständen leuchtet, der Kirschbaum mit seinem schneeweißen „Blust" Anger und Wege überschüttet, oder im Spätherbste, wenn die blauen Trauben saftschwer aus den dämmerigen Laubgängen winken und die Fruchtbäume beladen mit Edelobst im milden Sonnenschein stehen. Da umspinnt dann Thal und Höhen jener zarte, bläuliche Schleier, jener unnennbare und unvergleichliche „Duft des Südens", der den Wanderer so anmuthet und mit leiser Schwermuth erfüllt.

So dachte ich mir, als ich heuer durch Stufels, die steinige Vorstadt Brixens, bergan gegen jenes dörfer- und kirchthurmreiche Mittelgebirge stieg, welches sich im Osten der alten Bischofsstadt unter dem Höhenrücken der Plose hinzieht.

Diese östliche Bergflanke wurde von touristischen Schriftstellern bisher stiefmütterlich behandelt.

Steub, Noë und Zingerle priesen mit beredter Feder wiederholt die Schönheiten der westlichen Bergkette von Vahrn und Tschötsch, der Heimat des Fragmentisten, angefangen bis zu dem sonnigen Plateau von Velthurns und Villanders. Und doch ist

gerade das östliche Mittelgebirge von Brixen nicht nur schöner, sondern auch landschaftlich und kunsthistorisch interessanter.

Mein nächstes Ziel war St. Leonhard.

Man sieht es vom Thale aus in herrlicher Lage auf Brixen herabschauen. Der Weg hinauf ist ziemlich steil, doch wird der strenge Anstieg durch kühlen Waldschatten gemildert. Bald hatte ich einen Mann eingeholt, der in gleichmäßigem Schritte, wie er dem Landvolke eigen, vor mir hinanstieg. Es fiel mir sofort der viel schönere Typus auf, durch den sich diese „Bergler" vor den Thalbewohnern auszeichnen. Rechts drüben sieht man ein Haus stehen, das mir mein Begleiter als ein dem Brixner Cassianeum gehöriges „Höfl" bezeichnete. Nach anderthalbstündigem Steigen ist die Höhe erreicht.

Hier kommt der Weg von St. Andrä herüber. Kirchgänger zogen an mir vorbei, Männer und Weiber, die den dortigen Gottesdienst besucht hatten. Noch ein schattiges Wäldchen, dann führt uns ein Wiesenpfad zu einer grünen Weitung, von der aus man eine reizende Aussicht auf das Thal genießt.

Unmittelbar vor und unter uns steht auf übergrüntem Hügel das uralte Kirchlein von Karnol, das anno Neun die Franzosen niederbrannten, rechts und links tief unten sieht man die weißen Häuser von Brixen mit dem doppelthürmigen Dom heraufleuchten. Von der jenseitigen Bergflanke grüßen die Dörfer Tschötsch, Velthurns und unter den Hängen der Cassianspitze das halbversteckte Latzfons. Ein reizendes Bild!

Ich bückte mich, um am vorbeirauschenden Bächlein ein paar Vergißmeinnicht für meine Frau zu pflücken.

Hennengegacker störte mich bei dieser Galanterie und geleitete mich um einen kleinen Hügelvorsprung zu einem ansehnlichen Gebäude, das sich durch aufgehängte Leintücher und ähnliche Reinigungs-Requisiten sofort als Badeanstalt zu erkennen

gab, auch wenn an einer Laterne die Aufschrift „Bad Burgstall" nicht gestanden wäre.

Die Terrasse vor dem Hause bietet die früher schon erwähnte entzückende Fernsicht, so dass ich fast den Stieglitz beneidete, der hier in einem großen, luftigen Drahtkäfig lustig herumhüpfte und jahraus, jahrein dieses Bild unverstanden genießen kann. Er war sichtlich erfreut über meine Ankunft und begrüßte mich mit seinem schönsten Liedchen.

Neben dem Badhause steht eine Kegelbahn, an der sich bloßfüßige Buben ergötzten, dahinter sieht man ein altes Holzhaus mit eckig hervorspringendem mächtigen Steinunterbau. Es ist dies sicher der Rest des alten „Burgstall", der dem Bade den Namen gegeben.

Doch wo ist das dazu gehörige Schloss?

Nur Geduld, das wird sich schon finden, dachte ich mir, doch zuerst ins „Bad".

Ich trat in die Gaststube; sie war geheizt. Natürlich, denn ein kleines Stück über dem Hause lag schon der Schnee. Da ich nie für allzu große Wärme bin, so gieng ich in den daneben stehenden kühlen „Salon". Er sieht ganz freundlich aus. Auf dem Tische standen Gläser mit Blumen, an der Wand hieng eine Guitarre mit zwei Saiten, die anderen schwankten losgerissen melancholisch um den Hals des Instrumentes.

Als Zimmerschmuck dienten noch zwei bis drei Gemsköpfe, die mich mit verdrehten Glasaugen anstarrten, und ein „Speisen- und Getränketarif". Ich entnahm demselben, dass eine Suppe 10 Kreuzer, Rindfleisch mit Zuspeise 30, ein Rostbeaf 40, ein Lungenbraten oder Beefsteak 50, eine Forelle 80 Kreuzer koste u. s. w. Von Weinen waren Terlaner, Magdalener, Seeburger und Teroldigo zu annehmbarem Preise berechnet. Von diesem Salon gelangt man direct auf die oben erwähnte Terrasse.

Nachdem ich mich erquickt hatte, besichtigte ich die Hauskapelle und die im oberen Stockwerke liegenden Schlaflocalitäten mit guten Matratzenbetten sowie die Badecabinen.

Letztere sind allerdings sehr primitiv. Das Heilwasser ist krystallhell, enthält jedoch nach Staffler keine mineralischen Bestandtheile. Es soll gegen Asthma, Gicht, Schlagfluss, Magen- und Gliederschwäche helfen.

Nun, es wird schon richtig sein.

Ich hörte nur, dass es etwa zweihundert Schritte über dem Badhause in zwei dicht neben einander stehenden Röhren zutage trete, aus deren einer das „Herzwasser", aus der anderen das „Magenwasser" rinne.

Als ein Brixner Gast einmal die beiden „Wasser" besucht hatte und wieder ins Badhaus zurückgekehrt war, fragte ihn die Kellnerin: „Nun, wie hat's geschmeckt?" „Ja," sagte der Schalk, „mit diesem Wasser kann ich nichts machen, ich brauche ein „Bauchwasser." Da sah ihn die freundliche Hebe zuerst ganz verblüfft an und sagte dann stotternd: „Da müsst' i erst die Wirtin fragen."

Solche peinliche Gewissenhaftigkeit trifft man übrigens auch an anderen Orten. So sieht man z. B. am Brennerbad vor dem Badhause auch einen Brunnen mit zwei Röhren und darüber die Aufschriften „warm" und „kalt". Wie dem sei, jedenfalls hat Burgstall eine ganz prächtige Lage, und der Besucher kann den Mangel an größerem Comfort in Hinblick auf die gute Luft und das gute Trinkwasser leicht verschmerzen.

Vom Bad Burgstall steigt man zehn Minuten größtentheils im Schatten über ein kleines Tobel, durch das ein Bächlein rinnt, nach St. Leonhard hinauf. Linkerhand fesselt ein eigenthümlich geformter Hügel mit überwachsenen Buckeln den Blick.

Auf diesem muss das Schloss gestanden sein, war mein erster Gedanke.

Doch wozu grübeln?

In St. Leonhard weilt ja der rühmlichst bekannte Historiker Dr. Ludwig Rapp, der wird am besten über diese Nachbarschaft Aufschluss geben können. Er wohnt gleich im ersten Häuschen links am Wege. Ueber der Thüre steht: „Opus novum anno domini 1842“.

Ich trat ein und guckte in die Küche.

Da ich aus verschiedenen Anzeichen abnahm, dass der „geistliche Rath“ gerade beim Speisen sei, so beschloss ich, zuerst der Kirche und dem kleinen Dorfe einen Besuch abzustatten.

Die Kirche, die isoliert weitum in das Thal schaut, ist gleich den anderen dem heiligen Leonhard geweihten Gotteshäusern mit einer großgliedrigen Eisenkette umgürtet, welche sich zur Hälfte doppelt um Thurm und Kirche schlingt. Nur rückwärts ist ein Stück losgelöst und hängt zur Erde. Man löste, wie man mir sagte, dieses Ende los, um dem Blitz eine Ablenkung zu geben. Früher wurde jedes Jahr ein neues Glied in die Kette eingefügt. Wenn sie sich, so geht die Sage, dreimal um die Kirche herumschlingt, dann ist der jüngste Tag da. Seit einigen Jahren hat man das Anfügen neuer Glieder aufgegeben.

Der Brauch fiel, wie mancher andere, dem Fortschritte der Zeit zum Opfer. Auch eine Teufelssage, die ich mir seinerzeit notierte, klebt an dieser Kette, aber ich habe sie in meiner Materialien-Sammlung nicht mehr aufgefunden.

Das Kirchenthor ist originell. Es trägt, wie bei den meisten Leonhards-Kirchen, ein mächtiges eisernes Hufeisen nebst zwei kleineren angenagelt.

Die Kirche selbst bietet wenig Interessantes.

Auf dem Hochaltare steht das geschnitzte Bild des heiligen Leonhard. Als der Herr Lehrer, der zugleich den Messnerdienst verrichtet und eben vom Mittagläuten kam, mein Interesse an diesem Bilde bemerkte, sagte er, dass das alte St. Leonhards-Bild weggekommen sei und sich einige Häuser weiter oben in einer Stube befinde. Ich stieg also da hinauf und fand richtig im Gelass auf einem Postament an der Wand das sicher uralte Bild des Heiligen. Es trägt die dunkle Mönchskutte, die rechte Hand hält den Bischofstab, die linke ein Buch; auf der Brust war ein Kreuz befestigt. Die Kette, an der es früher hieng, war leider abhandengekommen.

Der heilige Leonhard ist bekanntlich der Patron der Fuhrleute. Deshalb sind auch vor dem Bau der Brennerbahn die „Poster" (Postleute) alljährlich am Martinitag herauf zum Opfer gegangen. Unterhalb der Kirche steht das freundliche Messner- oder Lehrerhaus mit einem blumenduftigen Gärtchen.

Nun gieng ich zum Widdum, um den Herrn Expositus Rapp zu grüßen.

Ich traf den würdigen Gelehrten, der in stiller Zurückgezogenheit hoch über der Menschen Thun und Treiben seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebt, im besten Wohlsein. Eine reiche Bibliothek füllt das Nebenzimmer, das Speisezimmer lässt den Blick durch die Stöcke „Brennender Liebe" und „Gelbveigelein" auf das Bildergewühl des Eisakthales schauen.

Der rastlos thätige Gelehrte, der vor Kurzem das fünfbändige Werk: „Tinkhausers Beschreibung der Diöcese Brixen" (Brixen, Wagner, 1855—91) zu Ende geführt hat — Band 2—5 sind von ihm — gibt jetzt auch die „Topographisch-historische Beschreibung des General-Vicariates Vorarlberg" heraus, wovon bereits zwei Bände (ebenda 1894—97) vorliegen. Dem Werke werden, gleichwie den anderen Arbeiten dieses Forschers,

z. B. „Ueber die Freimaurer in Tirol“ ꝛc. ꝛc., die größte Gründlichkeit und eine seltene Objectivität nachgerühmt, Vorzüge, die einem fürstbischöflich Brixnerischen „geistlichen Rath“ besonders zur Ehre gereichen. Dr. Rapp ist überhaupt ein vorurtheilsfreier, vielseitig gebildeter Mann und in Kunstgeschichte und Literatur ebenso bewandert, wie in der Geschichte, speciell der seines Heimatlandes.

Von ihm fand ich auch meine Vermuthung über den mysteriösen Schlosshügel bestätigt.

Nach der Ueberlieferung habe wirklich auf diesem Hügel einst ein Schloss gestanden, von dem noch spärliche Mauerreste Zeugnis geben. Auch über Kirche und Dorf gab er mir interessante Aufschlüsse. Die Ansiedlung ist sehr alt. Das Gotteshaus wurde schon im Jahre 1194 von Bischof Heinrich III. eingeweiht und war früher streng gothisch gebaut, was noch an der gothischen Apsis ersichtlich ist. Auch die Gehöfte reichen in ihrem Bau weit zurück. Ein Haus unter der Kirche von Karnol trägt die Jahreszahl 1521. Auf die ursprünglich romanische Besiedelung weisen die Hofnamen Plansol, Pernid, Pedill, Partschiel, Kostner, Ramus, Preditscher, Flatsch ꝛc.

Interessant war mir auch die Mittheilung Rapps, dass in neuerer Zeit ziemlich viel Höfe in Hände von „Welschen“, d. h. von eingewanderten Ladiniern, übergegangen seien. Diese sind offenbar aus dem benachbarten Enneberg gekommen.

Es wiederholt sich hier allmählich ein ähnlicher Process wie im tieferen Süd-Tirol und besonders in den sumpfigen Niederungen der Etsch, wo der arbeitsame und genügsame und deshalb gegen das Klima widerstandsfähigere Italiener die verarmten Höfe der weniger regsamen und empfindlicheren deutschen Bauern übernimmt. Nun wurde mir der romanische Typus mancher Leute, die mir begegneten, allerdings bald klar.

Schwer verabschiedete ich mich von dem anregenden geistlichen Wirte, mit dem ich manch' ernstes und heiteres Wort gesprochen, aber es war schon ein Uhr vorbei, und ich hatte noch einen weiten Marsch vor mir.

Der Weg nach dem eine leichte Stunde entfernten St. Andrä ist äußerst angenehm und bietet, da man die Höhe bereits gewonnen hat, keine Anstrengung.

Hoch oben prangt auf einer Wiese am Saume des Waldes ein stattlicher Hof, Platzbun genannt. Hier bringen Brixener Familien ihre Sommerfrische zu und blicken wie von einer Hochwarte auf die unzähligen Kirchen und weißblinkenden Gehöfte, mit denen allüberall die Höhen und Niederungen übersäet sind.

St. Andrä ist ein luftig gebautes Dorf mit hübschen Steinhäusern und einem stattlichen Schulhaus. Die offenen Städel tragen häufig ein Strohdach.

Die Kirche reicht ins neunte Jahrhundert zurück, und die älteste Glocke trägt die Jahreszahl 1059. Es ist ein lichtes, gut restaurirtes Gotteshaus, das auf dem Hochaltare ein schönes Gemälde von Grasmair besitzt. An der Außenseite der Kirche befinden sich alte Fresken, den Leidensweg Christi darstellend; sie stammen aus dem Jahre 1736. Nicht vergessen dürfen wir den Besuch der danebenstehenden, nach dem Vorbilde der Maria rotunda in Rom umgebauten thurmartigen Mariahilf-Kapelle, die aus dem Jahre 1071 stammt und mit dem Schicksale des Heinrich von Greifenberg eng verknüpft ist. Dieser ließ sie zum Danke für seine Befreiung aus dem Gefängnisse im Jahre 1371 erneuern. Ein altes Gemälde an der Wand mit der Inschrift: „Hier liegt Hainrich von Greiffenberg; dem Gott Genadt" veranschaulicht diese Begebenheit. Im Friedhofe, von dem man eine weite Rundsicht genießt, fand ich auf den Kreuztäfelchen noch die alte Tracht der Leute hiesiger Gegend.

Die Männer trugen braune Joppen und schwarze kurze Lederhosen, dazu ein rothes „Leibl“ mit grünen Hosenträgern; die Weiber dunklen Rock mit weitbauschigen Aermeln, blauer Schürze, auf dem Kopfe eine blau und weiß gesprenkelte „Fatzelkappe“. Von der ganzen Tracht ist bei den Weibern nur der gestickte Besatz um den Hals und die blaue Schürze übrig geblieben. An die Stelle der schweren Fatzelkappe ist das kleine Hütchen, das man im Eisakthale überall findet, getreten. Die Männer haben von der alten Tracht nichts mehr bewahrt.

Zum Abschiede schrieb ich mir noch einen alten Friedhofvers ab, der lautet:

„Hier liegt der arme Mann im Staub,
Alles nimmt der Todt im Raub;
Der Junge hoft sich Jahre viell,
Der Alte hoft ein Greißens Ziehl,
Der Alte Greiß auch noch ein Jahr,
Keiner nimmt den Irrtum wahr.“

Daneben liegt der Grabstein von „zwei unschuldigen Kindern, welche am 27. Juli 1835 im 6. Jahr im Himmel aufgefahren sind“.

Von St. Andrä führt ein idyllischer Wiesenweg nach dem eine starke Stunde entfernten Klerant, vom Volke Kleran genannt. In der Ferne taucht von hochragendem Felsen das herrliche Kloster Säben auf, dahinter Villanders.

Ein reizendes Thälchen, von einem Murmelbächlein durchrauscht, leitet uns an hochstämmigen Buchen vorbei zu einem tiefausgefressenen rotherdigen Tobel, an dessen Rande ein Bauernhof steht. Wie lange noch? Nach Ueberwindung eines abwärts führenden Weges, den ein übergelaufener Wassergraben fast ungangbar machte, gelangte ich zuerst zur Zwischenstation Mellaun

und von da endlich nach dem wunderlieblichen Klerant, dem schönsten Punkte des ganzen Mittelgebirges.

Es besteht nur aus wenigen Häusern und einem uralten, dem heiligen Nicolaus geweihten Kirchlein. Ihm galt mein erster Besuch. Das Auge wird sofort durch die gut erhaltenen Fresken gefesselt, die ringsum die Wände überkleiden. Sie stammen aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und gehören, wie Hans Sempers scharfer Blick sofort erkannte, zweifellos dem „Brixner Meister mit dem Scorpion“ zu, demselben, der einen Theil der Gemälde im Kreuzgange der eisakischen Bischofstadt sowie das warmempfundene Kreuzigungsbild in Wilten geschaffen hat.*) Sie zeigen Scenen aus der Passion Christi sowie Parallelscenen aus dem alten Testamente. Darunter stehen entsprechende Verse.

Erheiternd wirkt in der Nebenscene zur Kreuzigung Christi, im „Opfertodt des Eleazar“, der sich von Elefanten zertreten läßt, das Phantasiebild des „Helfanten“, der seinem Collegen im Brixner Kreuzgange aufs Haar gleicht. Er ist, um Sempers humoristische Beschreibung zu geben, „gepanzert wie ein Ritter und hat einen Eselskopf mit umgekehrt angesetztem Kuhhorn als Rüssel sowie Ochsenbeine“.

Wie würde sich Professor Anton Zingerle entsetzen, wenn er diesen sonderbaren Vorläufer des von ihm wissenschaftlich gewürdigten Dickhäuters, der sich an der Front des „Elephanten“-Hotels in Brixen befindet, erblickte!

Im Kirchlein befindet sich auch noch ein sehenswerter restaurierter Flügelaltar.

Als ich wieder ins Freie trat, hatte sich die Sonne schon ziemlich geneigt. Trotzdem glaubte ich mich von der Umfriedung

---

*) Vgl. H. Semper: „Wandgemälde des Brixener Kreuzganges.“ Innsbruck Wagner, 1887.

des Gotteshauses nicht trennen zu können, so wunderbar poetisch und aussichtsreich ist dieser Platz. Die halbzerborstene Umfassungsmauer mit dem darüber wuchernden grünen Gezweig, durch die Lücke hinaus der Blick auf das untenliegende Brixen mit den hell glitzernden Fenstern, dahinter die hellen Rebenhügel von Elvas mit dem duftigen Hintergrunde der Centralalpen — alles dies giebt ein so stimmungsvolles Landschaftsbild, wie man es selten finden wird.

Hier herauf wandern denn auch gern die Söhne und Töchter des „an Gottseligkeit und Psalmenklang" so reichen Brixen, um sich an der guten Luft zu erfrischen, die hier weht, und am guten Wein zu laben, den der Wirt hier ausschenkt.

Neben dem stillen Kirchlein steht nämlich ein bestrenommiertes Gasthaus mit wohlig getäfelten Zimmern. Im Anger sind Tische und Bänke angebracht nebst einer Kegelbahn.

Hier sitzt es sich am Spätnachmittage ganz behaglich beim Glase Terlaner, während der Wind säuselnd durch die Bäume zieht und fern von Brixen herauf das harmonische Domgeläute klingt. Noch schöner ist der Platz ober dem Dörflein. Dort auf ganz mäßig ansteigender Wiese, die sich gegen den nahen Wald hinzieht, hat der unternehmende Wirt einen stattlichen Neubau für Sommerfrischler aufgeführt; ich beneide Jeden, der hier die schöne Jahreszeit zubringen kann.

Nachdem ich nochmals meinen Blick über die im Abendsonnenscheine liegende Landschaft geworfen, setzte ich meinen Wanderfuß wieder in Bewegung, dem Aferer Thale zu.

Mein Plan war eigentlich, auf den „Freienbühel" zu steigen, der hoch am Nordende des genannten Thales liegt und mit einem kleinen Kirchlein gekrönt ist. Man sieht es von Brixen aus hoch oben wie einen weißen Punkt vom Horizont sich abheben. Dort muss, der Lage nach zu schließen, eine ganz wunder-

volle Rundsicht sein. Doch die Bäume warfen schon bedenklich lange Schatten, und die Sonne wäre sicher schon längst untergegangen gewesen, bis ich hinauf gekommen wäre. So beschloss ich denn, nur bis St. Georg im Aferer Thale noch zu gehen und dann nach Brixen zurückzueilen.

Den Weg dahin verfehlen kann man nicht, denn er ist markiert. Erst durchkreuzt man eine lange Wiese, dann geht es durch den Wald, anfangs mählig, später aber, wenn man ins Thal einbiegt, ziemlich steil aufwärts. Nach anderthalbstündigem Marsche hat man den Rücken überklommen und sieht in der Ferne das Kirchlein von St. Jakob liegen. Das Thal selbst ist eigentlich nur ein auf beiden Flanken dichtbewaldeter Runst, aus dessen Tiefe der Bach tost.

Es dämmerte schon stark, als ich bei der kleinen Ansiedlung ankam. Am Kirchlein prangt ein riesiger Christoph. Das Innere besitzt alte Fresken und einen gothischen Flügelaltar. Der Friedhof mit den wenigen vernachlässigten Kreuzen macht einen melancholischen Eindruck. Unter der Kirche steht das Messnerhaus, wo man zur Noth übernachten könnte. Hoch oben in der dämmerigen Bläue winkte vom „Freihenbühel“ das verlockende Mariahilf-Kirchlein.

Was war zu thun?

Ich hätte nun allerdings nach dem drei Viertelstunden entfernten St. Georg marschieren und beim dortigen Expositus um Nachtquartier bitten können. Dann wäre freilich der Anstieg zum darüberliegenden lohnenden Aussichtspunkte eine Spielerei gewesen. Aber Kopf und Magen machten so triftige Gegengründe geltend, unter denen die Angst des liebenswürdigen Elephantenwirtes wegen meines unerwarteten Ausbleibens nicht der geringste war, dass ich beschloss, durch das Afererthal auswärts nach

Brixen zurückzukehren, und zwar eilends, denn die Dämmerung hatte bereits einen hohen Grad erreicht.

Da die Antwort auf meine Frage, ob man den Weg hinaus — denn er führt immer durch Wald — vielleicht verfehlen könne, nicht ganz befriedigend ausfiel, so nahm ich mir für Geld und gute Worte einen Buben mit, der mich dann auch glücklich an der rechten Bergflanke auf langgedehnten, oft unwirtlichen Waldwegen thalauswärts lootste, von wo aus ich nach weiterer zweistündiger Straßenwanderung bei geschlagener Nacht in der ehrwürdigen Bischofsstadt eintraf.

Schloss Runkelstein.

Die Mitternacht vom 30. September auf den 1. October 1893 fand mich im Waggon des Brennerzuges auf der Fahrt nach Bozen. Den Kopf in die gepolsterte Coupé-Ecke gelehnt, suchte ich den Schlummer, der mich aus dem Getriebe der Innsbrucker Festlichkeiten träumend dem geliebten Süden zuführen sollte.

Doch das gieng nicht so leicht.

In meinem Ohr summte noch das tausendstimmige Hochrufen, das wenige Stunden vorher den scheidenden Kaiser als Abschiedsgruß geleitete, und vor meinen Augen gaukelten in buntem Wirrwarr Passeirer Schützen, becherschwenkende Marketenderinnen, Veteranen und das ganze Vogelnest rothwangiger Bauerndirndln, die vor der Burg dem huldvoll herabgrüßenden Monarchen Blumen streuten. Als ich gegen sechs Uhr in die schöne Talferstadt einfuhr, blinkte bereits das Frühroth von den Porphyrwänden der Mendel, und das Festgeläute der gothischen Pfarrkirche verkündete den blauenden Sonntagsmorgen.

Ich fand die „treuen Bozener“ in rosigster Laune. Natürlich! Wenn man sozusagen über Nacht ein herrliches Schloss, die Krone der Etschländer Burgen, aus Kaisershand geschenkt bekommt, nicht als bejammernswerte Ruine, dachlos, zermorscht und zertrümmert, wie es früher war, sondern blank und neu

hergestellt, so begreift man, dass die ohnehin festliche Stimmung dieser Tage dadurch noch freudiger erregt wurde.

Runkelstein! So oft ich nach Bozen komme, ist gewiss mein erster Gang zu diesem wehrhaften Schloss, und ich kann es kaum erwarten, bis ich die mauerbeschirmten Gassen und Gässchen hinter mir habe und mich bei St. Antoni das wohlbekannte graue Gemäuer von hoher Felsenwarte grüßt.

Ein stolzer Anblick! Wie ein Riegel ist dieser gewaltige Porphyrblock in das Sarnthal vorgeschoben und zwingt die Talfer, die sich schäumend an ihm bricht, ihren Lauf westwärts zu nehmen. Deshalb gieng auch der alte Sarnthaler Weg, richtiger gesagt Saumpfad, nicht wie jetzt am Fuße des Burgfelsens vorbei, sondern führte am jenseitigen rechten Bachufer vom gescheibten Thurm ansteigend bis zur steilen Höhe von Rafenstein, um sich dann weiter bald auf- und bald abwärts zum berüchtigten Marterloch durchzuzwingen.

Erst im Jahre 1868 trotzte man die neue Straße dem felsigen Fuße von Runkelstein ab, aber der Vortheil, der dadurch dem Thale erwuchs, wurde der oben thronenden Burg zum bösen Verhängnis. Was der tausendjährige Ansturm der empörten Talferwellen nicht vermochte, das bewirkte Menschenhand. Die entzündete Pulvermine erschütterte das Mark des Runkelsteins und in einer dunklen Nacht stürzte die nordwestliche Hauptmauer mit einem Theil des freskengeschmückten Tristansaales in die schäumende Tiefe, das Werk der Zerstörung vollendend, welches Sorglosigkeit des Besitzers an der jeder Unbill des Wetters preisgegebenen Burg seit einem Jahrhundert verschuldet. Wohl hatte die zum Verkauf ausgebotene „Ruine Runkelstein“ von der Curie in Trient, deren Mensalgut das Schloss war, ein wackerer Mann, Dr. v. Kofler in Bozen, an sich gebracht und nach Kräften dem Verfall entgegengearbeitet.

Auch der damalige Unterrichtsminister Dr. v. Stremayr nahm sich mit lobenswertem Eifer der Sache an. Aber zu einer radicalen Herstellung reichten die gebotenen Mittel nicht. Das ganze sogenannte Vintler'sche Sommerhaus war fundamentlos geworden; der Vordertheil mit dem halb schwebenden Fußboden ruhte nur mehr auf den drei Bogenpfeilern des Erdgeschosses. Die Rückwand, an der sich die berühmten Fresken befanden, fehlte und ließ durch die furchtbare Mauerbresche den schwindelnden Blick auf die grünen Rebengelände des Jenesierberges sehen. Ein Stück der Mittelwand ragte noch als traurige Ruine über den abgestürzten Felsen hinaus.

Damals — es sind jetzt gerade fünfunddreißig Jahre her — gieng ein Schrei der Entrüstung und des Schmerzes durch alle Blätter, dieses Kleinod vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren und zu retten, was noch zu retten wäre.

Als im Jahre 1874 anläſslich der Philologen-Versammlung in Innsbruck der gewiſs allen Theilnehmern unvergeſsliche Ausflug nach Runkelstein unternommen wurde und alle die gelehrten Forscher mit wehmüthigem Entzücken die Fresken dieser Burg, so weit es wegen der Gefährlichkeit des Zutrittes möglich war, besichtigten, da rief — wenn ich nicht irre, war es der Heidelberger Professor Köchly —: „Wenn doch jetzt der ritterliche Kaiser Max, der seinerzeit die Burg restaurieren ließ, auferstehen möchte und seine hilfreiche Hand zum zweitenmal dieses herrliche Bauwerk retten wollte!“

Und sieh, der ritterliche Retter kam.

Im Jahre 1880 gieng die Burg durch Kauf an den Erzherzog Johann Salvator über und dieser kunstsinnige erlauchte Herr machte sie dem Kaiser von Oesterreich zum Geschenk. Damit war die Burg gerettet. Kein Geringerer als Dombaumeister Schmidt wurde mit den Herstellungsplänen betraut. Es war kein

leichtes Stück Arbeit, dem brüchigen Porphyrfelsen die sichere Unterlage für die neuen Stützmauern abzugewinnen und mit möglichster Schonung das noch Vorhandene der Burg zu reparieren. Wer jetzt diese Räume betritt, der ahnt gar nicht mehr den Zustand, in dem sich dieselben vor zwanzig Jahren befanden, so besonnen und rücksichtsvoll wurde die Restaurierung vorgenommen.

Diesen Eindruck gewinnt man schon, wenn man über den sauber eingehaltenen gepflasterten Weg zur Burg hinansteigt.

Ein von epheuüberrankten Zinnen bewehrter Zickzackweg führt zur Brücke, die den tiefen Burggraben überspannt. Auf seinem begrasten Grunde hat sich eine friedliche Kegelstatt eingenistet, und wo einst die abgeprallten Steinkugeln und Pfeilspitzen der Belagerer niederfielen, die man bei Ausräumung des Grabens zu Hunderten fand, rollt nun die klappernde Kegelkugel, und statt des Streitrufes der Kämpfenden hallt das fröhliche „Juhe! Alle Neune!“ lustiger Jenesier Bauern.

Ein schweres, eisenbeschlagenes Thor mit dem halbverblichenen Wappen der Grafen von Liechtenstein, die das Schloss von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zu den Zeiten der großen Maria Theresia besaßen, führt uns in den geräumigen gepflasterten Burghof. Rings vom alterthümlichen Gemäuer der Hallen und Baulichkeiten umgeben, macht er einen äußerst malerischen Eindruck. Die Wände überkleidet zum Theil grüner Epheu, da und dort rankt sich eine Rebe hinan, vom First flattert die weißrothe Fahne.

Meister Defregger hatte zu der im Jahre 1893 in Innsbruck veranstalteten Tiroler Landesausstellung ein Bild geschickt, das den ganzen poetischen Zauber dieses Schlossraumes wiedergibt.

Das Erste, was den Blick fesselt, ist der mächtige Weinkeller, über dem die Eingangsstrophen des bekannten Scheffel'schen Gedichtes stehen:

Noch heute freut's mich, o Runkelstein,
Dass einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden.

Im Hofe sind im Schatten einiger Feigenbäume primitive Tische und Bänke angebracht.

Da saßen ehrsame Bürgersleute von Bozen und thaten sich gütlich beim kühlen Wein, den der nahe Keller spendet. Mich zog es hinüber zum gedeckten Bogengang am nördlichen Theile des Schlosshofes, wo einst „Vintlers Sommerhaus" stand.

Hier in dieser überwölbten kühlen Veranda ist es angenehm beim Glas Terlaner zu sitzen und zu sinnen. Vor sich hat man den sonnigen Schlosshof, in den zwei dunkle Cypressen ernst hereinschauen, durch die Erkerfenster sieht man überall in die blühende Landschaft. Nordwärts senkt sich der Blick in die bachdurchtoste Sarnthalerschlucht, auf die Ruinen von Ried und Langeck und auf das von stolzer Höhe herunterschauende Rafenstein.

Südwärts durch das geöffnete Thal winkten uns das aus den Rebengütern hervorlugende Bozen, darüber die sonnseitigen warmen Höhen von Ueberetsch mit den Schlössern Sigmundskron und Hocheppan und die weingesegneten Gelände von Kaltern und St. Pauls, Alles überragt von den duftigen Abhängen der Mendel und überwölbt vom azurblau leuchtenden Etschländer Himmel. Tief unter uns aber singt die Talfer mit ihrem einschläfernden Rauschen das alte Lied vom Kommen und Gehen der Menschengeschlechter.

„Bitte, wünschen Sie Wein?" unterbrach die braunäugige Unterländerin mein Sinnen.

„Ja, doch nein, ich will erst das Schloss im Innern besichtigen."

Die Frau Wirtin machte selber den Cicerone, und mit einer solchen Gründlichkeit, dass ich staunte. Zuerst führte sie mich über eine steinerne Außentreppe in den ersten Stock, den sogenannten Palas. Hier sind im äußern Theile beide Stockwerke durchbrochen, so dass man bis zum Dach einen einzigen hohen Raum vor sich hat. Noch im Jahre 1884 soll der zweite Stock bestanden haben. Es stehen auch noch die schweren Träger. Die Wände sind rings-um mit Fresken geziert. Da sieht man ein lustiges Turnier, ein nicht minder niedliches Ballspiel, an dem auch Margaretha Maultasch theilnimmt, dann frische Jagdscenen, einen höfischen Tanz mit all der steifen Etikette der damaligen Zeit, kurz, ein originelles Stück mittelalterlichen Lebens, weniger bedeutend durch die Schönheit der Composition als lehrreich für die Costume- und Sittenkunde.

Von hier gelangt man durch eine alte Thür in die so-genannte getäfelte Stube. Das war noch vor der Restaurierung ein lustiges Kneiplocal, in dem sich's bei Wein und Kartenspiel gewiss gut leben ließ. Die gegenwärtige Täfelung ist neu nach dem Muster des noch erhaltenen alten Thürornaments. An den Fensternischen und Wänden sieht man Wappen und Namenszüge eingeritzt, darunter den rebenumrankten eines gewissen Rehwein aus dem Jahre 1494. In einer der Nischen erkennt man auch deutlich ein M. H., beide Buchstaben von einem liegenden S durch-schlungen. Gerade besser werden die Fresken durch die fidele Verwendung des Locales nicht geworden sein.

Jetzt dient das trauliche Zimmer zur Aufbewahrung eines ganzen Museums von Waffengeräthen und anderen Fundstücken, die man bei Ausräumung des Burggrabens gesammelt und hieher-gebracht hatte. Da sieht man auf einem Tische ein Kunterbunt von Schwert- und Lanzenspitzen, Ringen, Messern und Vorhäng-schlössern, daneben Panzerschuppen, Sporen und Steigbügel. Alle

Gegenstände sind mit Stiften festgeklemmt, um sie vor der Begehrlichkeit langfingeriger Alterthumssammler zu bewahren. Am Fußboden liegt ein Arsenal von Mörsern, Feldschlangen und Hakenbüchsen, in einer Truhe eine Unzahl von steinernen Kanonenkugeln.

Nun steigen wir in den zweiten Stock, da befindet sich das Badezimmer, von Weitem durch die ziemlich gut erhaltenen Wand- und Deckengemälde kenntlich.

Der Plafond zeigt das blaue Firmament mit Sonne, Mond und Sternen. Die Malereien der Wände stellen theils badende, theils ins Bad steigende, theils zusehende Gestalten beiderlei Geschlechtes dar; an einer Wand prangen edle Jagdthiere, Löwen, Hirsche 2c. Auch die Gestalt eines schönen Falkners ziert noch ziemlich gut erhalten die östliche Nische. Ein Holzbalkon gewährt die Sicht in den Burghof.

Im darüberliegenden obersten sogenannten Waffensaal, der wohl von den seinerzeit hier vorhandenen Waffen seinen Namen hat,*) zeigen die Wände in ähnlicher Auffassung wie im Badesaal hinter einer Barriere männliche und weibliche, einem Turnier zuschauende Gestalten. Hier sind die Fresken verhältnismäßig am besten erhalten und man ersieht daraus, welcher Schatz untergieng und wie dankbar man dem kaiserlichen Herrn sein muss, dessen Kunstsinn wenigstens die Reste vor dem Untergang rettete.

---

*) Nach allgemeiner Ansicht, welche auch meine Führerin vertrat, wird der Haupttheil der einst hier befindlichen Waffen in der Ambraser-Sammlung in Wien aufbewahrt. Dies ist aber nach einer Mittheilung des Kunsthistorikers A. Ilg in der „Presse“ (Jahrg. 1893, Nr. 298) unrichtig, indem „weder die ehemalige k. k. Ambraser-Sammlung, noch die jetzige vermehrte Waffensammlung im kunsthistorischen Museum zu Wien irgend ein Stück Waffe besitzt, von welchem bekannt wäre, dass es aus Schloss Runkelstein herstamme“.

Vom ersten Stocke des Palas führt ein Wehrgang, über dessen zackig ausgeschnittene Zinnen man wie von einer Altane ins Etschthal sieht, zum obengenannten Vintler'schen Sommerhaus, das den Tristan- und Garelsaal umfasst.

Die Außenwand der beiden Gemächer ist mit den berühmtesten Gestalten der Geschichte und Sage, den sogenannten Triaden, geschmückt. Da erblickt man, theils sitzend, theils stehend, die größten heidnischen, jüdischen und christlichen Helden, die drei besten Ritter aus Artus Tafelrunde, dann folgen rechts von der Eingangsthür die Besitzer der drei besten Schwerter, darauf die drei stärksten Riesen und als Seitenstück die drei größten Riesenweiber, „von allen Ungeheuern die ungeheurigsten," wie die Ueberschrift besagt. Den Schluss machen die drei berühmtesten Zwerge.

Die Fresken sind roh und handwerksmäßig gemalt und ähneln der unbeholfenen Ausführung nach dem Ballspiel und den Tanzgruppen im obersten Theile des Palas. Sie müssen einer sehr frühen Zeit angehören, jedenfalls sind sie nicht aus der Hand des unbekannten venetianischen Meisters, der die herrlichen Bilder des Tristansaales geschaffen hat.

Ein ganz eigenthümliches Gefühl ergreift Einen, wenn man in diese Gemächer tritt.

Schon das Wappen über dem Eingang mit den weißen und schwarzen Bärentatzen, sowie Anderes deutet hin, dass diese Gelasse wahrscheinlich den eigentlichen Aufenthaltsort des Burgherrn gebildet haben.

Auch die Lage spricht dafür.

In diesen kühlen, ganz am Rande des senkrecht abfallenden Felsens erbauten Zimmern muss es im Sommer äußerst behaglich zu wohnen gewesen sein, besonders wenn man bedenkt, dass sie vor dem Absturz um sechs Meter breiter waren. Von der

Engschlucht des Sarnthales und vom Talferbach herauf strich stets ein erfrischender Luftzug, dazu hatte man den Ausblick nach drei Seiten. Die breiten und tiefen Erker mit den Sitzbänken beiderseits boten Raum genug zum gemüthlichen Zwiegespräch, wie zu ernster und heiterer Arbeit, während die zierliche Caminade mit dem knisternden Feuer zum abendlichen Heimgarten einlud.

Rings an den Wänden aber prangten die herrlichen Fresken, welche die Hauptscenen aus Gottfrieds „Tristan und Isolde" in beschaulicher Naivetät darstellten. Fürwahr! Traulicheres Heim hätte sich der reiche Nicolaus Vintler nicht schaffen können.

Da stand auch sicher die große Bibliothek, welche er anlegte und die der gelehrte Burgcaplan Heinz Sendlinger aus München zu verwalten hatte. Der musste ihm auch Bücher abschreiben und eine Reimchronik verfassen. Der Vetter der Burgherren, Hans Vintler, dichtete hier Leonis „Fiori di virtù" unter dem Titel „Pluemen der Tugent" in deutsche Reime um, ein „Puechlein" von nicht weniger als — 10.172 Versen, in denen er Reichthum und die Thorheiten der Welt verlachte und den Adelsstolzen die „Zaichen der rechten Edelkait" vor Augen hielt.

So war das ein gar sonderbares Trifolium, das hier zusammen hauste, der kunstsinnige, aber geldprotzige Niklas Vintler, dessen Wahlspruch war: „Wo kein Geld zu verdienen ist, hat ein Vintler nichts zu suchen", der schreibselige Burgpfaff Sendlinger und Hans Vintler, der „poetische Einsiedler".

Wenn wir uns Dr. v. Schönherrs mit köstlichem Humor geschriebenes Büchlein „Das Schloss Runkelstein" (Innsbruck, Wagner, 1874) ansehen und aus dem beigegebenen „Inventar des Schlosses", das um Allerseelen 1493, also beiläufig vor 400 Jahren, auf Befehl Maximilians aufgenommen wurde, das Mobilar ergänzen, so bekommen wir ein recht interessantes Bild dieses beschaulichen Stillebens. Im ersten Zimmer stand ein einfüßiger

Rundtisch aus rothem Marmor, im andern ein gleichgeformter aus weißem. Unterhaltung bot eine „Schießtafel", also eine Art Billard mit je acht metallenen und hölzernen „Steinen". Auch „ain groß Horn" wird erwähnt, um mit echtem Magdalener gefüllt von Hand zu Hand zu gehen.

Da mögen sie wohl oft zusammen gesessen sein, die drei alten Kumpane und mitsammen poculiert und politisiert haben bis tief in die Nacht, während unten der Bach toste und rings an den Wänden die schönen Bilder von Tristan und Isolde im Zwielicht aufzuleben schienen.

Sie sind auf grünem Erdgrund mit schwarzen Contouren und weißen Lichtern gemalt und weisen im Gegensatze zu allen anderen Fresken der Burg eine reiche lebendige Composition und charakteristische Zeichnung auf. Ob sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt der Vintler'schen Zeit angehören, möchte ich bezweifeln.

Viel wahrscheinlicher ist es, dass wir in den Fresken des Tristan-Saales die Arbeit des berühmten Meisters Friedrich Lebenbacher von Brixen haben, der von Kaiser Max 1504 den Auftrag zur Restaurierung der „guten alten Istori" erhielt und unter Beibehaltung der ursprünglichen Zeichnung durch edlere Linienführung die Bilder in die gegenwärtige Gestalt umschuf.

Zu den Fresken des angrenzenden Garelsaales scheint diese glückliche „Vernewerung" nicht vorgeschritten zu sein; Composition und Zeichnung ist gleich unbeholfen. Dafür entschädigt in diesem Gemache der ursprüngliche Kamin an der Wand von schönster italienischer Gothik mit polychrom behandelten Säulen. Das alte Altärchen in einer Nische, dessen Ignaz von Zingerle*) noch Erwähnung thut, ist — verschwunden.

---

*) Fresken-Cyclus des Schlosses Runkelstein. Gezeichnet von Ignaz Seelos, erklärt von I. v. Zingerle. Innsbruck, Wagner, 1857.

Fast wehmüthig gestimmt verließ ich das Vintler'sche Sommerhaus, die Stätte des reichen geistigen Lebens, das einst auf dieser Burg herrschte. „Nicht wahr, das Schauen macht müd'," meinte die gutmüthige Führerin, die meine ernste Miene leiblichem Unbehagen zuschreiben mochte.

Dieser zarten Rücksicht habe ich es auch wahrscheinlich zu verdanken, dass sie mir den Besuch „des gnedigisten Herrn Stübels", der nunmehrigen sogenannten Kaisersäle, die sich südlich anschließen, unter der Begründung, dass sie in der Restaurierung begriffen seien, hartnäckig verweigerte. So besichtigte ich nur noch die ebenerdige rundbogige Katharinen-Kapelle, die zwischen dem Erdgeschoss des Vintler'schen Sommerhauses und den Kaisersälen liegt. Da sie lange Zeit als Stall und später als Waschküche benützt wurde, lässt sich denken, dass von den schönen Fresken, mit denen sie einst geschmückt war, an den rauchgeschwärzten Wänden nicht mehr viel zu erblicken ist. Ich erinnere mich aus meinen Studentenjahren noch sehr gut an eines der Gemälde, das in drastischer Weise die Kreuzigung darstellte und wie die Seelen der beiden Schächer von Engel und Teufel, letzterem in Gestalt einer Spinne, in Empfang genommen wurden.

Auch die einstige kostbare Einrichtung dieses stillen Bethauses, welche das Inventar anführt, ist längst zerstoben, von der goldenen Monstranze, dem goldenen Kelch und vier roth- und blauseidenen Messgewändern angefangen bis zum „Wandlglöggl" und kupfernen Weihbrunnkrügl.

Weil es in den Kirchen ringsum bereits zum Mittag läutete, verließ ich das düstere Heiligthum, zahlte der Begleiterin den pflichtschuldigen Obolus, bestellte Wein und setzte mich in die kühle Veranda, Auge und Herz an dem hellen Herbstsonnenschein erfrischend, der behaglich warm auf Schloss und Gegend

lag. Durch meinen Sinn aber zogen die Lebenslust athmenden Verse, welche an der Außenwand der Kapelle noch halbverwischt zu lesen sind:

„Ich sach den may mit rosen umfan (umfangen),
Darzue vil manigerhande vogelin, . . .
Sie sangen so .schone, daz es erhall (erscholl)
In den bergen überall."

Auf den Ritten.

Wenn es gegen Ostern geht, so merkt meine Frau stets aus gewissen mir unverständlichen Anzeichen, daſs es höchste Zeit sei, mich auf einige Tage vom Hause zu entfernen. Trifft Ostern spät ein, so durchwandere ich die Charwoche in Nord-Tirol, fällt es früh, so gehe ich nach dem Süden.

Heuer trug es mich nach Bozen.

Diese sonnige Stadt zwischen den brausenden Wassern des Eisak und der Talfer war von jeher meine Lieblingsstation jenseits des Brenners, nicht nur wegen der herrlichen Lage mit einem Gebirgspanorama, wie es wenige Städte aufweisen können, sondern auch deshalb, weil sie den Ausgangspunkt für eine Menge kleinerer und größerer Ausflüge bildet.

Zu den letzteren zählt die Partie auf den Ritten, jenen steil abfallenden Gebirgsrücken nordöstlich von Bozen, berühmt wegen seiner großartigen Fernsicht auf die Dolomiten, sowie durch die herrliche Luft und das köstliche Quellwasser.

Ich verließ also Charsamstag vormittags das gastliche Hospiz zum „Greifen" und wanderte ostwärts dem Dorfe Rentsch zu, von wo aus der Aufstieg beginnt. Gleich am Eingang des Ortes fiel mir rechts ein originell geschnitzter heiliger Florian auf, der

auf der Brunnensäule steht. Das uralte Kirchlein wurde schon im Jahre 1180 vom Bischof Salomo in Trient eingeweiht. Ich trat ein, um das heilige Grab zu besichtigen, fand jedoch keines, sondern nur auf den Stufen des Presbyteriums liegend eine sogenannte Marter, das ist ein Christusbild, von einigen brennenden Kerzen umgeben. Das Aufstellen des heiligen Grabes, wofür man in anderen Gegenden Tirols, z. B. im Innthale, so viel Sinn hat, ist in Süd-Tirol überhaupt nicht allgemein üblich, sondern die Leute gehen gewöhnlich zur nächstgelegenen größeren Ortschaft, um ihre Andacht zu verrichten.

Auch heute begegneten mir Truppe an Truppe von Bauern, die vom Ritten herabstiegen, um in der „Stadt" der Auferstehung beizuwohnen. Es waren hohe kräftige Gestalten mit blondem Barte und Hauptthaare, echt germanischer Schlag, daneben eine dunklere Race, welche sicher auf die frühere ursprüngliche Bevölkerung zurückzuführen ist. Den gleichen Unterschied kann man auch auf dem Höhenzuge westlich vom Sarnthale, so in Jenesien, Flas, Mölten bis gegen das Passeirerthal machen.

Das weibliche Geschlecht hat schöne Gesichtsformen und frische Farben, doch fehlt der mehr gedrungenen Gestalt der elastische Schritt, der die graziösen „Boien" (Mädchen) von Jenesien auszeichnet.

Von Rentsch steigt der Weg zwischen den Mauern der Weingärten, über welche die Rebenlauben blicken, ziemlich steil aufwärts.

Die Wege sind hier, wie allerorts in Süd-Tirol, mit großen Steinen roh gepflastert, was das Gehen sehr erschwert. Das Ermüdende fühlt man besonders beim Abstiege, und ich bewunderte die Sicherheit, mit der die Saumrosse und Muli mit ihren Tragkraxen auf dem Rücken über diese glatten Steinplatten an mir vorbei herabstiegen. Sie bilden den regelmäßigen Boten-

dienst zwischen Berg und Stadt. Das Fahren mit Wagen würde auf diesen steilen Steinwegen nicht leicht gehen. Man hat wohl auch sogenannte Pretzen (Protzen) mit nachschleifenden Bäumen, Schloapfen, auf denen die „Pennen", große Bastkörbe, ruhen, aber diese werden in der Regel nur zum Transporte von Holz, Heu und Aehnlichem benützt.

Als ich in einer halben Stunde in St. Justina, dem nächsten Oertchen ankam, brannte die Sonne ziemlich heiß auf meinen Kopf. Hier ist auch die sonnigste Lage im ganzen Bozener Gebiete. In diesen windgeschützten Hängen von St. Justina bis St. Johann kocht die Sonne die feurigsten Weine, so die Perle der Weinsorten, den edlen Magdalener, der dem „Batzenhäusl" in Bozen seine Berühmtheit verlieh und von Georg Scherer in einem sinnigen Gedichte gefeiert wurde.

Das Kirchlein bietet wenig Sehenswertes; auch hier fand ich kein heiliges Grab, wohl aber an einem Hause ein Armenseelenbild mit Spruch, den ich sofort meiner Sammlung von „Grabschriften und Marterln" einverleibte.

Der Weg nach Unter-Inn ist ziemlich einförmig und steil, prachtvoll aber der Blick auf den Thalkessel von Bozen, auf die Dolomitwände des Schlern und Rosengarten und in den Einschnitt des Eggenthales mit dem stolzen Karneider-Schlosse. Dieser Blick erweitert sich, je mehr man die Höhe gewinnt. Kein Laut stört die Ruhe des Naturgenusses, nur hie und da das Rollen des Bahnzuges tief unten im Thale und rechts und links in den Weingärten das Hämmern der Arbeiter beim „Aufpergeln" der Reben.

Mit diesen sah es gar traurig aus, und überall, wo ich mich erkundigte, fand ich nur stummes Achselzucken. Es hatte nämlich im Jahre 1891, da ich diese Partie machte, der „Rebsterb", vorzüglich verursacht durch die abnorme, in dieser Gegend

unerhörte Winterkälte, diese Sorgenkinder der Etschländer Bauern fast zur Hälfte vernichtet.

„Sie wöllen heuer nit woanen; du sigst koan' Tropfen", klagte mir ein alter Bauer, den ich auf dem Wege traf, „sie sein alle hin." Dieses Weinen der Reben soll sonst schon um Ostern eintreten, wenn der Frühling seine Schuldigkeit thut, aber damals stöberte es ja noch in der Charwoche. Es ist geradezu trostlos für diese Leute, wenn ein Missjahr auf das andere folgt.

Nach zweieinhalbstündigem Aufstiege zeigte sich endlich Unter-Inn. Der Weg führt über Kleinstein und über die sogenannte Gamsbrücke. Ich hätte eben so leicht nach Signat — wer denkt da nicht an Sigenot — und nach Wolfsgruben abirren können, denn weder Wegweiser noch Wegmarke verständigen den Wanderer über die Richtung.

Unter-Inn liegt schon in bedeutender Höhe und muss seiner ganzen Lage nach ein trefflicher Sommerfrisch-Aufenthalt sein. Gleich das erste Haus rechts am Wege wies sich als eine Herberge, um Hunger und Durst zu stillen. Es heißt zum „Eberle".

Als ich eintrat, fand ich gerade die ganze Familie, bestehend aus Wirt, Wirtin und einer bildsauberen Tochter, um den großen Esstisch am Ofen beim Mittagmahle. Sonst war kein Gast da. Zwei kohlrabenschwarze kleine Köterlein empfiengen mich mit ohrenzerreißendem Gekläffe und brachten Leben in die stille Behausung. Ich warf meinen Ueberzieher auf einen Stuhl, bestellte Wein und frug nach dem Essen.

Charsamstag!

Während meiner diesbezüglichen Unterhandlung mit der Frau Wirtin duftete das braune Gebäck in der riesigen Pfanne so appetitlich und verlockend her, dass ich frug, wie man diese leckere Speise nenne. „Dös ist a türggener Ofenplenten", war die Antwort.

Ich bat, versuchen zu dürfen.

Der schwere „Pulggen" (dicker Brei) aus Polenta mit eingebackenen Zwetschken mundet ganz vorzüglich, nur erfordert er einen Riesenhunger und eine blecherne Speiseröhre. Ich aß also wacker mit oder vielmehr ich drückte diese Würgspeise in mich, bis ich merkte, dass aufzuhören für mich als Familienvater eine Pflicht sei. Mit dem Gefühle, ein halbes Pfund Blei mit mir zu schleppen, verabschiedete ich mich von den gutherzigen Wirtsleuten und der holdseligen Margareth und machte mich auf den Marsch nach Klobenstein.

Man geht eine gute Stunde.

Da der Weg zum Theile durch Wald führt, bietet er Abwechselung genug. Die Vegetation war gleich wie unten im Thale noch weit zurück. Von Grün war wenig zu sehen, wohl aber Schnee und Eis. Nur an sonnigen Stellen blühte als erster Frühlingsbote die sanftrothe Erika. Ich steckte mir zum Andenken ein Sträußlein auf den Hut und rückte so in Klobenstein ein.

Dieser kleine Ort liegt schon ganz auf der Höhe und nimmt sich allerliebst aus. Ich begreife, dass Landhaus an Landhaus prangt, sämmtlich Bozener Patriciern gehörig. Da steht die Villa Knoflach, links die Villa Welponer, dann Tulegg und andere. Sie waren alle geschlossen und standen noch in winterlicher Verlassenheit. Auch eine allen Bedürfnissen entsprechende „Pension Staffler" befindet sich hier, daneben das gleichnamige Gasthaus. Man ist hier gut aufgehoben und kann über Speisen und Getränke nicht klagen.

Nach der Mahlzeit hielt ich in und außer dem Dörfchen kurze Umschau. Welch prickelnd frische Luft weht hier, wie reizend ist die Schau auf die jenseitigen Dolomiten! Da starren die mächtigen Grate des Lang- und Plattkofels, die Riesenwand des Schlern, die bleichen Geislerspitzen, die Klippen des Latemar und

wie sich diese hohen Herren alle nennen. Von der Thalsohle mit ihrem Treiben und Hasten siehst du nichts und hörst du nichts, hier waltet nur der reine Frieden der Gottesnatur. Auch Wald befindet sich in unmittelbarer Nähe, leider sah ich, dass auch hier die Aeste der Bäume häufig „geschnaitet“ waren, um Streu zu gewinnen. Im kleinen Kirchlein dürfte wohl nur zur Zeit der Sommerfrische Gottesdienst gehalten werden; die Pfarre befindet sich in dem nur zehn Minuten entfernten Lengmoos. Dies war mein eigentliches Reiseziel, denn ich wusste, dass sich daselbst ein selten schönes heiliges Grab befinde.

Du lächelst wohl, freundlicher Leser, über mein Interesse an heiligen Gräbern; aber wer den Charakter eines Volkes ganz kennen lernen will, darf die religiöse Seite nicht unbeachtet lassen. Als ich ins Dorf einrückte, läutete es gerade zur Auferstehung.

Die Kirche war gesteckt voll von Andächtigen. Magisches Dämmerdunkel empfieng mich beim Eintritte. Ueber Fenster und Thüren spannte sich ein schwarzer Flor. Auch das Schiff der Kirche ist vom Presbyterium durch ein dunkles Tuch als Symbol des Tempelvorhanges abgesperrt, vor dem das heilige Grab in bunter Farbenpracht aufgerichtet ist. Es stellt eine Felsengrotte dar, in welcher, in weißes Linnen gehüllt, der „heilige Leichnam“ ruht. Vor der Grotte aber flimmern und funkeln Reihen von Grabkugeln; darüber steht ein beleuchtetes Kreuz.

Die Auferstehungsscene ist äußerst schön und wirkungsvoll.

Kaum hat der Priester mit erhöhter Stimme: „Christus ist erstanden, Alleluja!“ gesungen, so versinkt der Leichnam im Grabe, der dunkle Vorhang dahinter reißt, und über dem geschmückten lichterstrahlenden Hochaltare des sonnigen Presbyteriums erscheint der Auferstandene als Sieger über Tod und Grab mit dem Purpurmantel und weißrother Osterfahne. Zugleich schmettern vom Chore die Posaunen, die Orgel fällt ein,

und in die Jubelklänge des Tedeum laudamus mischt sich das Geläute aller Glocken.

Als ich aus der schwülen Kirche trat, sah ich rings fröhliche Gesichter, und vom Himmel lachte der hellste Sonnenschein. Von allen Dörfern läuteten die Glocken zur Auferstehung. Wollte ich den Abstieg nach Atzwang bewerkstelligen und den Zug noch erreichen, so musste ich mich hurtig auf die Beine machen. Man steigt in anderthalb Stunden leicht hinab.

Zu bedauern ist, dass auch hier nirgends Wegzeiger angebracht sind. Diesem Mangel hatte ich es zu verdanken, dass ich zweimal den richtigen Pfad verfehlte und schließlich durch den wüsten Runst des Finsterbachthales über Stock und Stein den Bahnhof von Atzwang erreichen musste.

Zur Gleifkapelle.

Gerne gedenk ich euer, ihr grünen Rebengelände von Kaltern, mit euern weißblinkenden Gehöften und Edelsitzen, hingestreut wie Schneckenschalen in die weinduftige Landschaft, gerne dein, du trauliches Nest mit deinen „Straßen g'rad und krumm" um den gemüthlichen Kirchplatz, mit deinen biderben fröhlichen Leuten und der gastlichen Herberge beim ehrwürdigen „Rößl".

Wie wohl war mir stets ums Herz, wenn ich so selbstvergessen durch diese Gegend streichen konnte, hier von einer Staffage blauäugiger Winzerinnen entzückt, dort von einem Saltner angeschnarrt, oder wenn ich an lauen Spätsommerabenden im gemüthlichen Manharter Gärtchen mich befand und hinausgelehnt auf die Altane den Blick über die mondbeglänzte Landschaft schweifen ließ, auf die langen Rebengassen, hinunter zum träumenden Kalterer See und hinüber zur jenseitigen Bergkette, zum sagenreichen Jochgrimm, um das Wetterleuchten zuckte, bis hinter mir der helle Gläserklang meiner Freunde mich zurück zur heiteren Tafelrunde rief.

Doch was träume ich? Ist es nicht heute schon heller Tag und hat nicht schon zum zweiten Male die nervige Pommernfaust meines Freundes Eduard mich aus dem Schlafe zu rütteln

versucht? Er versprach mir ja, mich heute, nur ein kleines Stündchen weit, an einen Ort zu führen, von wo aus ich diesen ganzen Garten, „den Rheingau der Alpen", wie ihn Amthor mit Recht nennt, in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor mir liegen sehen würde, nämlich zur Gleifkapelle.

Der Weg dahin verlohnt sich um so mehr, als man bei dieser Gelegenheit auch die „Eislöcher" besichtigen kann, eine Partie, die in verschiedener Beziehung interessant ist. Am besten macht man dieselbe frühzeitig, wenn die Sonne noch nicht heiß brennt oder am Spätnachmittag, wo man dann zum Rückzug den von St. Michael kommenden Stellwagen benützen kann.

Wir steigen zuerst gegen Mitterdorf hinauf und wenden uns dann rechts gegen Oberplanitzing.

Der Weg ist äußerst lieblich.

Rebgang an Rebgang überkleidet die Hügel und Höhen, worauf malerisch die steinernen Ansitze der Eigenthümer liegen. Dazwischen lange Streifen der Heidekornfelder mit der Staffage von Ochsen, die man häufig im Herbst hier weiden läſst. Hie und da erschreckt uns das gebieterische „Halt!" eines Saltners, wenn wir die rothe Hand übersehen, die uns zeigen soll, daſs wir diesen Pfad nicht betreten dürfen. Wir geben ihm also das Pfand — fünf Kreuzer — und wandern weiter. Der Weg zieht sich näher dem grauen Berggemäuer des Maltschatsch hin; die Rebengassen verschwinden und machen der Kastanie Platz.

Ein auseinandergeborstener Thurm, dessen eine Flanke noch steht, wird uns Wegweiser.

Es ist die Ruine des alten St. Görgenkirchleins, unweit ober Oberplanitzing. Stein um Stein bröckelt von dieser versteinerten Schildwache und wird als willkommenes Baumaterial von den Bauern der Umgebung geholt. In der Nähe befindet sich die sogenannte „Wolfsgrube."

Wir biegen nun in den Kastanienwald ein, der linkerhand den sanften Hügel überkleidet, stecken uns von den Wachholderbüschen ein Aestchen auf den Hut, damit wir nach dem Glauben der Leute nicht müde werden, und steigen aufwärts.

Bald hinter der Absenkung der Höhe, unmittelbar unter der herabdrohenden Felsennase von Matschatsch beginnt das Trümmerwerk, ein unbeschreibliches Chaos wild durcheinander geworfener Porphyrblöcke. Das mag einen Rumpler gemacht haben, als der Matschatsch diese furchtbaren Geschütze herabsandte, Kastanienwälder und Mandelbäume niederreißend, Rebengärten und aromatische Mispelgeländer überschüttend!

Linkerhand von uns erhebt die Mendel den riesigen Porphyrnacken, kahl und öde, aber in wunderbare Tinten getaucht, nur da und dort von den grünen Guirlanden und Ansätzen jungen Laubholzes durchädert, das sich in vereinzelten Furchen eingenistet hat.

Immer einsamer und trümmerreicher wird der Weg, so dass wir wohl auf der Hut sein müssen, uns den Fuß nicht zu verstauchen. Kein Laut ringsum, kein Vogelsang, wie ausgestorben die Gegend, nur hie und da der Ruf einer Wildtaube, das Rascheln der Eidechse, die wir vom heißen Stein aufgescheucht, oder der Widerhall des harmonischen Geläutes von St. Pauls, das der Windhauch von Zeit zu Zeit an unser Ohr trägt.

Ein kühler Luftzug, der uns plötzlich anweht, heißt uns still stehen.

Wir sind bei den Eislöchern.

Kalt weht es uns entgegen, so dass wir gut thun, uns sofort in den Shawl zu wickeln, ehe wir in dieses Revier mehr eindringen. Mit Erstaunen bemerken wir, dass sich mit der veränderten Temperatur auch die Vegetation umgewandelt hat. Oben reift die Edelkastanie, wenige Schritte tiefer grüßen uns die

Alpenrose, der nordische Speik und alpine Saxifragen. Die Alpenrose blüht hier eigentlich um Pfingsten, doch haben sich noch ein paar Ständchen bis August gerettet, mit denen wir zum Gedächtnis unsere Hüte schmücken können.

Mühsam windet sich der Fußpfad durch das Gewirr von kleinen und großen Felstrümmern, die üppig überwuchert von Moosen und Flechten in wunderlichster Form und Gruppierung übereinander gelagert sind. Einige bilden tiefe Spalten, die wir auch besuchen können, und in denen selbst an heißen Tagen sich Eis erhält.

„Ohne Zweifel bildet es sich", wie Amthor in seinem trefflichen Büchlein „Bozen und Umgebung" bemerkt, „durch den scharfen, abkühlenden Luftzug im Innern der gewaltigen Steinmasse und erzeugt sich stets wieder von Neuem nach Regengüssen."

Wir müssen diesen Eislöchern auch noch in anderer Beziehung sehr verbunden sein. Sie lassen sich bei dieser Partie sehr gut als natürlicher Eiskeller verwenden, indem man die Flaschen mit dem „göttlichen Naß" einfach hineinstellt und bald frischkühl wieder herausnimmt.

Die Mulde der eigentlichen Eislöcher beträgt etwa hundert Schritte, dann sind wir wieder im Süden, umweht von dem warmen Anhauch der Sommerluft.

Wir wenden uns nun rechts, von wo uns heimischer Dreschertakt entgegentönt. Bald schimmert Eppan durch die Bäume, ein lachendes Gefilde mit hineingestreuten weißblinkenden Häusern, sonnenscheinüberglänzt, während wir im kühlen Riesenschatten der Mendel wandeln. Der breite Weg, der uns jetzt empfängt, würde uns gerade hinführen, doch wir schlagen den links ein, der uns zu jenem Kirchlein leitet, das über Eppan von lichter Höhe winkt.

Wir überkreuzen ein sanft aufsteigendes Feld und haben in einer Viertelstunde das Gleifkirchlein vor uns.

Zwei rothe Thürmchen weisen wie zwei Finger zum Himmel. Einsam und still liegt es da, ein friedlich Asyl für Alle, die Kummer und Sorge drückt. Eine Kuh weidet ruhig das spärliche Gras von der Terrasse des Portals ab, das hütende Mädchen, ein bausbackiger Engel, sitzt auf der Schwelle und zerzupft stillvergnügt eine Skabiose.

Glückliches Kind! Dich drückt nicht der hundertste Theil der Sorge aller Jener, die hier gebeugten Herzens hinaufsteigen und gläubigen Sinnes ihr Leid der Gnadenmutter vorbringen.

Einst stand hier ein Fuchs'sches Schloss, Gleif genannt,*) woher auch das jetzige Salvatorkirchlein noch seinen Namen Gleifkapelle hat. Das Kirchlein ist freundlich und anspruchslos, bietet jedoch sonst wenig Interessantes.

Desto reicher ist die Augenweide, die wir von der vorliegenden Steinterrasse genießen.

Vor uns liegt der etschländische Garten ausgebreitet. Dort St. Pauls, St. Michael, Girlan. Ein Schloss schaut prunkend herauf; von seinem Giebel weht die roth-weiße Tirolerfahne. Links hinauf gegen Nordwesten schweift der Blick ins mittlere Etschgebiet, auf die Schlösser Greifenstein, Maultasch bis in die Gegend von Meran.

Nordwärts erschaut man den traubenreichen Thalkessel von Bozen, das sich hier im ganzen Patricierstolz der einstigen großen deutsch-italienischen Handelsstadt breit macht. Darüber winkt der Ritten, der Jenesienberg und die Schluchten des Eisak, rechts davon die bleiche Dolomitstirne des Schlern, weiter gegen Osten schimmern die Kalkfelsen des Jochgrimm, des Schwarzhorns und der Berge des Fleimserthales. Selbst einige Oetzthaler Eisriesen blicken noch über den nordwestlichen Horizont.

*) Mittelhochdeutsch: gleif = schräg, abschüssig.

In der That, Amthor hat Recht, wenn er in seinem Tiroler Führer sagt: „Die Gleif bietet vielleicht die im Verhältnis zu ihrer Höhe schönste Aussicht in ganz Deutschland". Man wird auch wahrlich nicht leicht einen lohnenderen Punkt finden!

Vergessen dürfen wir übrigens nicht, den Blick nach rückwärts zu wenden, wo uns die zerissene Riesenwand der Mendel anstarrt, ein Anblick von erschütternder Großartigkeit, gesteigert durch den Gegensatz der lachenden Landschaft, die sich zutraulich an den rauhen Fuß dieses Steinkolosses anschmiegt, als wollte sie um Schonung für ihre Rebengärten flehen.

Doch es dämmert bereits der Abend. Immer tiefblauer werden die Schatten der jenseitigen Bergkette, goldene Rosen sprüht der Schlern, und unten in der Hütte ist „der süße Melodientact der Tennen" verstummt.

Wir steigen also nach St. Michael hinunter, wählen aber nicht den steilabfallenden Pfad, sondern den Stationenweg, der uns in einer Viertelstunde zum freundlichen Dorfe hinabgeleitet. Den Stellwagen haben wir doch schon versäumt.

Was thut's? Wir schlendern gemüthlich die Straße entlang nach Kaltern zurück, setzen uns ins kühle Manharter Gärtchen und schlürfen das Naß feurigen Kaltererseeweines.

Aus dem Grunde des Bechers aber taucht süße Erinnerung auf, ein Frauenbild mit tiefschauenden Märchenaugen und dunkeln Locken . . .

Weißt du es noch; ein Abend war's
So mild und frühlingsselig,
Da giengen wir durchs Waldrevier,
Es starb der Tag allmälig.

Hart neben uns, da träumt' der See,
Umblüht von Blumendolden,
Ein Frauenherz, in dem die Welt
Sich spiegelt rein und golden.

Und durch die grünen Zweige warf
Das Abendroth die Spangen,
Daſs purpurn glühte deine Stirn
Und deine blaſſen Wangen.

Wir ſchritten ſchweigend durch den Tann,
Ein jedes in Gedanken;
Ich brach mir von den Stämmen ab
Die dunkeln Epheuranken.

Ein Brombeerzweig, verhängt am Kleid,
Der hemmte deine Sohle,
Da ſchlang ich ſcherzend dir ums Haupt
Die grüne Gloriole.

Du ſchauteſt mich verwundert an,
Geſchmückt wie die Sibylle,
Mir aber war von deinem Reiz
Gefeſſelt Sinn und Wille.

Vergeſſen haſt du längſt den Wald,
Den Abend und den Schwärmer,
Du biſt ja reich und wirſt dadurch
Um keine Hoffnung ärmer.

Ueber die Mendel.

Wenn man in einem der kühldämmerigen Erker des Schlosses Runkelstein beim feurigen Terlaner sitzt und den Blick thalauswärts über die Rebengüter des „Bozner Bodens“ zu dem weingesegneten Gelände von St. Pauls und Kaltern und zu der dahinter aufragenden Steilwand der Mendel gleiten läßt, so kann auch das unbewaffnete Auge an letzterer eine weiße Linie entdecken, die sich von dem bewachsenen Vorberg Matschatsch aus an dieser gewaltigen Steinmauer hinanzieht, immer höher und höher, bis sie, mehrmals gebrochen, unter der Einsenkung des Mendel-Passes entschwindet.

Dieser Strich ist die Mendelstraße, deren feierliche Eröffnung gerade vor zwölf Jahren stattfand.

Sie erklimmt vom Mittelgebirge von St. Michael (Eppan) aus oder, wenn man genau sein will, schon vom tiefer liegenden Pillhof an in stets gleichmäßiger Steigung den Mendel-Paß und wird so zur kühnangelegten Verbindung zwischen dem deutschen Etschthal und dem wälschen Nonsberg. Es dürfte wohl wenige Alpenstraßen geben, die sich an Großartigkeit und Schönheit mit dieser Straße messen können.

Je mehr mein Blick an ihr haftete, um so magnetischer zog sie mich an. Ich sah auf die Uhr. Es war 8 1/2 Uhr. Wenn ich

mich rasch auf die Beine machte, konnte ich in einer halben Stunde in Bozen sein und von da meinen Ausflug dahin sofort unternehmen. Gesagt, gethan. Punkt neun Uhr stand ich bereits auf dem Johannesplatz, dem Corso von Bozen, und unterhandelte mit dem Besitzer eines Einspänners wegen der Fahrt bis zur Station Sigmundskron, denn der Mendel-Stellwagen war bereits in aller Frühe abgefahren und der nächste Bahnzug gieng erst um 11 Uhr 15 Minuten. Da ich mit dem Kutscher nicht handeleins werden konnte, so machte ich mich zu Fuß auf den Marsch.

So eine Straßenwanderung ist nicht so langweilig, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Wenn man das Auge offen hat, so sieht man da manches, was nicht nur schön, sondern auch belehrend ist. Da winken Anger mit köstlichem Edelobst, dort Rebenlauben, beladen mit der strotzenden Weinfrucht.

Von Zeit zu Zeit erblickt man an Fußwegen, welche in die Weingärten führen, auf hohen Stangen (Saltnersäulen) einen Strohwisch oder eine weiße Hand mit ausgespreizten Fingern, die sogenannten „Saltnerpratzen", zum Zeichen, dass der Durchgang um diese Zeit verboten oder nur gegen Entrichtung der sogenannten Tabakkreuzer an den Saltner gestattet sei. Diese Hand, eigentlich der „Handschuh des Königs", war, wie mir mein hochverehrter Freund Hofrath Julius von Ficker mitzutheilen die Güte hatte, ursprünglich Symbol des Bannes über das Gebiet, über welches der König befahl. Es ist also eine Verstärkung des Verbotes, welches Private durch Anbringung eines Strohwisches auf einer Stange, in Bayern „Pfandstecken" genannt, andeuten.

Aber auch der ästhetische Sinn findet Befriedigung.

Dahin gehören die Christusbilder, die häufig am Rande dieser Weingüter im Schatten eines Baumes stehen, überdacht vom rothen Schirmholz und mit den letzten Feldblumen geschmückt. Vor mir schritt beflügelten Ganges ein langbeiniger

Telegraphist, bei jedem Tritte eine Staubwolke erzeugend. Um mich von dieser unangenehmen Einäscherung zu befreien, holte ich ihn mächtig ausgreifend ein. Er hatte die Ursache einer Störung in der Telephonleitung, die nunmehr mit dem „Mendel-Hof" hergestellt ist, aufzusuchen und musste deshalb dem gespannten Draht bis St. Michael und darüber nachgehen, bis der Fehler entdeckt war.

In einer Stunde waren wir in der Station Siegmundskron an dem Ufer der Etsch angelangt. Hier stehen zwei stattliche Gasthäuser an der Straße, rechts der „Mendel-Hof", links „Siegmundskron". In beiden erhält man gute Unterkunft, was jenen, die zur Hochsaison in Bozen keinen Platz erhalten, als Fingerzeig dienen mag.

Der Blick von der Etschbrücke ist lieblich. Der ruhig dahingleitende Fluss, die Auen rings am Ufer, nach rückwärts die Ruine Siegmundskron, überragt vom bleichen Geschröfe des Rosengarten, nach vorn die Mendelwand mit dem kühnen Vorsprunge des Gantkogels geben ein stimmungsvolles Bild.

Bald kommt man vor dem Weiler Frangart zu einem baumbeschatteten Fuhrmannswirtshaus, bei dem wohl jedes Gefährte und jeder Güterwagen vor dem Anstiege nach Ueberetsch zu halten pflegt. Von da führt ein weichgrasiger, von uralten Felberbäumen umsäumter Abkürzungsweg durch die „Strebmöser" wieder zur Straße und bald darauf zum Pill-Hof, einem daran liegenden Gasthause. Ueber der Thüre steht der schöne Spruch:

Kehr' ein, geh' aus,
Bleib' Freund dem Haus.

Das notierte ich mir und überlegte dann, was weiter zu thun sei. Ich hatte nun die Wahl, entweder linkerhand die alte Straße hinauf nach Girlan und von da nach St. Michael zu

wandern, wo die eigentliche Mendelstraße ihren Anfang nimmt, oder die neue Straße zu verfolgen, die in der Richtung gegen St. Pauls zieht und sich erst kurz zuvor gegen St. Michael wendet.

Ich entschied mich für letzteres, denn der Weg auf die Mendel vom genannten Orte aus war mir wohlbekannt, jener von St. Pauls, wie ich glaubte, neu. Ueberdies ist St. Pauls eine alte Liebe von mir seit Studentenjahren her. Ich ließ also bei der Gabelung der beiden Straßen die St. Michaeler links liegen und stieg den in das lockere Gestein tief eingegrabenen schattigen Hohlweg, die sogenannte „St. Paulser Höhle“ hinauf.

Der Weg führt hart am Schlosse Warth vorüber, dessen epheuumrankter Thurm vom Hügel malerisch herabblickt. Ein paar Bauern, welche neben einem Wagen mit angejochten Ochsen schritten, sagten mir, das Schloss gehöre nunmehr einem gut stehenden „Bestandsmann“ namens Padatscher. Ursprünglich, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, war dieses tirolische Lehen den reichbegüterten, schon im 11. Jahrhunderte mächtigen Herren von Weineck zueigen, später gieng es an die Ritter und in der Folge Grafen Künigl über, welche es noch gegenwärtig besitzen.

Als ich in St. Pauls einrückte, läutete es gerade elf Uhr. Ein Rudel Schulkinder, Buben und Mädeln, stürmten mit ihren Rechentafeln an mir vorbei, den entfernteren Gehöften zu. St. Pauls hat ein ungemein freundliches Aussehen. Die stattlichen Steinhäuser zeugen vom Wohlstande und von der Behäbigkeit der Bewohner. Gleich am Eingange des Dorfes steht der Friedhof. Hoch ragen aus den blendend weißen Grabsteinen ernste Cypressen in den blauen Himmel.

Mein erster Gang galt der Kirche, einem edlen gothischen Bau; leider ist der Thurm nur bis zum zweiten Schallfenster vollendet. Er wurde zur Zeit der Reformation ruckweise auf-

gebaut, wie die an der Außenseite eingemerkten Jahreszahlen 1510, 1512, 1519 ꝛc. darthun. Auch das Portal des Gotteshauses ist Stückwerk geblieben. Das säulengeschmückte Schiff der Kirche, welche seit einigen Jahren in glücklicher Weise erneuert wurde, weist eine schöne Kanzel und schöne gothische Altäre auf, darunter einen prachtvoll geschnitzten Seitenaltar, dessen Reliefs Scenen aus der Bekehrung des Apostelfürsten Paulus, des Kirchenpatrons, darstellen.

An einer Säule bemerken wir einen kleinen Marmorsarkophag, die „Begräbnisstätte des unschuldigen Kindes Franz Locherer, das am 9. August 1744 im Walde zu Montiggl nach Art des heiligen Simon von Trient getödtet gefunden wurde“. Die nähere Erklärung gibt eine Tafel-Inschrift an der linken Kirchenwand, welche mit allen grauslichen Einzelheiten erzählt, dass dem ehrsamen Ehepaare Locherer dieses 7 Jahre und 25 Tage alte Söhnchen von einer „unchristlichen Jidischenband“ ermordet worden sei.

Während ich daran gieng, mir diese schaurige Geschichte zu notieren, zupfte mich ein barfüßiger Knirps am Rocke und fragte an, ob er mich nicht in den Thurm führen dürfe, daselbst sei eine herrliche Aussicht. Den tieferen Zweck dieser kindlichen Aufmerksamkeit errathend, sagte ich dem Jungen zu, bemerkte aber, dass ich zuvor ins Wirtshaus gehen wolle, um meine durstige Kehle und meinen hungrigen Magen zu befriedigen. Dort traf ich mit dem Lehrer des Ortes zusammen, der mir wertvolle Mittheilungen über St. Pauls machte und auch so freundlich war, die nur flüchtig skizzierte „Mordgeschichte“ diplomatisch genau abzuschreiben.

Ich hatte mein frugales, übrigens sehr schmackhaftes Essen noch nicht vollendet, da stand schon mein jugendlicher Thurm-Cicerone hinter meinem Sitz. So gieng ich denn mit dem Jungen,

der wie ein Ziegenböcklein freudig mir voranhüpfte. Es interessierte mich außer der schönen Rundsicht, die man bekanntlich von der Glockenstube genießt, auch das herrliche „Geläute", das die Kirche besitzt, vor allem aber die große, hundert Centner schwere und wegen ihres volltönenden Klanges weit berühmte Wetterglocke, welche, wie man sagt, die Inschrift trägt:

„Anna Marie heiß ich,
Alle Wetter weiß ich,
Alle Wetter vertreib ich,
In St. Pauls bleib ich."

Ich stieg also vorsichtig die enge Wendeltreppe in den finsteren Thurm hinauf. Anfangs, so lange noch die eingekerbte Achse des gothischen Stiegenhauses währte, hatte man eine Handhabe, aber weiter oben, vom Uhrgehäuse an, war die Sache etwas halsbrecherisch.

Oben angelangt, war ich nicht wenig erstaunt, ein ganzes Rudel von jungen Buben anzutreffen, die mich theils auf den schweren Tragbalken, theils auf dem Glockengestänge, theils in den Schallöchern hockend, mit freudigen Mienen erwarteten. Als sie merkten, dass es mir vorzüglich um die obengenannte Glocken-Inschrift zu thun sei, kletterten sie wie Affen zwischen und auf den Glocken herum, um nach der Inschrift zu suchen, so dass mir ordentlich bange wurde.

Die Inschrift findet sich nicht mehr.

Sie dürfte wohl auf einer jener älteren Glocken gestanden haben, welche im Jahre 1844 von Meister Chiappani in Trient in so gelungene Stimmung umgegossen wurden, dass deren harmonisches Geläute in Verbindung mit der großen Glocke mit Recht im ganzen Lande berühmt ist. Letztere hat die Inschrift:

„Durch grose hiz des feiers bin ich gefloßen
Georg Grasmair von Brixen hat mich gossen."

Nachdem ich nicht ohne Mühe durch das unruhige Gezappel der vor und hinter mir trippelnden Jungen wieder glücklich unten angelangt war und meinen Cicerone nebst seiner Cohorte gebürend entlohnt hatte, brach ich gegen ein Uhr auf, um von St. Pauls nach Matschatsch zu steigen und von da weiter auf die Mendel zu gelangen.

Man thut gut, bis dahin einen Führer mitzunehmen, wenn man überhaupt diesen Weg einschlagen will, was ich nicht anrathen kann. Er ist steinig und schlecht, und man kommt an Stellen, bei denen man nicht weiß, ob man rechts oder links gehen soll. Erst nachträglich fiel mir ein, dass ich den Weg schon vor Jahren einmal mit einem Herrn aus Bozen gegangen war und dass wir bei einer solchen Weggabelung zu weit rechts kamen, immer höher stiegen, bis wir endlich an den Mendelwänden nicht mehr weiter kamen. Man braucht nach Matschatsch gut anderthalb Stunden. Zuerst kommt man am alten Justina-Kirchlein vorbei nach „Berg", dessen Name schon den Charakter dieser Hochfläche bezeichnet, auf der die siebzig bis achtzig Häuser zerstreut liegen. Rechterhand hebt sich scharf vom Himmel Hocheppan ab, die stolzeste der südtirolischen Burgruinen, darüber ragt das kühngeformte Profil des Gantkogel, linkerhand winkt das Schloss Freudenstein, der schöne Besitz des Grafen von Lodron. Unweit davon steht über St. Michael in traulicher Einsamkeit das Gnadenkirchlein zur Gleif, berühmt wegen seiner weiten Umschau auf das Mittelgebirge von Eppan und auf das obere und untere Etschthal. Auch in „Berg" mangelt es nicht an Edelsitzen, die sich jetzt meist in bäuerlichen Händen befinden, aber am schönen Maßwerke der Fenster, an den Erkern und ihrer zierlichen Vergitterung leicht erkenntlich sind.

Unter Matschatsch weist eine linksstehende Tafel einen Seitenweg von „fünf Minuten" dahin; den schlug ich ein. Nun

waren es zwar zum mindesten zehn Minuten, aber der Wanderer wird durch den schattigen Wald entschädigt, durch den ihn der Pfad direct zum Gasthause geleitet.

Hier sind wir nun zugleich bei der neuen Mendelstraße angelangt.

Matschatsch ist ein ungemein lauschiges Plätzchen, und ich beneide den Freiherrn von Dipauli, der etwa hundert Schritte entfernt, rings von Wald umgeben, sein schönes Landhaus bewohnt. Gegenüber dem Gasthause jenseits der Straße stehen unter breitästigen Buchen ein paar primitive Tische und Bänke ohne Lehne. Hier sitzt es sich wundersam im Schatten bei einem Glase Vilpianer Bier, indes das kühle Lüftchen die heiße Stirn umfächelt. Freilich im Winter mag diese Gegend nicht so wirtlich sein, wenigstens sagte mir die holde Nonsberger Hebe, die mich bediente, dass der Schnee oft bis zum Rande der Tische reiche. Meine Gesellschaft bestand in einigen gackernden Hennen, die mit größter Vertraulichkeit auf dem Tische herumspazierten und nach meinem Brote schnappten. Später fand sich auch ein Gendarm ein, der mich scharf musterte, aber sich bald von meiner gänzlichen Harmlosigkeit überzeugte.

Nachdem ich sattsam ausgeruht, machte ich mich an den weiteren Aufstieg zum Passe. Welch prächtiges und müheloses Marschieren auf dieser breiten und gut eingehaltenen Straße! Sie führt in leichter Steigung zuerst ein Stück gegen Norden und wendet sich dann in scharfer Curve nach Süden, um quer der Mendelwand entlang dem Uebergang zuzustreben.

Der Blick von dieser langgestreckten Altane auf das aufgerollte Landschaftsbild ist bezaubernd schön und erweitert sich, je höher man steigt. Die ganze östliche Gebirgskette, das langgestreckte Rittnerhorn, das Massiv des Schlern, die zackige Burg des Rosengarten, der bleiche Latemar, das Schwarz- und Weiß-

horn (Jochgrimm) und wie die Häupter dieser schöngeformten Kette vom Ifinger bis zu den Fleimser Bergen alle heißen, stehen in vollem Abendscheine vor dir. Dazu kommen die Bergdörfer, die mit ihren Kirchen und weißblinkenden Häusern auf den grünen Flanken und Vorbergen vertheilt sind, Deutschnoven, Radein, Aldein und unter dem Jochgrimm der weithinschauende Wallfahrtsort Weißenstein.

Unten aber liegt in seligem Frieden das traubenreiche Mittelgebirge von Eppan und Kaltern mit seinen Dörfern und Weilern und mit dem klaren Spiegel des Kalterer Sees; von ferne, gerade vor der Eisakschlucht, glitzern die Häuser der Stadt Bozen und grüßt aus dem weitgeöffneten Sarnthal das stolze Schloss Runkelstein, in dessen lauschigen Erker ich noch vor wenigen Stunden gesessen. Um die Schau zu erleichtern, sind von Zeit zu Zeit an der Straße bequeme, mit Brustwehren versehene Ausbuchtungen angebracht, von denen man wie von einem Balkone aus auf all die landschaftliche Herrlichkeit blicken kann.

So stieg ich seelenvergnügt in stetem Genusse der Gegend weiter.

Schatten bot der breite Porphyrrücken der Mendel, welchem die Straße abgetrotzt wurde. Hie und da fuhr ein Reisewagen bergab oder zogen lautbetende Leute, die wohl nach Weißenstein wallfahrten giengen, an mir vorbei. Auch sechs müde Vorspannpferde mit fluchenden „Vorsetzknechten" begegneten mir. Sonst bietet die Straße wenig lebende Staffage.

Weiter oben rechts steht ein „Einräumerhaus" und links ein „Mauthhaus", dessen Insassen ich fragte, wie weit ich noch zum Mendelpasse hätte. „Zwei Stunden" war die Antwort. Das däuchte mir entschieden zu viel. Man rechnet sonst zwei leichte Stunden von Matschatsch aus, nicht aber, wenn man schon eine Stunde hinter sich hat. Immerhin aber war der Marsch

länger, als ich mir vorgestellt hatte, besonders hoch oben, wo die Straße in das sich nach Kaltern hinabsenkende Engthal einbiegt, von wo der alte Saumweg heraufkommt und die zahllosen „Kehren“ beginnen, glaubt man kein Ende zu erleben.

Nun kann man allerdings diese Serpentinen bedeutend abschneiden, indem man die Abkürzungswege geht, doch ist hierin eine gewisse Vorsicht nothwendig, sonst ergeht es einem wie zweien Meranern, die vor einigen Jahren eine solche vermeintliche Abkürzung benützten und sich im Mendel-Geschröfe so verstiegen, dass Leute aufgeboten werden mussten, um sie wieder herabzuholen. Wenn man übrigens auf die rothen Merkzeichen acht hat, die an solchen Stellen angebracht sind, so kann man nicht fehlen und sich ein gutes Stück Weg ersparen.

Endlich, nach anderthalbstündigem Wandern, hatte ich die letzte „Kehr“ glücklich überwunden; ein schöner Wald lachte mir entgegen und eine Bank am Saume desselben lud mich zur Rast ein.

Dieser Platz schien mir geeignet, um etwas Toilette zu machen, denn Straßenstaub und der angeborne Hang, möglichst bequem zu marschieren, hatte meine Kleider in eine gewisse geniale Unordnung gebracht, welche ein energisches Eingreifen gebieterisch verlangte.

Wenn die schöne Leserin ahnte, welche Ueberwindung mich eine solche Reorganisierung meines Ichs stets kostet!

Es ist aber auch ärgerlich. Kaum hat man sich für ein paar Minuten von der Tyrannei des Stadtlebens emancipiert und sich frei und ungebunden dem Naturgenuss hingegeben, so wird man schon wieder in die Zwangsjacke der Etiquette, dieser nergelnden Gouvernante, gesteckt. Fast hätte ich den wälschen Handwerksburschen beneiden mögen, der zehn Schritte vor mir hemdärmelig und mit offener Brust auf seinem Rocke am Rasen

lag und von der prickelnd kühlen Luft sich Brust und Nacken streicheln ließ, unbekümmert, ob man sein Negligé fashionabel finde oder nicht. Also in Gottesnamen!

In fünf Minuten war, mit Hilfe eines niedlichen Miniatur-Sackbürstchens meine Garderobe vom Scheitel bis zur Zehe vom letzten Stäubchen gereinigt, mit einem tiefen Seufzer der abgelegte steife Kragen angeheftet, die Masche, diese eitle Fiction einer seidenen Halsbinde, angebracht. So und jetzt noch die Weste hübsch zugeknöpfelt und vor allem der Rock angezogen, damit man nicht wie ein vazierender Geselle aussehe. Ja, aber ..... Nur nicht brummen! Gewissen Formalitäten muss man sich einmal fügen! So, und nun den Hut hübsch aufgesetzt, nicht zu weit rückwärts wie ein bummelnder Bruder Studio, auch nicht seitwärts, das lässt auf einen unruhigen Geist schließen. So jetzt ist's recht.

Nachdem ich noch ein allerliebstes Berberitzen-Sträußchen vom Hute entfernt und in das Knopfloch gesteckt hatte, war die Ausstaffierung fertig, mit ihr aber auch das wohlige Behagen dahin und jene Stimmung, in die mich der reine Naturgenuss versetzt hatte. Ein paar Kernflüche auf die Beschränkung der individuellen Freiheit, ein paar andere auf die lästigen Fesseln der Convenienz, welche den Menschen zum Heuchler, wenigstens von außen macht, u. s. w., dann marschierte ich weiter.

Von meinem walddurftigen Boudoir bis zur eigentlichen Mendel-Ansiedlung sind noch zehn Minuten zu gehen, doch zeigt schon die angelegte Allee und ein Kreuz mit aussichtsreichen Sitzbänken, vor denen distinguiert gekleidete Herren und Damen lustwandelten, dass wir uns einer Stätte der Cultur nähern.

Noch eine Wendung und ein von hochstämmigen Lärchen beschattetes Landhaus, an dessen Vorderseite mit goldenen Lettern „Villa Camille“ prangt, steht vor uns. Unweit davon erblickt

man auch schon den „Mendel-Hof“, das gastliche Mekka aller Mendel-Fahrer. Ihm gegenüber steht die stattliche Dependance, welche kürzlich der erzherzoglichen Familie zum Aufenthalte diente. Rechts oben über der Straße, ganz am Waldsaume, erschaut man das große Hotel „Penegal“, welches der unternehmende Besitzer des Schlosses Vorst, Herr Alois Schrott, erstehen ließ. Damals herrschte, um es fertigzustellen, eine fieberhafte Thätigkeit. Ueberall klang der Meißel der Steinarbeiter, das Kreischen der Säge, der laute Arbeitseifer italienischer Maurer und Zimmerleute.

Ich nahm meinen Abstieg beim „Mendel-Hof“. In und vor demselben wogte reges Treiben, denn obwohl die Saison schon sehr vorgerückt, verkehrten hier noch viele Fremde aus aller Herren Ländern. Der Gasthof des Herrn Spreter hat eben das Angenehme, dass er auch den gemüthlichen Anforderungen eines Alpenhotels gerecht wird. Man fühlt sich hier bald wie zu Hause. In der luftigen Veranda sitzend, ließ ich vor allem meinen Blick über das herrliche Land- und Gebirgsbild schweifen, das sich gegen Westen ausbreitet. Wie ein blitzender Halbreif schlingen sich die Schrofen und Gletscher der Brenta-, Adamello- und Ortlergruppe um den lieblichen Vordergrund des Nonsberges und Sulzberges. Besonders schön ist der Blick am frühen Morgen, wenn die Häupter dieser Riesengarde vom ersten Sonnenstrahle roth angeglüht sind, während das Thal darunter noch im Halbdunkel schlummert.

Ich habe dieses Schauspiel wiederholt von der Mendel aus betrachtet. Freilich damals stand noch nicht das gegenwärtige schöne Hotel, sondern ein bescheidenes kleines Gasthaus aus dem Jahre 1620 mit wenigen niederen Gelassen.

Auch die prachtvolle Straße auf die Mendel bestand noch nicht, sondern man musste auf steilem mühseligen Saumwege, der selbst den sicheren Mulo oft stolpern machte, von Kaltern

aus durch das oben genannte Thälchen heraufkeuchen. „Auf ihm ist schon mancher Tropfen Schweiß geflossen und mancher Seufzer in die Lüfte gestiegen, denn er ist durchgängig geröllig und stellenweise auch nicht wenig steil." (So Dr. Kurz in Amthors „Alpenfreund", Band V, 328).

Und jetzt! Ein Blick auf die Bauten ringsum und auf die Villencolonie, die sie umgibt, sowie auf das Getriebe fröhlicher Menschen, welche hier verkehren, zeigt am besten, welche Wandlung die neue Straße bewirkt hat. Sie ist nicht nur, wie schon seinerzeit „Vater Radetzky" betonte, von eminent strategischer Bedeutung, indem sie das obere, beziehungsweise mittlere Etschthal mit dem Val di Non, Val di Sole und Val camonica (Tonale) verbindet, sondern ebenso von commercieller und touristischer Wichtigkeit, wie der rege Verkehr darthut, der sie während des ganzen Jahres und besonders in der Saison belebt.

Und doch ist der touristische Aufschwung erst am Beginne und vorderhand noch auf das reizende und erquickende Hochplateau des Mendel-Passes beschränkt. Wie lange noch, und der Fremdenstrom wird sich weiter über den genussreichen Hochpark des Nonsberges ergießen und durch das Val di Sole zur Höhe von Madonna di Campiglio streben, um angesichts der stolzen Brenta-Dolomiten den Garten Judicariens, das Rendenathal, zu grüßen.*)

Dieser abwechslungsreiche Rundgang, der den Wanderer durch alle Abstufungen landschaftlicher Schönheit in wenigen

*) Auffallen muss es, dass keine Gedenktafel den Bau der großartig angelegten Mendelstraße verewigt. Sie wurde im Jahre 1880, am 18. August, dem Geburtsfeste des Kaisers, zu bauen begonnen und im Mai 1885 vollendet. Ein Hauptverdienst um die Inangriffnahme und energische Durchführung des Projectes hat der damalige Oberbaurath i. R. Ritter v. Feder.

Tagen von Bozen über den Nonsberg, Sulzberg und Judicarien nach Trient führt, ist übrigens nicht der einzige, den die Mendelstraße vermittelt. Außer der interessanten Fahrt durch das Nocethal südwärts mit dem landschaftlich und historisch interessanten Engpasse der Rocchetta verdient vorzüglich der Marsch nach dem reizenden Fondo und von da über den Gampen hinab zum burgengeschmückten Mittelgebirge von Tisens und Völlan, beziehungsweise nach Meran oder Bozen eindringliche Anempfehlung. Dies war auch mein heutiges Vorhaben.

Das nächste Ziel hieß Fondo.

Ich hätte zwar schließlich noch nächtliche Unterkunft im Mendel-Hofe finden können, aber in Anbetracht des morgigen Marsches zu den deutschen Gemeinden des Nonsthales und über den Gampen beschloss ich, noch die anderthalb Stunden zu dem genannten Markte zu wandern. Die Uhr zeigte auf sechs. Ich warf noch einen langen Blick auf die vom letzten Sonnenstrahle beschienene Landschaft, verabschiedete mich vom freundlichen Hotelier und wanderte in der abendlichen Kühle wohlgemuth gegen Fondo.

Obwohl sich Abkürzungen genug vornehmen ließen — denn die neue Straße beschreibt um Ruffre einen großen Halbbogen — machte ich doch davon keinen Gebrauch, sondern hielt mich streng an diese. Mit Abkürzungen, besonders wenn die Dämmerung schon eingetreten und man bereits etwas ermüdet ist, ist meist nicht viel gewonnen. Beim Marsche auf ebener und sicherer Straße kann man gewissermaßen ausruhen und erspart sich leicht eintretendes Irregehen.

Gleich außer dem Mendel-Hof steht links eine zierliche Kapelle und unweit davon rechts am Wege eine neugebaute Villa, welche, wie eine Tafel besagt, „auf nächstes Jahr vollständig eingerichtet und zu beziehen ist“. Die Lage am Waldrand ist

äußerst günstig, um so mehr, als sie nicht viel entfernt vom gutrenommierten Gasthause zum „Adler" liegt. Dieser steht eine leichte halbe Stunde von der Mendel an der Straße nach Fondo, ein willkommenes Asyl für solche, welche auf dem Mendel-Hof keinen Platz mehr finden.

Wo sich die Straße wieder westlich gegen Fondo wendet, hat man einen schönen Rückblick auf den gewaltigen Rücken des Monte Roen und auf das umkreiste Dorf Ruffre. Es lag schon in voller Dämmerung still und friedlich tief unten, während goldenes Abendgewölk über die Felszacken der Brenta und die Eisgrate des Adamello langsam hinzog.

Eine klingelnde Ziegenherde trippelte meckernd über die Straße dem Dörflein zu. Die zornigen Ausrufe des dahinter rennenden Jungen bezeugten mir, dass das traditionelle Fluchen der „Geißer" nicht bloß auf deutsches Gebiet beschränkt, sondern als internationale Eigenthümlichkeit aufzufassen sei.

Die Straße, die sich seither zum Theil durch Wald gezogen hatte, tritt nun in freiere Gegend. Zugleich wendet sie sich in starkem Umbug gegen Süden, um über Cavareno und Sarnonico nach Fondo zu gelangen. Hier thut man besser, die Hauptstraße zu verlassen und den Vincinalfahrweg direct nach Fondo einzuschlagen. Fehlen kann man nicht, man braucht nur den Telegraphenstangen zu folgen, welche sicher dahin geleiten.

Um 7¾ Uhr rückte ich in Fondo ein.

Es war auch höchste Zeit, denn tiefe Dämmerung hatte sich bereits über den Markt gelagert. Fondo hat mehrere gute Gasthäuser, worunter die „Post" und das „Hotel Fondo" empfehlenswert sind. Ich nahm aus Gewohnheit im ersteren Quartier. Man findet da gute Unterkunft und genießt, da es vorgeschoben am Eingange des Marktes liegt, von den Fenstern und vom

freundlichen Garten einen hübschen Ausblick auf den südlichen und östlichen Gebirgszug.

Im Gastzimmer traf ich einen englischen Touristen, der gebrochen Deutsch sprach. Er war von Madonna di Campiglio gekommen und wollte tags darauf über die Mendel nach Bozen. Da er ermüdet bald sein Lager aufsuchte, unterhielt ich mich geraume Zeit mit einem anderen Gaste, der sich als ein gewiegter Forstmann und mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegend sehr vertraut erwies. Von ihm bekam ich interessante Aufschlüsse über die Forstverhältnisse des Nonsberg, über die Folgen der hier üblichen Güterzerstücklung ꝛc. ꝛc.

Tags darauf machte ich mich frühzeitig auf, um die Merkwürdigkeiten Fondos — von den älteren Leuten Pfund genannt — in Augenschein zu nehmen. Der wohlhabende Markt, der Mitte der Sechziger Jahre zum größten Theile abgebrannt war, ist terrassenartig an den steilen Rändern der bachdurchbrausten Sasso-Schlucht aufgebaut und macht mit seinen schmucken Steinhäusern, freien Plätzen und der hochragenden Pfarrkirche einen fast städtischen Eindruck. Ueber dem Orte erblickt man ein ansehnliches schlossartiges Gebäude, den ehemaligen Edelsitz Malosko, in dem gegenwärtig die Behörden des Marktes amtieren.

Mein erster Gang war zu einem wenige Schritte unter der „Post" stehenden alterthümlichen Hause (Nr. 7), das mich schon vor Jahren wegen seiner interessanten Fresken und deutschen Inschriften, mit denen die ganze Front überdeckt ist, angezogen hatte.

Leider waren dieselben schon damals halb ruiniert und gerade die linksseitige Malerei durch einen eingemauerten Ochsenkopf entstellt worden. Meine Befürchtung, dass diese Verwüstung weitergeschritten, fand leider ihre Bestätigung. Es sind nur mehr spärliche Reste, welche sich mir boten.

Die Fresken stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert nud stellen im Mittelfelde die Einnahme von Troja dar. Man sieht die Griechen über die erstürmte Mauer klettern und in die Stadt dringen, andererseits die Belagerten mit Steinen die Eindringlinge abwehren. In der Mitte steht braunroth das trojanische Pferd, aus dem sich der tückische Inhalt der bewaffneten Krieger ergießt.

Unter diesem historischen Bilde befinden sich poculierende Landsknechte, deren Umrisse bei meinen früheren Besuchen im Jahre 1879 und 1890 noch deutlich erkennbar waren. Darüber stehen, und dies ist sehr bezeichnend, die spärlichen Reste deutscher Verse in lateinischer Unzialschrift. Ich hatte mir zum Glück schon damals einige notiert. So ist über einem dieser Gesellen zu lesen:

„(Ich) bin ein Lanczknecht wohl erkant
(Und) hab die Kandel in meiner Hand."

Sein Trinkkumpan antwortet:

„(Lie)ber Pruder und Gesele mein
(Wie) magstu trincken so vil Wein."

Weiter:

„.... Chuese (Küsse) mir winckhen,
Den Wein wil ich wie (Nek)tar trincken."

Im darunter stehenden Verse ist nur noch das Wort „Ambrosia" lesbar.

Ein weiterer dazugehöriger, etwa so zu ergänzender Vers lautet:

„(Herein Gäste) und Geselen,
Die Hüner und Eyer haben wöllen."

Darunter:

„Die ich mit meinem H . . . . : n ausgepruet (ausgebrütet)
Die sind für den Pf(undser)*) guet."

Als Illustration dazu erblickt man die gebückte Gestalt eines kahlköpfigen „Eierlegers", der sein heikles Geschäft nach Art der bekannten „Dukatensch . . ßer" coram publico ungeniert abwickelt.**)

Aus diesem ganzen, von derbem Humor getragenen, gereimten Dialoge, sowie aus den Figuren darf man wohl schließen, dass dieses Haus einst eine Gastherberge, besonders für das fidele Volk der Landsknechte gewesen sei.***)

---

*) Diese zweifellos richtige Ergänzung verdanke ich Herrn Director Alois Menghin, der sie in seinem reizend geschriebenen Büchlein: „Dies- und jenseits des Gampens", Meran, 1897, S. 52, gibt.

**) Ueber den sogenannten Eierleger, welche Figur man hie und da auf alten Häusern dargestellt findet, so z. B. beim Tschallener in Telfs, vgl. meine „Jahreszeiten in den Alpen". Bilder aus dem Natur- und Volksleben Tirols. Innsbruck. Wagner 1889. S. 27 ff. — Die bildliche Darstellung hängt ohne Zweifel mit der in manchen Gegenden üblichen Osterbelustigung des „Eierklaubens" (Oberinnthal) und „Eierlaufet" (Vorarlberg und Schwaben) zusammen.

***) Obige Verse zeigen übrigens eine gewisse Aehnlichkeit mit denen, welche unter Daniel Hopfers Portrait Kunzens von der Rosen, des treuen Hofnarren Kaisers Max, sich befinden, dem nachgerühmt wird, dass er „ein rundes Hirn, das alle Ding auff widersinnige weiß versteen" konnte, besessen habe. Sie lauten:

Ich stürtz den Becher und die Kandel
Und hab damit ein guten Handel,
Auch finde ich meiner Brüder viel,
Die eben das liben, was ich will.

Beachtenswert ist das die historische Mittelfreske beiderseits begrenzende figurale Beiwerk, das wahrscheinlich eine Satire auf kirchliche Zustände der Reformationszeit mit localer Färbung enthält. Das linksseitige stellt ein hinter einer Galerie postiertes Thierconcert vor. Ein Schwein mit einer Brille spielt die Orgel, ein langmähniger Löwe schlägt Trommel und Pauke, während hinter ihm ein Esel (Schaf?) die Trompete bläst und ein Notenheft zwischen den Beinen hält. Im Hintergrunde tanzt ein kahlgeschorener Bär, dessen linke Vordertatze einen Hut schwingt. Unter dieser sonderbaren Gesellschaft erblickt man noch einige Spuren der dazugehörigen Verse:

„Ich bin ein Suc(opf?)*) wol erkant
. . . . tri . . . . . Würde er . . . .“

Noch räthselhafter ist das rechtsseitige Bild Es zeigt einen auf den Hinterbeinen stehenden Affen, der ein anderes tête a tête ihm zugewendetes, wie es scheint, weibliches Thierindividuum mit den Vorderpfoten zärtlich umarmt, an der weiteren „ehrbaren Annäherung“ jedoch durch eine um die Mitte geschlungene Sperrkette grausam gehindert wird.

Diese Fresken sammt dem Mittelbilde der Erstürmung Ilions sind mehr grundiert als gemalt und scheinen älter als die darunter befindlichen Landsknechtbilder zu sein. Es ist zu bedauern, dass man die Fresken, welche, wie ich später hörte, früher auch den jetzt übertünchten oberen Theil der Front überdeckt hatten, zugrunde gehen ließ, obwohl schon Ludwig Steub vor fast zwanzig Jahren in seinen „Lyrischen Reisen“ darauf aufmerksam gemacht und ich ebenfalls wiederholt darauf hingewiesen hatte.

---

*) Nach Menghin a. a. O. ist Succkopf (Kürbiskopf) ein in ganz Süd-Tirol allgemein gebräuchlicher „Ehrentitel“.

Um wenigstens das Vorhandene noch zu retten, gab ich dem Photographen von Fondo den Auftrag, es zu photographieren und mir zu senden.*)

Während ich mit ihm verhandelnd vor dem Hause stand und meinem Aerger über die Verstümmelung dieser besonders culturhistorisch merkwürdigen Fresken Ausdruck verlieh, hatte sich allmählich ein Kreis von neugierigen Schuljungen und Erwachsenen um mich gesammelt, die mit gespanntester Aufmerksamkeit meiner in mangelhaftem Italienisch vorgebrachten Expectoration horchten.

Als ich auf den übertünchten oberen Theil zu sprechen kam, dessen Malerei mich besonders interessirt hätte, mischte sich plötzlich ein hübsch gewachsener Mann von intelligenten Gesichtszügen, den ich seines Zeichens am ehesten für den Barbier des Ortes halten möchte, ins Gespräch und begann mit italienischem Temperament mir den Inhalt des übertünchten Bildes auseinanderzusetzen. „Ma sa", declamierte er mit Pathos und mit dem lebhaftesten Geberdenspiel, „un quadro magnifico, stupendo per Dio — Ah che figura quell' Ulisse — lo vedo galoppare — la bella Elena fra le braccia a cavallo verso il mare op op op ...." So sprudelte es unausgesetzt in allen Variationen wie ein Katarakt von seinem Munde.

So viel ich aus dem Schwalle der Worte abnehmen konnte, stellten die untergegangenen Fresken (quadro) die Entführung der Helena durch Paris dar, und zwar jenen Moment, wie

---

*) Die mir nun vorliegende Photographie läßt von Bild und Schrift mehr erkennen, als das freie Auge ersehen konnte. Ich bin auch fest überzeugt, daß die vom rühmlichst bekannten Hof-Photographen Johannes freundlichst zugesagte Aufnahme des Bildes die Malerei noch mehr hervortreten lassen wird.

letzterer die Gemahlin des Menelaus auf seinem Schoße reitend, zu seinem Schiffe entführte. Vergebens suchte ich wegen des Ulysses, den er offenbar mit Paris verwechselte, von ihm Aufschluss zu erlangen. Er wiederholte stets dasselbe. Nur in Zwischenpausen strich er sich, die Augen im Kreise herumsendend, seinen röthlichen Knebelbart und sagte selbstbewusst: „Ma nó, Le dico, io conosco la storia“.

Alles lauschte stumm der begeisterten Stimme des Cicerone, nur ein Einziger, vielleicht der maestro di scuola des Ortes, wagte den Ausdruck Ulisse durch ein hineingeworfenes Paride, Paride zu corrigieren, was aber jedesmal heftigen Widerspruch nebst dem unfehlbaren „Ma nó, Le dico, io conosco la storia“ zur Folge hatte. Sollte der italienische Cicerone mit seinem Ulysses am Ende doch im Rechte sein und der Künstler Scenen aus beiden homerischen Gedichten zum Vorwurfe seines Bildes genommen haben?

Die Fresken zeigen übrigens eine gewisse Aehnlichkeit mit den bekannten auf dem Altwirtshause in Oetz sowie mit denen auf dem Gerichtshause in Wenns (Pitzthal).

Da sich immer mehr Volk ansammelte und die Discussion zwischen den Gelehrten stets heftiger wurde, zog ich mich langsam zurück und setzte meine Gassenwanderung fort. Das Fresko-Gemälde am Hause Nr. 7 ist nämlich nicht die einzige Merkwürdigkeit dieser Art, welche Fondo besitzt. Ein kurzes Stück weiter unten, unweit des Albergo della Croce, befindet sich am Hause Nr. 171 ein sehenswertes den heiligen Giacomo di Compostella darstellendes Wandgemälde aus dem Jahre 1484.

Das künstlerisch Wertvollste dürften wohl die Fresken des Lucia-Kirchleins sein, das eine leichte halbe Stunde außer Fondo auf einem Hügel steht und wegen seiner schönen Fernsicht berühmt ist. Obwohl die Zeit, besonders im Hinblicke auf meinen

Weitermarsch über den Gampen, sehr drängte, eilte ich doch zum genannten Kirchlein.

Und ich bereute es nicht.

Zwar war die Thür geschlossen, und ich konnte nur durch das Fenster einen Blick auf die Fresken werfen, welche die rechtsseitige Wand schmücken, destomehr entzückte mich das großartige Bild, das Mutter Natur hier in gewaltigen Zügen dem herumschauenden Auge zu bewundern gibt. Am interessantesten ist der Blick in die gigantische Novella-Schlucht, welche sich gegen Norden unmittelbar unter dem Kirchlein tief eingegraben hinzieht und zum Hintergrunde das lachende Gefilde von St. Felix und „Unsere liebe Frau im Wald" hat.

Vom jenseitigen Rande der Klamm sieht gebieterisch das Schloss Castelfondo herauf mit dem gleichnamigen Dörflein. Gegen Westen und Süden aber breitet sich in seiner ganzen Entfaltung das Relief des Nonsberges aus, umrahmt vom Gürtel der Berge Judicariens und des Sulzthales.

Nur schwer trennte ich mich von dieser Aussichtswarte und eilte nach Fondo zurück. Was gäbe es hier noch Schönes in Kunst und Natur zu sehen! Ich erwähne nur die stattlichen Privatbauten im venetianischen Stile, welche, wie Hans Semper richtig bemerkt, der im Jahre 1516 durch Maximilian zum Markte erhobenen Ortschaft stellenweise den „Charakter eines zurückgegangenen italienischen Städtchens verliehen und auf eine bedeutende Blüte des Wohlstandes im sechzehnten Jahrhundert hinweisen."*)

*) Vergl. dessen hochinteressante „Wanderungen und Kunststudien in Tirol" Innsbruck. Wagner. 1894. 1. Bdch. S. 207. Hiebei sei auch auf den trefflichen „Mendelführer" von J. C. Platter, der bereits in zweiter vermehrter Auflage (Salzburg. Verlag der „Fremdenzeitung" 1895) vorliegt, anerkennend hingewiesen.

Die sehenswerte Sasso-Schlucht, eine sich gegen Norden erstreckende großartige Klamm, die zu besuchen kein Tourist versäumen sollte, kannte ich schon von früher her. Ich begnügte mich daher, von dem Innern eines Hauses, das wie ein großer Theil Fondos über den sich darunter hinziehenden schmalen Felsenriss erbaut ist, in die schaurige, wasserdurchtoste Tiefe hinabzublicken. Nun aber musste ich trachten, raschestens fortzukommen, wollte ich noch abends verabredetermaßen in Bozen sein. Nach einem schmackhaften Imbisse brach ich auf.

Von Fondo bis nach Tret ist nur eine schlechte Straße, von diesem letzten italienischen Orte aber bis nach St. Felix, dem ersten deutschen, zieht ein ganz guter Karrenweg.

Letzteres Dorf, eine von den bekannten vier deutschen Gemeinden des Nonsberg, hat eine ungemein freundliche Lage. Die Häuser liegen zerstreut auf den grünen Matten, die Luft weht kühl und erfrischend. Es dürfte die gleiche Höhe mit der Mendel haben. Ja, hätte nicht letztere den weiten Umkreis herrlicher Wälder und den grandiosen Doppelblick einerseits auf das Etschthal, anderseits auf den Nonsberg, so möchte ich fast lieber hier im anheimelnden Gasthause von St. Felix Sommerfrische machen.

Von hier gesellte sich mir ein Mann bei, der ebenfalls nach „Unser lieben Frau im Wald" oder wie es italienisch lautet Senale gieng und sich bereitwilligst herbeiließ, mein Täschchen und meinen Plaid zu tragen. Ein schöner schwarzer Bart umrahmte sein Gesicht. Obwohl er bereits fünfzig Jahre alt war, machte er doch den Eindruck eines Hochdreißigers. Er erzählte viel über die Verhältnisse dieses Landstriches und sprach mit Begeisterung von dem Durchzuge des geliebten Kaisers im letzten Jahre, sowie vom Empfange, den Ihm die von ihren Dörfern herab an die Straße geeilten deutschen Landleute bereitet hatten.

„Nur uns von St. Felix," betonte er mit Stolz, „hat der Kaiser gefragt, woher wir wären. Und der „Bediente" dahinter hat alles aufnotiert. Bald darauf haben wir auch was bekommen; der gute Herr hat wohl gewusst, dass wir eine arme Gemeinde seien." Ich habe selten mit solcher überzeugender Wärme von unserem Monarchen sprechen gehört, wie von diesem schlichten Nonsberger.

Als wir nach dreiviertelstündigem Marsche im freundlichen „Unser lieben Frau im Wald" angelangt waren, ließ ich Wein kommen und meinte, nachdem er mir so viel vom Kaiser erzählt habe, müssten wir ihn schon auch leben lassen. „Sell woll", meinte er und stieß fest mit mir an. „Sehen Sie", sagte er, „da drüben ist er." Richtig befand sich an der getäfelten Wand ein Bild der ganzen kaiserlichen Familie.

Nach kurzem Aufenthalte drückte ich dem wackeren Manne warm die Hand und stieg auf den Gampen, den beliebten östlichen Uebergang ins Etsch-Thal. Man braucht eine leichte Stunde hinauf. Der weite, langgestreckte Abstieg zum Mittelgebirge von Tisens und Prissian wäre sehr schön, wenn er nur nicht so furchtbar schlecht eingehalten würde.

Einige Entschädigung brachte das „auf halbem Wege" gelegene Bad Gfrill, wo ich um 5 1/2 Uhr anlangte und mich mit Wein, Rabbiwasser und schmackhaftem Schottenkäse erquickte, und auf dem Weitermarsche ein herrliches Alpenglühen, das die Wände des Rosengarten purpurn übergoss und das fahle Gemäuer der Ruine Zwingenburg zum wirksamen Vordergrunde hatte.

Noch eine liebliche Ueberraschung wurde mir, als ich das letzte Waldstück zurücklegte und mich schon Prissian näherte, zutheil, nämlich ein schwer beladener Maulesel, der den holperigen Weg herauftrottete und ein bildsauberes, reinlich gekleidetes Bauernmädchen trug, das rittlings hoch oben auf den Säcken saß.

Lange sah ich der holden Erscheinung nach, dann dachte ich mir: Non è pan pei nostri denti und stolperte in der eingebrochenen Dämmerung hinab nach Prissian und von da über Nals zum Bahnhofe von Vilpian, gerade noch rechtzeitig, um mich vom einfahrenden Zuge nach Bozen tragen zu lassen.

Gratsch bei Meran.

Alljährlich wandern viele aus nah und fern dem schönen Meran zu, die Einen um sich in der milden Luft des Südens Gesundheit und neue Lebenskräfte zu holen, die Andern um Herz und Auge an dem Stück Paradiese zu erfrischen, das der Herrgott dort hingepflanzt hat.

Und wenn du in Meran gewesen bist, so weißt du wohl viel von den Schlössern und Burgen zu erzählen, die es rings umgeben. Wie lanzentragende Wächter schauen sie mit ihren Warthürmen auf die zusammengedrängte alte Stadt herab, die friedlich drunten liegt an den wildrauschenden Fluten der Passer und sich wie ein Kind an den rebenbelaubten Küchelberg anschmiegt.

Du bist im herrlichen stolzen Lebenberg gewesen, im epheuumsponnenen Planta, in dem die Melancholie zu träumen scheint, du kennst das heitere Goien, wo einst das goldhaarige zitherschlagende „Trinele" die Herzen bezauberte; Schönna, den einstigen Aufenthalt des Erzherzogs Johann, über dessen Grabmal unweit des Schlosses der herrliche Neubau sich erhebt, eine Kirche im reinsten gothischen Stil; gewiss bist du auch auf den Küchelberg geritten — denn damals führte vielleicht noch nicht der neue sanft ansteigende Tappeinerweg hinauf — und der Führer hat dir die düstere Ruine Brunnenburg gezeigt und das berühmte Stammschloss Tirol.

Doch ich wette, einen traulichen Platz hast du gewiss zu wenig beachtet. Dort, wo die kühn aufstrebenden Felsenmauern des Mittelgebirges mit den Rebenhügeln des Küchelberges einen tiefen Winkel bilden, liegt ein stiller friedlicher Ort, den man wohl leicht übersehen mag; denn der kleine Weiler kauert zu versteckt zwischen den traubenreichen Geländen, dass es ihm ergeht, wie oft im Leben jener stillen sinnigen Schönheit, die nicht glänzt und blendet und doch mehr Schönheit in sich birgt, als der gefeierte Stern des Tages.

Gratsch — pfui, welch' prosaischer Name für ein so poetisches Plätzchen! rufst du aus. Möchte einem dabei nicht das Wort Lord Byrons einfallen, der über das Uebelklingende des Namens Grillparzer den Ausspruch that: „Der Deutsche wird sich an den Namen gewöhnen müssen."

Doch wozu das?

Hat ja dieser stille Winkel noch einen andern Titel, der ihm vollkommen entspricht. Das Volk, das überall den rechten Ton trifft, hat auch hier gleich das Passende gefunden und nennt den traulichen Ort den „Rosengarten des Königs Laurin".

„. . . Der Garten war ein Wunder
Mit seiner Rosenpracht;
Sein Rosenduft erfüllte
Das Thal bei Tag und Nacht;
Ein ganzer Wald von Rosen
An Schönheit wunderbar
Verblühte und erblühte
Darin das ganze Jahr. . . ."

So singt der alte Sänger, den vor einigen Jahren Merans einstmaliger Bürgermeister Gottlieb Putz durch seine treffliche freie Uebersetzung des Gedichtes neuerdings zu Ehren gebracht hat.

Ist nun auch der drei Spannen lange König mit den purpurrothen Höslein und dem goldstrahlenden Stahlpanzer sammt seinem wonniglichsten Rosengarten und seiner Krystallburg verschwunden, so ist doch der wundersame Reiz der dortigen Gegend geblieben und an Tausenden und Tausenden bewährt sich der Zauber der Heilkraft, der in diesem milden sonnigen Winkel zwischen Gratsch und Algund webt und lebt.

Dorthin also brechen wir auf oder, wenn du als bequemer Stadtherr das Reiten vorziehst, miethe dir auf der Post in Meran einen Esel, ein solches Thier trägt dich leicht und sicher an das Ziel.

Der Weg führt uns am Kapuzinerkloster vorbei zum Vinstgauer Thore hinaus. Hier theilt er sich in drei Arme. Der westlichste ist die Vinstgauer Straße, die zwei übrigen führen in verschiedenen Richtungen zum Dorfe Gratsch oder dazu gehörigen abseits liegenden Höfen.

Wir schlagen denjenigen Weg ein, der sich hart an der östlichen Hügelreihe, beschattet von Weidengebüschen, hinzieht. Gleich nach ein paar Schritten konnte man rechterhand noch anfangs der Achtziger Jahre ein verwittertes Schlößslein schauen, den ehrwürdigen „Spatzenthurm“.

Darin hausten seinerzeit die Edlen von Waidmann, ein gar wackeres Geschlecht, das sich auch in den Türkenkriegen rühmlichst hervorgethan. Ein tapferer Sprosse gerieth bei dieser Gelegenheit in die Gefangenschaft der Heiden, bis es ihm endlich gelang, sich aus dieser schmachvollen Lage zu befreien. Zum Danke für seine wunderbare Rettung stellte er im St. Leonhards-Kirchlein eine Gedenktafel auf, die noch zu sehen ist; daneben hängt die mitgebrachte eiserne Fessel.

Jetzt ist der Spatzenthurm restauriert und, wie ich höre, in ein Dienstbotenasyl umgewandelt.

Ein Stück weiter steht die Villa Otmann, welche auch Curgäste beherbergt.

Und gewiss, an besserer Lage könnte sie nicht stehen, besonders für die Winter- und Frühlingsgäste.

Die Weinbergterrassen des Küchelberges wehren den unfreundlichen Passerwinden, empfangen hingegen den Strahl der kurzen Sonne und den ersten Anhauch mild herwehender Südlüfte, der Boten des Vorfrühlings.

Dieser stellt sich in der Meranergegend überhaupt früh ein und gerade an windsicheren Wegen gegen Gratsch kann man schon in den Februartagen die ersten grünen Flecklein erspähen, aus denen die potentilla verna ihr goldenes Köpflein streckt. Bald kommen auch Anemonen und Veilchen und wie die Frühlingskinder alle heißen, zum Vorschein, bis endlich die ganze vor dir liegende Ebene einem Parke voll schwellender saftgrüner Wiesen gleicht, übersäet von tausend duftenden Blumensternen, anmuthig unterbrochen von blühenden Aepfelbäumen und den Kronen weitschattiger Maulbeer-, Kastanien- und Nussbaumgruppen.

Solche Reize wissen die Meraner Curgäste um diese Zeit wohl zu schätzen und wandern gerne dem Rosengarten zu, um die milden Frühlingslüfte einzuathmen und den Duft der Rebenblüte einzusaugen, der von den benachbarten Hügeln herweht. Der eigentliche Sommer mit seiner tropischen Hitze verbietet allerdings, wenigstens untertags, den Ausflug nach Gratsch, obgleich die schattigen Rebengassen den Sonnenstrahl mildern.

Um so erquickender ist der Weg dahin im schönen Herbst, wenn diese wolkenlosen Tage kommen, mit ihrem warmen behaglichen Sonnenschein, der nicht mehr ermattet, sondern im Gegentheil durch seinen milden Reiz die Nerventhätigkeit erhöht.

Freilich ist die frühblühende Mandel und die aromatische Aprikose längst gepflückt, auch die Feige und der duftende Ros-

marinapfel winken nicht mehr aus dunklem Blättergrün, sondern liegen reizend gepaart neben Pfirsich und Traube auf rebenlaubgeschmücktem Teller; dafür umtönt uns der Gesang blauäugiger Winzerinnen und das Auge sieht den herrlichen Weinsegen in bekränzten Fässern an sich vorbeiziehen.

Um nun zu versuchen, wie dieser feurige „Sohn der Sonne“ mundet, wollen wir dem Spatzenthurm Lebewohl sagen und uns von unserem Führer den Weg nach Gratsch weisen lassen.

Die Güter, die wir zunächst durchschreiten, gehören zum Tobelhof, so genannt von Tobel, Wassercanal. Man sieht ihn links drüben in den Wiesen liegen.

Auf diesem einsamen Hofe trug sich vor gerade hundert Jahren eine rührende Geschichte zu. Es lebte nämlich dort die Frau eines Verbannten, der sich wegen des Aufruhrs der Maiserbauern nach der Schweiz hatte flüchten müssen. Die Kinder, die sie heimlich gebar, gaben Zeugnis, dass sie der geliebte Mann, der Gefahr trotzend, in einsamen Winternächten besuchte. Die hochherzige Kaiserin Maria Theresia begnadigte ihn endlich um der schönen Kinder willen.

Du darfst übrigens, wenn es dich interessiert, nur den Eselführer fragen, der erzählt dir die Geschichte ausführlich.

Ebenso bereitwillig zeigt er dir auch alle Merkwürdigkeiten und schönen Punkte der Umgebung und nennt dir die Bergriesen, die gerade vor dir ihre Häupter in den azurblauen Horizont erheben; die Muttspitze, auf deren Absenkung du noch hoch droben etliche Häuser, die Mutthöfe, bemerkst, dahinter die vordere und hintere Röthelspitze, welche beiden in die Tschigatspitze auslaufen, auf dem Mittelgebirge aber nennt er dir das Schloss Durnstein und darüber das Kirchlein St. Peter, die älteste Pfarre von Tirol.

Daneben läſst der Erzähler auch manches Geſchichtlein einfließen von kühnen Bergfahrten, die er mit ſeinem Eſel ſchon unternommen hat; er ſtreichelt das Thier und erzählt mit ſtolzem Bewuſstſein, daſs ſchon Fürſten und Prinzeſſinnen auf deſſen Rücken geſeſſen ſeien.

Das Thier ſchaut aber auch nicht ſo gemein aus, ſondern legt bei dem ertheilten Lobe klug die langen Ohren bald vor-, bald rückwärts, macht auch gelegentlich einen Seitenſprung und friſst von den grünen Kräutern, die an der Weinbergmauer herunterhangen; denn rechts hinauf über die ſonnigen Hügel iſt Rebgang an Rebgang, ja ſelbſt der Weg iſt häufig ziemliche Strecken von den grünen Laubbogen überwölbt, während gegen Weſten der Blick über blumige Wieſen und Felder gegen Vorſt und Algund ſieht.

Nun biegen wir links ein, denn der gerade Weg führt zur Heilanſtalt Martinsbrunn, einem beſuchten Ausflugspunkte der Curgäſte, und in das wunderliebliche Thälchen, in dem der pinien-beſchattete Kottererhof liegt. Wir überſchreiten das von cyklo-piſchen Steinmauern eingeengte Rinnſal eines Wildbaches, deſſen gewaltige Felsblöcke ein erſchütterndes Zeugnis von ſeiner furcht-baren Thätigkeit bei Hochgewittern geben.

Endlich wendet ſich der Weg rechts, gerade auf den ſtillen Winkel zu und bald ſieht man das kleine Kirchlein halb ver-ſteckt unter einer Laube von Obſtbaumkronen hervorgucken. Davor ſteht mitten im Oberdorf die Villa „Weſſobrunn“, ſo benannt nach dem einſtmaligen Beſitzer.

Sie war früher ein großer Bauernhof, das ſogenannte Glatzengut und gehörte bis zur Aufhebung der Klöſter unter der bayeriſchen Regierung dem Kloſter Weſſobrunn. Zu Beginn der Achtziger Jahre gieng er in die Hand eines Speculanten über, der die dazugehörigen Felder einzeln veräußerte und das Haus

in eine Villa mit Restauration und vermiethbaren Zimmern umbaute. Jetzt ist selbe Eigenthum der Gräfin Pentink. Die auf die Klostergeschichte bezüglichen Fresken sind zum Theil noch erhalten geblieben.

Nach ein paar Schritten stehen wir vor dem Gasthause, „beim Kircher" genannt; ländlich schlicht, aber gesucht wegen des trefflichen Weines und der freundlichen Bedienung.

Ein biderbes „Grüß Gott" empfängt uns; eine wackere Dirne mit apfelrothen Wangen und flink wie weiland das Rösslein König Laurins springt uns entgegen und geleitet uns in die freundlichen Zimmer des oberen Stockwerkes. Sie erräth schon dein Begehr und huscht weg, um in zwei Minuten mit einer Flasche wahrhaft goldenen Rebensaftes zu erscheinen. Nun vorerst einen Trunk vom kühlen Wein, der, in topashellem Feuer leuchtend, neben Traube und Pfirsich auf Rebenlaub gebettet vor uns steht und mit süßem Dufte unsere Sinne umfängt.

Goldener Wein von Meran!
Wie zeigst du die feurige Kraft im Kreise
Der Jünglinge, welche die Mondnacht
Versammelt am moosigen Baumstamm
Zu Scherz und frohem Gelag . . .

So singt Adolf Pichler in einer seiner schönsten Hymnen. Und in der That, das feurige Nass verdient das Lob; wer da nicht mit einem begeisterten „Ah!" das Glas wieder auf den Tisch stellt, der müsste ein Weinverächter sein wie St. Johannes der Täufer.

Dann aber den Blick hinaus durchs offene Fenster in das herrliche Bild getaucht, das in wunderbarer Pracht vor dir sich ausbreitet.

Welcher Pinsel brächte es zustande, nur annähernd jene Töne widerzugeben, die in reichster Aufeinanderfolge dein Auge ent-

zücken; welche Farbenscala vom warmen, durchsichtigen Ton des Himmels angefangen bis zu den tiefblauen Tinten der Gebirgsschluchten; von dem leuchtenden Grün der vor dir prangenden Matten, bis zu den gesättigten Schattierungen der Kastanienwälder, bis zu den fernen im Sonnenduft verschwimmenden Bozener Bergen.

Schön ist vor allem die Mendel mit ihrem eigenthümlichen Felsenvorsprung, der sogenannten Nase. In festgeschlossener Phalanx reiht sich Berg an Berg, bald mit kahlem ehrwürdigen Scheitel, bald bewaldet mit jugendlich frischem Grün. Auf ihren Abhängen lagern sich die freundlichen Dörfer, über welche die Schlösser ernst und gebieterisch herabschauen. So siehst du gerade gegenüber Marling und auf steiler Höhe darüber das gastliche stolze Schloss Lebenberg, jetzt Eigenthum des Herrn Kirchlechner.

Auf diesem Schlosse wohnten vor vielen Jahrzehnten der Dichter Lentner und der Philosoph Lasaulx aus München. Gerne zeigt der freundliche Besitzer die Wohnzimmer der beiden wackeren Männer, hübsche Stübchen mit prachtvoller Fernsicht, und die Thränen der Rührung treten ihm ins Auge, wenn er von der vergangenen Zeit spricht, wo noch Lentner und Lasaulx hier hausten. Lasaulx, der mit prophetischem Blicke die Zukunft der Völker Europas besprach, und Lentner, diese eigenthümliche Dichternatur, deren Ringen und Schaffen Steub in der Vorrede zur reizenden Novelle „Der Plattebner und seine Kinder" ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

Friedrich Lentner, bekanntlich auch Maler, hat Saal und Zimmer des stolzen Schlosses mit äußerst gelungenen ernsten und komischen Fresken und Sinnsprüchen geschmückt. Auch eine „Chronica von dem Geschlosse und der Veste ze Lebenberg", einen Born unerschöpflichen Humors, verfasste und illustrierte er, welche Frd. Plant bereits in zweiter Auflage (Meran 1880) herausgegeben

hat. Doch Lebenberg wollen wir uns ein andermal recht anschauen und dem hochthronenden Rittersitze, auf dem es viel des Schönen zu sehen gibt, einen eigenen Nachmittag widmen.

Das freundliche Meran, das wie ein vorwitziges Mädchen halb versteckt hinter der östlichen Hügelkette hervorguckt, ist von Gratsch aus fast nicht zu sehen; hingegen eröffnet die westliche Fensternische den reichsten Blick ins Vinstgau. Hier erscheint zuerst das Dorf Vorst mit dem gleichnamigen Schloss. Dieses ist eine der schönsten Burgen der Umgebung; grüner Epheu von riesenhafter Größe rankt sich an den Mauern hinauf und vergittert die offenstehenden Fenster; ringsherum aber sprosst das reichste Blütenleben der südlichen Natur. Hier schmachtete Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesänger, in trauriger Gefangenschaft, bis ihn die Großmuth Friedrichs mit der leeren Tasche befreite.

Vorst, ein Muster mittelalterlicher Baukunst, ist von uralter Zeit her ein Kunkellehen der gefürsteten Grafschaft Tirol und Besitz der Grafen von Brandis, von denen es an den jetzigen Besitzer Al. Schrott käuflich übergieng.

Am diesseitigen Ufer der Etsch sehen wir Algund, dessen hervorragender Kirchthurm gleich das stattliche Pfarrdorf verkündet, reich durch seinen Weinbau und seine fruchtbaren, sorgfältig gepflegten Felder. Daran schließt sich das herrliche traubenreiche Gelände, der eigentliche „Rosengarten König Laurins", der unter allen Mitbewerbern, selbst den prachtvollen Nachbarn des Schlern nicht ausgenommen, den Sieg davon trägt, wie der Germanist J. v. Zingerle schlagend bewiesen hat.

In seinem östlichen Ausgang verengt er sich zu unserem stillen Winkel mit seinen herrlichen Obstgärten, Reblauben und saftigem Wiesengrün. Hier kommen, wie schon gesagt, die kühlen Gletscherwinde nicht zu, deshalb reift die Sonnenglut alle Früchte

weit früher und gibt ihnen größere Süße. Hier gedeiht der Pignolenbaum und beugt seine mit Früchten schwer behangenen Aeste, die süße Feige winkt zwischen den großen dunkelgrünen Blättern, die erste Pfirsichblüte feiert hier ihren Geburtstag und kaum der Winter ist im Stande, das tröstliche Grün in den Gesteinritzen zu vertilgen.

Alle diese Vorzüge scheinen auch die Stiftsherren des bayerischen Klosters Wessobrunn wohl erwogen zu haben, denn sie hatten hier reiche Besitzungen, in denen sie ihre Tafel- und Tischweine bereiteten. Ein Schaffner blieb beständig in Gratsch, im Herbste aber kam der würdige Prälat in Begleitung anderer Stiftsherren, um die Freuden der Weinlese zu genießen. Die Güter sind jetzt Eigenthum von Landleuten, man kennt die Wohnhäuser aber noch leicht an ihrer soliden und bequemen Bauart.

Mit diesem ursprünglich geistlichen Besitze haben denn auch ältere Forscher den Taufschein dieses Oertchens in Verbindung gebracht und Gratsch geradezu von curia, Gehöfte, abgeleitet oder auch von curatio, Heilanstalt, welch letztere Ableitung dem Charakter der lieblichen Leib und Seele erquickenden Freistätte allerdings sehr entsprechen würde. In den ältesten Urkunden heißt es Churazes.

Da uns nun L. Steub, der Altmeister der tirolischen Ethnologie, darüber im Stiche lässt, wie auch sein Nachfolger, der gelehrte Christian Schneller, so wollen wir uns über die Etymologie von Gratsch nicht weiter plagen, sondern uns mit dem tröstlichen Gedanken auf den Rückweg machen, dass der stille Winkel überhaupt existiert.

Darum: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ und einen hellklingenden Gruß hinausgesendet ins blühende Etschthal, das vom letzten Sonnenstrahle überhaucht wie eine Feenlandschaft ausgespannt ist.

Tiefblau breiten sich die Schatten der Mendel übers Thal und steigen langsam empor zu den Schlössern und Edelsitzen von Obermais, höher und höher die wilde Naifschlucht hinan. Goldblitz um Goldblitz erlischt, bis endlich auch jenseits des Thales die rothschimmernde Fragsburg und hoch im Blauen das Kirchlein „St. Kathrein in der Schart" erblichen ist. Nur im fernen Südost, wo das Thal scheinbar abschließt, leuchten uns noch auf dem Heimweg purpurn die Dolomitriesen von Fassa entgegen.

Lamprechtsburg.

Es kann kaum ein schöneres und abwechslungsreicheres Bild geben, als man genießt, wenn man von St. Lorenzen her mit dem Zuge gegen Bruneck fährt oder besser noch, wenn man vom Brunecker Bahnhofe weiter rutscht. In gewaltiger Curve umkreist der Zug das traulich an den Fuß des Schlossberges gelehnte Städtchen, als wollte er dem Reisenden Gelegenheit geben, die schmucke „Rose vom Pusterthal" von allen Seiten zu beschauen. Fast bei jedem Bahnhäuschen gruppiert sich das Bild anders und bietet dem Auge einen neuen Reiz, während von Norden her das herrliche Tauferertahl mit seinen Gletschern herausleuchtet und die liebliche Idylle von Dietenheim mit ihren grünen Wiesen und freundlichen Häusern den Blick fast magnetisch fesselt.

Da soll sich dann einer wundern, wenn man es wie jener Hamburger Banquieur macht, der begeistert von diesem Anblicke voriges Jahr statt der projectierten Weiterreise nach Niederndorf noch im letzten Momente vom schon im Gange befindlichen Zuge absprang, schnurstracks zum Brunecker Posthause lief und sich daselbst einquartierte. Ich befand mich damals auch dort und trank gemüthlich einen Frühschoppen, als der Hamburger

hereinschnappte und seine halsbrecherische That erzählte. Da wir bald näher bekannt wurden, und ich gerade einen Ausflug zum Lamprechtsburger-Kirchlein vor hatte, so lud er sich ein, mich zu begleiten.

Wir wählten hiezu nicht den gemüthlichen Weg der Rienz entlang, der sich besonders am Spätnachmittag empfiehlt, sondern den über Reischach. Man steigt zuerst westlich durch die schattenreichen Parkanlagen — Bruneck besitzt nämlich einen sehr thätigen „Stadtverschönerungs-Verein", der nach Kräften bemüht ist, den in dieser Stadt weilenden Sommerfrischlern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen — zum „Keeswasserle", einem gar netten stillen Orte, allwo man außer Wasser, das wegen seiner Frische manchem nicht gut anschlägt, auch andere Getränke bekommt. Von da gelangt man durch harzduftenden Föhrenwald allmählich aufsteigend bald über grüne Wiesen zu den stattlichen Bischofshöfen und zur fruchtbaren Ebene, auf der Reischach liegt.

Dieses Dorf, im Mittelalter Riskone und Rischon genannt, zählt etwa dreißig Häuser und liegt gesund und offen da. Das Gasthaus entspricht mäßigen Anforderungen. Doch möchten wir wie in den meisten Dörfern Tirols mehr den Wein als das Bier anrathen.

In den Vierziger Jahren mag es wohl oft fidel hier zugegangen sein, als noch der „Brunecker Landsturm" mit dem unvergesslichen Kreishauptmann von Kern an der Spitze zu „fröhlichem Thun" da hinaufwanderte, mit ihm der liederreiche Hermann von Gilm. Da gab es noch keinen Parteihader von Liberal und Clerikal, von Jungen und Alten und wie diese nüchternen Schattierungen des Parteilebens heißen. Friedlich und fröhlich saßen sie da im Wirtshausanger und pokulierten und jubelten, dass die nahen Berge das Echo zurückwarfen.

Gehen wir weiter!

Ein kurzes Stück noch und die Lamprechtsburg winkt uns entgegen. Sie steht in einem thalartigen Gelände, auf einer romantischen Felsenhöhe, umrauscht vom dämmernden Ernst des Waldes, unten braust die schäumende Rienz vorbei. Es ist ein großer Schlossbau, obwohl ein Theil schon Ruine, an dessen östlichem Ende ein massiver Viereckthurm in die Luft ragt. Epheu und wilde Reben umranken ihn und umspinnen die Lücken, aus denen sonst kühne Wächter ins Land lugten.

„... Wie ist es anders worden!
Die Biene baut ihr Haus,
Es ziehen durch die Lucken
Die Tauben ein und aus.

Die Maienblüten fliegen
Empor zum Mauerrand,
Du blickst aus dunklen Augen
So froh auf Flur und Land..."
(A. Pichler.)

Ueber die Geschichte dieser Burg will ich dem Leser nichts Langes und Breites erzählen. Den Namen soll das Schloss von den einstigen Besitzern, den Edlen von Rischon (Reischach), die gleich den Bischöfen von Brixen ein Lamm im Wappen führten, erhalten und auch ursprünglich Lampersburg geheißen haben. Erst in der Folge soll das Kirchlein dem heiligen Lamprecht geweiht und hiernach der Schlossname modificiert worden sein. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, ich bin nicht Gevatter gestanden.

Die Rischon schenkten die Burg schon anno domini 1100 dem Hochstift Brixen. Im Jahre 1220 kam sie, wie es scheint, auf nicht ganz richtige Weise in die Hände des Grafen Albert von Tirol, der sie zu einem Raubneste ersten Ranges erhob und von ihr aus im Bunde mit meineidigen Brixner'schen Vasallen auf

harmlose Kaufherren 2c. Jagd machte, bis sie im 14. Jahrhundert wieder in Besitz des rechtmäßigen Eigenthümers gelangte.

Im 16. Jahrhundert treffen wir es dann als Schildlehen unter verschiedenen Besitzern, schließlich erwarb 1811 Johann von Winkler gegen Erlag der Taxe von 697 fl. 30 kr. alter Währung durch Allodificierung das volle Eigenthum des Lehens Lamprechtsburg, der es seinerseits schon im nächsten Jahre sammt den Gütern dem Priester Josef Habtmann verkaufte, dessen Erben es heute noch besitzen.

Jetzt ist nur noch ein Theil bewohnt und zwar ebenerdig von einer wackeren Bauernfamilie, die ich vor einigen Jahren besuchte, und die sich vielleicht glücklicher fühlt, als weiland die Edlen von Rischon, obwohl kein „blaues Blut" in ihren Adern rollt.

Nun muss ich aber vor Allem meinen Hamburger aufsuchen, der unterdessen zum Lamprechtskirchlein vorauseilte, weil ich ihm sagte, er werde da eine ganz außerordentliche Merkwürdigkeit sehen. Er kam mir auch unter der Kirchthür mit dem Ausdruck größten Erstaunens entgegen und überschüttete mich mit einer Fluth von Fragen über das Mirakelbild, das nach seiner Meinung eine reine Compromittierung des katholischen Heiligencultus sei. Ich musste lachen und fand auch seine Verwunderung ganz begreiflich.

Das Lamprechtskirchlein besitzt nämlich ein altes Bild, die sogenannte heilige Kummernuss, einer Heiligen, deren Abbildung und Legende darnach angethan ist, das Interesse der Laien und Alterthumsforscher zu erwecken.

Die heilige Kummernuss wird meist als eine am Kreuze hängende Jungfrau mit mächtigem Vollbarte dargestellt. Das lockige Haar ziert eine Goldkrone, die Brust ein goldener Gürtel, der das langfaltige Kleid zusammenhält. An einem Fuße trägt

sie einen goldenen Pantoffel, während der Pantoffel des anderen entweder fehlt oder auf einem unter dem Kreuze stehenden Tischchen liegt. Zur linken Hand ist gewöhnlich ein knieendes schmuckes Geigerlein sichtbar, das andächtig zum herabgeneigten Bildnis hinaufschaut und munter darauf losfiedelt.

Das ist die normale Darstellung der heiligen Kummernuss.

Sie soll nach der Durchschnittslegende die Tochter eines heidnischen Königs gewesen sein, der sie zur Ehe mit einem Ritter zwingen wollte, obwohl sie sich als heimliche Christin bereits Jesus als ihren himmlischen Bräutigam auserseheu hatte.

Um dem stets erneuten Ansinnen ihres Vaters zu entgehen, bat sie Gott, er möge sie verunstalten. Dies geschah auch, indem ihr ein mächtiger Bart wuchs. Der ergrimmte Vater ließ sie nun zur Strafe kreuzigen.

Ein armes Geigerlein, das gerade des Weges vorbeigieng, jammerte der Unglücklichen und er spielte ihr das „Kreuzlied" — ein in Tirol häufig gehörtes geistliches Lied — vor. Zum Danke warf sie ihm einen ihrer goldenen Pantoffel zu. Die durstige Musikantenseele hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich im nächsten Gasthause einen guten Tag zu machen. Als er aber mit dem goldigen Geschenke die Zeche bezahlen wollte, witterte der Wirt Unrath und ließ ihn dem Gerichte übergeben. Das betrachtete ihn als Dieb, machte wenig Umstände und verurtheilte ihn zum Tode.

Als einzige Gnade erwirkte sich das Geigerlein, dass er noch einmal vor der gekreuzigten Jungfrau das Kreuzlied spielen dürfe.

Und siehe, sie warf ihm nun auch den zweiten Pantoffel hinunter. Da ward des Geigerleins Unschuld erkannt und es zog froh von dannen.

Das ist im allgemeinen der Inhalt der Kummernuss-Legende.*) Nun wollen wir sehen, wie sich das im Kirchlein befindliche Mirakelbild dazu verhält.

Es fällt uns gleich links vor der Thüre beim Aufgang zum Orgelchor in die Augen.

Die am Kreuze hängende fast lebensgroße Figur ist von Holz geschnitzt, trägt einen rothen Kattunrock und rothes Camisol mit weißen Zickzackschnüren und eine doppelte Reihe breiter weißer Spitzen an den Aermeln, ebenso rothe Strümpfe. Auf dem Haupte glänzt eine aufgebauschte Flitterkrone, auf der Brust ein metallenes Herz.

Das Haupt mit den gescheitelten und mädchenhaft hinter die Ohren gestrichenen Haaren umrahmt ein Knebelbart.

Augen und Lippen sind fest geschlossen. Das blasse unschöne Gesicht mit der spitzen Nase und seinen nach abwärts gezogenen Mundwinkeln macht keinen erhebenden Eindruck und spricht gerade nicht zu Gunsten des Künstlers, falls derselbe nicht absichtlich damit die angedeutete Umwandlung ihrer ursprünglichen Schönheit andeuten wollte.

Die Figur befand sich früher auf dem Josefaltar desselben Kirchleins, wurde aber später an die jetzige Stelle versetzt.

Ueber die Legende konnte ich von meiner lieben bäuerlichen Schlossmutter nichts herausbringen, da sie, so oft ich diese Frage berührte, stets in ein helles Lachen ausbrach und weder um Geld noch gute Worte mit der Sprache herauswollte, was es denn mit dieser Kummernuss eigentlich für eine Bewandtnis habe. Das einzige sagte sie mir, dass sie von den Frauen „wegen

---

*) Vgl. meinen bezüglichen Aufsatz in der „Leipziger Illustrierten Zeitung", Jahrgang 1874, Nr. 1638 und den von Dr. J. H. Hotz-Osterwald in Nr. 1711 und 1712.

der Manderleut" angerufen werde, wie überhaupt in geschlechtlichen Angelegenheiten, Unfruchtbarkeit 2c.

Deshalb machen auch Frauen, welche das Antholzer Bad besuchen, meist zuerst einen Gang da herauf und spenden Gewänder und andere Gaben. Es verfügt infolgedessen die heilige Kummernuss im Lamprechtskirchlein über eine ganz ansehnliche Garderobe und hat für jede Festlichkeit ihren besonderen Anzug.

Das Wesen dieser kirchlich nicht anerkannten Heiligen, deren Fest die Bollandisten auf den 20. Juli ansetzten, ist noch nicht vollständig aufgeklärt.

Einige Gelehrte vermuthen in ihr die heidnische bärtige Venus (Venus barbata), die sich unter dieser christlichen Maske bis in die Jetztzeit zu erhalten wusste, und wirklich läst sich auch zur Aufrechthaltung dieser vorzüglich von Panzer u. A. vertretenen Ansicht manches Beachtenswerte anbringen. Andere, besonders Wolfgang Menzel, vermutheten unter ihr eine deutsche Gottheit. Auch Prof. Sepp, dem in jüngster Zeit Friedolin Plant in seinem Büchlein: „Eine Volksheilige. St. Kummernuss", Meran, 1897, folgt, setzt die Entstehung dieses Cultusbildes in die heidnische Zeit.

Fasst man die Sache ganz objectiv auf, so wird man der, wenn ich nicht irre, zuerst von Lütolf aufgestellten Ansicht beipflichten müssen, dass diese sogenannten Kummernussbilder nur in den missverstandenen langgewandigen byzantinischen Salvatorbildern, und in erster Reihe im volto santo von Lucca ihren Ursprung haben. An den Cult dieser Bilder mag sich dann allerdings manches vielleicht noch Heidnische angelehnt haben, dem Kerne nach aber sind diese Bilder christlichen Ursprungs.

Das Geigerlein, das schon beim Bilde in Lucca ursprünglich vorkam, dürfte wohl auf eine Votivtafel zurückzuführen sein, die Einer, der bei dem Bilde Erhörung fand, dahin spendete.

Uebrigens findet man diese sogenannten Kummernuss- oder Witgefortisbilder in der halben Welt zerstreut. Ich habe selbst beiläufig fünfzig solche in den Alpen vorkommende Bilder besichtigt und zum Theil abgezeichnet und gedenke auch, darüber demnächst ausführliches zu berichten.

Alle diese Dinge erzählte ich noch im Kirchlein, da Niemandes Andacht dadurch gestört wurde, meinem Hamburger, der mir mit offenem Munde zuhörte und schließlich sich über die Verhöhnung des katholischen Heiligencultus zu beruhigen schien.

Nachdem wir noch dem anderen Theile des Kirchleins einige Aufmerksamkeit gespendet, entfernten wir uns und traten den Heimweg an.

Dieser führt in lieblichem Abstieg zur Rienz hinab und zieht sich am schattigen Ufer entlang, wobei man rechts das Rauschen des Baches und die frische Wasserluft und links den erquickenden Tannenduft hat, bis fast unmittelbar vor Bruneck.

Es verlohnt sich in der That der Mühe, wenn man sich in Bruneck aufhält, an Nachmittagen diesen herrlichen Weg zu machen, zum Schloss hinaufzusteigen und von dort das umliegende Panorama zu besichtigen. Abends kommt man mit leichtem Kopfe, leichtem Gemüth und noch leichterem Magen in der Stadt wieder an.

In Taufers.

Da sitz' ich nun wieder in der traulichen Veranda der Post von Taufers, vor mir auf grünem Fichtenunterbau das altersgraue Gemäuer der gleichnamigen Burg, darüber die schimmernde Gletscherpracht des Thalhintergrundes.

Kühl weht die prickelnde Luft mich an und trägt das melodische Rauschen des Ahrnbaches heraus, jenes übermüthigen Rangen, der von festen Dämmen gebändigt, über seine tollen Streiche nachdenken mag, die er in früheren Jahren, zum letztenmale im Jahre 1878 verübt hat. Die tiefen Wunden, die er damals dem blühenden Heimatboden geschlagen, sind längst vernarbt, die riesigen Steinblöcke, die er zwischen die Häuser warf, gesprengt und weggeräumt; nur die cyklopische Schutthalde zwischen Luttach und St. Martin erinnert noch an jenen Schreckensmorgen des 17. August 1878. Doch auch diese Blöße ist bereits mit Erlengebüsch überzogen und die verschütteten Gründe erfreuen das Auge wie früher mit wogenden Saatfeldern.

Ich kenne jenseits des Brenners wenige Seitenthäler, die dem Touristen größere Reize böten, als Taufers.

Von Bruneck, der pusterthalischen Metropole, von der es nördlich sich öffnet, angefangen, bis zu seinem Abschlusse in der Prettau, zwischen den Krimlertauern und der majestätischen Drei-

herrenspitze löst eine landschaftliche Scenerie die andere ab, und zwar so, dass man die ganze Stufenreihe der Entwicklung eines Alpenthales von der behaglichen Breite des Einganges bis zum übereisten Jochübergange seines Auslaufes an den hohen Tauern verfolgen kann.

Bekanntlich gliedert sich das Tauferertal in drei Theile, besser gesagt, Terrassen.

Die erste, das Tauferertal im engeren Sinne mit dem Hauptorte Sand, reicht von Bruneck bis Luttach. Dort wendet es sich als Ahrnthal fast rechtwinkelig gegen Osten, um mit der dritten und der höchsten Terrasse, der Prettau, abzuschließen.

Jedes der drei Gebiete trägt eigenartigen Charakter.

Fesselt das äußerste vom Eingang bis zum sogenannten Tauferboden, der Ebene zwischen Sand, Mühlen und Kematen, durch die in behaglicher Breite ausgedehnte, mit dem herrlichsten Getreide bedeckte Thalsohle, durch den Reiz der waldigen Kuppen rechts und links, häufig von Schlossruinen und Kirchlein geschmückt, durch die Seitenthäler, die beiderseits Leben in die Landschaft bringen, so enthüllt uns das Ahrnthal in seiner linken Flanke die Wunder der Eiswelt, in die wir zwischen den felsigen Coulissen der kurzen Querthäler schauen dürfen, und läst uns zugleich in den Runsen und Schutt-Ablagerungen jene gewaltige Naturmacht ahnen, die immer thätig, bald langsam im niederbröckelnden Gestein, bald in den zerstörenden Muhrbrüchen die Bodenverhältnisse umgestaltet.

Dem letzteren Umstande verdankte auch jener ephemere liebliche See vor St. Martin seine Entstehung, der sich durch die theilweise Absperrung des Thales infolge der großartigen Schuttmassen der Rohrbachmuhr im Jahre 1878 gebildet hatte.

Die Prettau, zu der wir durch die Klamm von St. Peter hineinsteigen, trägt bereits alpinen Charakter; Wald und Berg-

wiesen haben den Ackerbau verdrängt; nur an günstigen Plätzen gedeiht noch Roggen, Hafer und Gerste; Alles athmet den tiefen Frieden eines abgeschlossenen Hochthales.

Leider besuchen diesen stillen Winkel verhältnismäßig wenige Touristen und selbst die nur als Durchgangsposten für ihre Touren ins Zillerthal und Pinzgau, wohin die größtentheils gefahrlosen Uebergänge führen. Die meisten bleiben in Sand, dem Hauptorte des Taufererthales, kleben, angezogen von der herrlichen Lage und von der guten Unterkunft, die man findet. Es gibt in der That wenige Sommerfrischorte, die sich mit ihm vergleichen lassen.

In malerischer Gruppierung an den Schlosshügel von Taufers angeschmiegt, mit herrlicher Luft und köstlichem Wasser, am Ausgang zweier hier mündender Seitenthäler, des Rain- und Mühlwaldthales, in Mitte einer Fülle von kleineren und größeren Ausflugs-Objecten, bietet es jeder Sorte von Touristen und Sommergästen eine interessante Seite.

Der Naturenthusiast kann außer den Eisriesen, die überall hereinschauen, die großartigsten Wasserfälle in nächster Nähe bewundern, die zartfüßige Schwärmerin für Alpenblumen an der Straße die Alpenrose und — allerdings vorausgesetzt, dass sie den Standort kennt — mit geringen Beschwerden das Edelweiß, ja selbst die Edelraute pflücken; der Naturforscher findet außer erratischen Blöcken am Schlosshügel die schönsten Gletscherschliffe, die Verlassenschaft des einstigen mächtigen Tauferer-Gletschers und weiter draußen im Thale bei Geis interessante Erdpyramiden; der Historiker mag in den verbauerten Edelsitzen ringsum oder im Gerümpel der wenigen noch erhaltenen Schlossräumlichkeiten nach halbvermoderten Urkunden stöbern, den Cultur-Historiker grüßt in den treuherzigen Insassen von Taufers und Ahrn ein kräftiges unverfälschtes Volksthum und der Sprach-

forscher wird hier mit Staunen bemerken, mit welcher Reinheit sich mittelhochdeutsche volle Formen des bajuvarischen Dialectes erhalten haben. Von dem Künstler gar nicht zu sprechen, der sich seine Mappe mit der reichsten Ausbeute von pittoresken Felspartien und anderen landschaftlichen Kleinodien füllen mag.

Selbst der Philosoph kann, hingelagert unter den hohen Lärchbäumen, die auf dem Trümmerwerk der einst hochberühmten Burg gewachsen sind, über den salomonischen Weisheitsspruch nachgrübeln. Vor wenigen Jahren hätte er sich auch in die Entzifferung der Räthsel-Verse vertiefen können, die im Fries der getäfelten Schlossstube eingeschnitten waren und lauteten:

Ein junkfraw nit ains tages alt was (war),
die na(m) ain man für war (fürwahr), ee das (ehe dass)
sy war ain jar alt
do gewans ain Kindt vo(n) manes gewalt
sy starb ee das sy wart geporen
rat recht oder du hast verloren.*)

Jetzt befindet sich das schöne Getäfel und mit ihm der Spruch auf Schloss Steiersberg in Niederösterreich.

Interessant für den Kunsthistoriker und Alterthumsforscher ist auch der schlossartige von Ottenthal'sche Ansitz, den die reichen Fieger anno 1584 bauten, wie die Inschrift über dem Portale besagt: Exstruxit Joannes de Fueger 1584 renovavit Franz de Ottenthal 1868. Von den Fenstern dieses Edelsitzes schweift

---

*) Vgl. meine „Haussprüche aus den Alpenlanden." 1. Bändchen. Leipzig. Liebeskind. 1896. S. 194.

Bezeichnend für das Alter und die Verbreitung dieses Eva-Räthsels ist, worauf mich Herr Prof. Josef Seemüller aufmerksam machte, dass dasselbe fast gleichlautend im „Pfaffen von Kahlenberg", einem Gedichte aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, vorkommt, nämlich in dem Räthselkampfe zwischen beiden Nachbarpfarrern.

der Blick nach allen Himmelsrichtungen über das gesegnete Gelände von Taufers.

Stets aber kehrt er wieder zu den unvergleichlich malerischen Mauerresten der Burg zurück, die selbst in ihrem Verfalle noch ehrfurchtgebietend herunterschaut. Wenn man diese massigen epheuübersponnenen Ruinen betrachtet oder im schmutzigen Zwinger zwischen den gackernden Hennen, dem Hofstaate der hier eingesiedelten Bauernfamilie, herumgeht, um da nach einem halbgeborstenen Erker, dort nach dem Schnitzereifragment einer uralten Thür zu spähen, so möchte Einen fast eine elegische Stimmung überkommen.

Diese mächtigen Herren von Taufers, eines der gewaltigsten Dynastengeschlechter des Pusterthales, mit ihren eigenen Rittern und unterthänigen Schlössern, angesehen als Richter und Rathgeber, gesucht als Bundesgenossen erlauchter Fürsten, so Hugo IV. von Taufers, der Rudolf von Habsburg im Kriege gegen Ottokar ein starkes Hilfscorps sendete, dieses trotzige knorrige Adelsgeschlecht, das sich der Oberherrlichkeit des Stiftes Brixen selbst dann noch entzog, als Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1091 Pusterthal dahin verschenkte, wohin, wohin ist es gezogen, dass fast jede Spur von ihm verwischt ist?

Tief poetisch hat Hermann von Gilm, der in den Vierziger Jahren so schöne Stunden hier verlebte, diesem wehmüthigen Gefühle Ausdruck verliehen:

„Du altes Schloss! Du scheinst wohl nur zu schweigen;
Neugierig streckt die Föhre sich empor,
Die Eulen horchen, die verschwieg'nen Zeugen,
O sag mir auch ein Märchen in das Ohr.

Du steingewordner Traum! Viel Thränen mochten
Auf deinem grasbewachs'nen Boden hier

Gefallen sein! — Wie deine Männer fochten,
Wie deine Frauen liebten — sage mir.

Du schweigst? So träume fort, wir gehen weiter —
Von deinen Mauern pflück' ich mir den Strauß,
Denn die Natur ist ewig jung und heiter
Und schmückt mit Blumen ihre Todten aus."

Auch wir wollen die Todten ruhen lassen und vom Schloss-hügel niedersteigend uns lieber jener Gemeinde anschließen, die sich alljährlich aus aller Herren Ländern in den Geschwister-Gasthöfen „Post" und „Elephant" zusammenfindet, um da in fröhlicher Eintracht und harmloser Ungezwungenheit einige Wochen zu verbringen.

Die Dolomiten.

Im Südosten Tirols, südlich vom Pusterthal und östlich vom Eisak- und Etschthal, steht im Halbrund ein Gebirgsstock eingelagert, so eigenthümlich und gewaltig, so malerisch und effectvoll, dass er als eine Specialität in der großartigen Alpenwelt betrachtet werden muss. Es ist das phantastische Reich der Dolomite, der groteske Gegensatz zu der weichlinigen italienischen Ebene, die sich südlich von ihnen ausdehnt.

Wer zum erstenmal dies Gebiet betritt, steht verblüfft vor der imponierenden Erscheinung, und wie ihn einerseits das furchtbare Labyrinth von Steincolossen mit geheimem Schauer erfüllt, so fühlt er sich anderseits durch die erhabene Schönheit dieser Schöpfung magnetisch angezogen.

Schon wenn man mit dem Bahnzug durch das Pusterthal fährt, erblickt man südlich die Vorhut dieses gewaltigen Reiches, den Seekofel, den Dürrenstein, den Sarn- und Gantkofel, den Haunold, die gigantische Dreischuster-Spitze und wie die riesigen Grenzwächter alle heißen. Auch bei der Fahrt durchs Eisakthal lugt zwischen den östlichen Felscoulissen hie und da so ein fahlgraues verwittertes Steinantlitz in die lachenden Rebengelände hinein, so z. B. bei Albeins die zerissenen Kämme der Geisler-

Spitzen. Aber der Einblick in das eigentliche Reich der Dolomiten wird im Westen durch die vorliegenden prallen Porphyrwände, im Norden durch die weicheren Formen des Thonglimmerschiefers verdeckt; nur im Pusterthal bei der Station Toblach schaut das Auge auf einen Moment durch das Felsenthor in die starr aufstrebenden Wände und Schroffen der Ampezzaner Bergwelt.

Die Gesteinsart der Dolomite, so genannt nach dem berühmten französischem Geologen Dolomieu, ist eine Verbindung von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia.

Als Fußgestell haben sie die gewaltige auf dem Urgebirge aufliegende Porphyrplatte, welche sich von Bozen gegen Osten zieht, sowie die darüberliegende sandige und kalkige Schicht (untere Triasschicht) mit jüngerem Eruptivgestein, besonders Augitporphyr. Erst über diesen bauen sich die eigentlichen Dolomitstöcke oder Riffe auf.

Hier muss ich nun gleich einem weit verbreiteten Irrthum kurz entgegentreten, selbst auf die Gefahr hin, bei manchem Leser eine Illusion zu zerstören. Nicht dem ganzen Kalkhochgebirge, das man jetzt in touristischen Kreisen mit Dolomit bezeichnet, gebürt dieser Name; ja gerade die Bergriesen des Ampezzanerthales, die man par excellence als Dolomite feiert, sind in ihren obern, das Landschaftsbild beherrschenden Partien aus vorwiegend kalkigem, seltener dolomitischem Dachsteinkalk gebildet. Im strengen Sinne können zu den typischen Dolomiten nur der westliche Theil, der Lang- und Plattkofel, der Schlern- und Rosengarten, der Latemar und die Marmolata, die Geisler-Spitzen, der gigantische Peitlerkofel, sowie zum Theil der Monte Guerdenazza und die Sellagruppe gerechnet werden.

Die andern noch mit diesem Namen bezeichneten Berge gehören in ihren dominierenden Theilen dem Dachsteinkalk an,

haben aber mit den Dolomiten die abenteuerliche, eigenthümliche Form gemein, so dass man auch für sie touristisch diesen einmal eingebürgerten Gesammtnamen gelten lassen kann.

Den Grundcharakter ihrer Erscheinung bildet das Kahle, Wilde, Groteske ihrer Formen.

Die riesigen, in den Himmel ragenden baum- und blütenlosen Mauern, Zacken, Zinnen und Thürme, die furchtbar zerklüfteten Staffeln und Steinwände, nur hie und da von einem Grasband durchzogen, die gewaltigen Wüsteneien und Schuttablagerungen, die wie entfesselte Ströme in die grünen Thalwiesen eingebrochen sind, kurz dieses ganze geborstene und zerrissene, gelbgrau und weiß blinkende gigantische Trümmerwerk, das fast ordnungslos durcheinander liegt, als hätte ein Götterfluch ein wohlgefügtes Gebirgssystem mit einemmale zertrümmert, das Alles übt auf das Auge des Naturfreundes eine nachhaltende Wirkung, die um so mächtiger ist, je malerischer sich oft diese Formen darbieten und je reicher die Beleuchtungseffecte dabei zur Geltung kommen.

Die Mannigfaltigkeit der Steingebilde ist ganz unglaublich.

Von dem ungeschlachten, ungegliederten Riesenleib angefangen, der wie ein ins Unendliche vergrößertes Felsstück in den Himmel hineinragt, bis zum edelgeformten domartigen Aufbau, der sich aus schöngegliederten Steinstaffeln allmählich erhebt, finden sich fast alle nur denkbaren Uebergänge und Spielarten. So ragen z. B. gleich am Eingang der Straße nach Ampezzo linkerhand einige dieser verrenkten Gestalten in die Höhe, während bald darauf bei Schluderbach die Drillingspyramide der „drei Zinnen" im schönsten Ebenmasse dasteht. „Die verschiedenartigsten und bizarrsten Formen", sagt einer der besten Alpenkenner, „bieten sich hier unserem staunenden Auge: bald sind es bis zu 10.000 Fuß emporragende thurmartige Spitzen und Zinnen, die

in ihrem grotesken Aufbau mit Ornamenten und Kapitälen an verschiedene Baustile, in ihren Spitzen besonders an die Gothik erinnern; bald erscheinen sie wieder als gewaltige Ritterburgen oder Ritterburgruinen mit Ecken und Anbauen der verschiedensten Art; weiter stellen sie sich dem Blicke als alterthümliche Kapellen dar oder auch als zu den Wolken emporragende Säulenhallen. Der Phantasie bietet sich überhaupt ein weiter Raum in den Gestaltungen dieser Felscolosse. Betrachten wir sie mehr in der Nähe, so steigen sie als vertikale Wände häufig viele Tausend Fuß in die Höhe, wie z. B. die blutroth gefärbte Rothwand (auch hohe Gaisl, croda rossa,) bis zu 9000 Fuß." (Payer.)

Und der geistvolle Leopold v. Buch sagt in seinen Briefen über Südtirol: „Noch kein Naturforscher hat das Fassathal betreten, ohne von dem Anblick der hohen, weißen, zackigen Felsen, welche dieses merkwürdige und lehrreiche Thal von allen Seiten umgeben, in Erstaunen gesetzt worden zu sein. Ihre senkrechten Spalten zertheilen sie in so wunderbare Obelisken und Thürme, daſs man umsonst sich bemüht, sich zu erinnern, in andern Theilen der Alpen etwas Aehnliches gesehen zu haben. Glatte Wände stehen häufig mehrere Tausend Fuß ganz senkrecht in die Höhe, dünn und tief abgesondert von andern Spitzen und Zacken, welche ohne Zahl aus dem Boden heraufzusteigen scheinen. Oft möchte man sie mit gefrorenen Wasserfällen vergleichen, deren mannigfache Eiszapfen umgedreht und so in die Höhe gerichtet sind."

Manche, so z. B. der Monte Civita oder die majestätische Marmolata (3366 Meter hoch) die „Königin der Dolomite", wie sie Amthor getauft hat, tragen den Eishermelin auf Rücken und Schultern, andere lassen durch ihre tiefen Risse von fernher leuchtende Gletscher schauen. So sieht man von der Höhe des Pordoi-Joches, auf dem prachtvollen Uebergang von Fassa nach

Buchenstein durch so einen westlichen Einschnitt die Eishäupter der Adamellogruppe herüberblitzen.

Es ist eben das Charakteristische der eigentlichen Dolomite, dass sie nicht gleich den andern Kalkalpen zusammenhängende Bergketten bilden, sondern meist in gewaltigen Einzelstöcken sich aufbauen.

Solche Riffe oder Dolomitbänke gewähren dem naturfreudigen Auge die entzückendsten Bilder; unten die üppig grüne Alpenlandschaft mit den dunklen Forsten, höher hinauf die röthlich gelben oder weiß blinkenden kahlen Kalkmauern und darüber der unendliche tiefblaue südliche Himmel. Was Wunder, wenn Maler aus aller Herren Ländern diesem Fundorte der dankbarsten Motive zuwandern, um die Farbentöne, welche die Alpen in solcher Lebendigkeit nirgends aufweisen, auf die Leinwand zu bannen.

Besonders am Abend, wenn die Sonnenstrahlen schräge einfallen und die Vorsprünge und Schluchten durch tiefblaue Schatten markiert sind, haben die Dolomitwände und Zacken ein unvergleichliches Farbenspiel.

Am schönsten aber präsentieren sie sich, wenn die scheidende Sonne ihre Stirnen vergoldet und ein ruhiger Wasserspiegel ihr Bild zurückwirft. So kann man es an schönen Abenden am Misurinasee sehen oder am Dürrensee bei Landro oder am stillen Ufer des Karersees, der wie ein meergrünes Auge zwischen den dunklen Tannen ruht und das purpurüberzogene Haupt des Latemar in seinen Fluten spiegelt.

Ehe ich nun den Leser in dieses Wunderland der Dolomite führe, muss ich noch ein paar Worte über die Entstehung derselben sagen. Man lache nicht, wenn ich sage, dass der Fuß beim Eintritt in ihr Reich auf altem Meeresgrund wandelt. Die eigentlichen Dolomite sind in der That nichts anderes als Korallen-

riffe, gleich jenen, welche die Kalkriffe der heutigen Südsee bildeten. Vieltausendjährige Arbeit dieser kalkführenden Thierchen hat sie geschaffen; denn wo jetzt der saftgrüne Wald und Weideboden sich ausbreitet, als weiches Polster der darüber ragenden Dolomitcolosse, da flutete einst das Meer und die jetzt himmelanstrebenden Kämme lugten als Koralleninseln hervor.

Fast wäre man versucht, an ein Ueberbleibsel uralter Ueberlieferung zu denken, wenn die Volkssage vom Jochgrimmberge erzählt, einstens habe ein See bis nahe zum Gipfel gereicht und man sehe noch hoch oben die Eisenringe, an denen die Schiffer ihre Kähne angebunden hätten? Auch am Latemar haftet, falls ich nicht irre, diese Sage, leider habe ich die Vormerkung gerade nicht zur Hand.

Sonst ist die Dolomitenwelt nicht reich an Bergsagen, sondern dürftig gleich den kahlen Wänden, an denen nur der Silberstern des Edelweiß' glänzt, die purpurne Alpenrose und die süßduftende Raute. Dafür kreischt um die todten Wände der heisere Schrei des Jochgeiers und die herabkollernde Steinlawine antwortet dem Glockengebimmel des tief unten weidenden Alpenviehes.

Enneberg.

Wo immer wir ins Reich der Dolomite einbrechen, überall ist der Weg gleich interessant. Von Westen führen vier Wege hinein. Wir können durch das Villnösserthal an der kühnen Burg Gufidaun vorbei in zwei Stunden zum idyllischen Gebirgsdörfchen Magdalena hinwandern und von dort aus zum erstenmal die Dolomitzähne der Geislerspitzen, vom Volk schlechtweg Geiseln genannt, bewundern, um an ihrem Fuß ins Kampiller- und Abteithal abzusteigen, oder wir können von der Station Waidbruck durch das herrliche Grödnerthal gehen und längs der Felswände und Zacken des Platt- und Langkofels über das viel begangene Grödnerjöchl nach Kolfuschg und Corvara streben.

Auch das romantische Eggenthal mit der bachdurchtosten steilwandigen Schlucht und dem brausenden Wasserfalle führt uns über Wälschnofen und über die Costalunga-Alpe ins Fassathal, wo wir direct ins Herz der Dolomitregion gelangen, mögen wir nun über das Pordoijoch nach Araba und Buchenstein oder über den Campolungosattel ins hintere Abteithal steigen. Nur den Fahrweg durch das Fassathal möchte ich dir nicht anrathen, außer du hast ein flinkes Röslein, das dich im raschen Trabe von Neumarkt oder Auer aus durch das langgewundene Cembra-, Fleimser- und Fassathal nach Vigo oder zur Touristenstation

Campitello trägt. Da steckst du dann mitten unter Dolomitkofeln drinnen und kannst wählen, welcher von ihnen der unwirtlichste und der schönste sei.

Wir haben heute eine andere Einbruchsroute vor uns, zwar nicht so romantisch, aber dafür behaglicher und wenn man will auch schöner, denn sie lehrt uns ein Thal kennen, das nicht bloß die Wildheit der Dolomitlandschaft uns vor Augen führt, sondern nebenbei auch den Reiz eines ethnographisch interessanten Hochthales bietet. Also auf nach Enneberg.

Bei Lorenzen, der letzten Haltestelle der Pusterthalerbahn vor Bruneck, steigen wir aus und wandern südwärts. Und zwar wählen wir die höher gelegene alte Straße, denn die seit wenigen Jahren angelegte neue, die bis Zwischenwasser dem Laufe der Gader folgt, führt tief in der Schlucht weiter, während erstere freien Ausblick gewährt.

Die erste Ueberraschung bietet die stattliche Michelsburg, welche linkerhand auftaucht und schon durch ihre drei Streitthürme zeigt, dass sie einst nicht bloß als Vergnügungsschloss gedient hat. An ihrem Fuße steht ein alter stattlicher Edelhof, nunmehr im Besitze des Ritter von Graf-Gaderthurn.

Bald grüßt uns die gastliche Herberge von Saalen mit einem Wallfahrtskirchlein, St. Loretto genannt. Da ist noch alles deutsch und man wird nicht fehlen, wenn man dieses Straßengasthaus eine der freundlichsten Herbergen nennt. Rechts oben erblickt man ein Trüppchen weißer Häuser mit einem Kirchthurm, Welschellen. Es klebt so schwindelig an der abschüssigen Lehne, dass man glaubt, es müsse jeden Moment herabrutschen. Ober ihm erhebt sich die Colossalpyramide des Peitler, eines der gewaltigsten Dolomitriesen; unten tief in der Schlucht braust die Gader, die aus dem hintersten Abteithale kommt. Der Blick rückwärts, also gegen Norden, zeigt uns die Landschaft von

Bruneck, das freundliche Dietenheim, darüber die Kette der Pusterthalerberge und noch höher hinaus die weißschimmernden Zillerthalerferner. Fast schwer dreht sich der Blick wieder nach Süden zu den fast unheimlich drohenden Formen des Peitlerkofels und des wilden Col de la Vedla, zu deutsch Vettelberg. Bald kommt auch der zackige Kreuzkofel zum Vorschein und andere ungeschlachte Dolomitgesellen. Nun geht es ein Stück steil aufwärts durch Sonnenschein und Schatten.

Noch befinden wir uns auf deutschem Sprachboden und gehen an deutsch-typischen stattlichen Einödhöfen vorbei. Die Tracht ähnelt der des Pusterthales, nur ist sie bunter, besonders die der Weiber. Sie besteht Sonntags aus einem grünen Corset, einem schwarzen Kittel (Rock) mit blauer Schürze und rothen oder weißen Strümpfen. Als Bedeckung tragen sie einen schwarzen runden Lodenhut. Die Sprache klingt ähnlich wie im Burggrafenamte, zum Beispiele „schlächt", „gesächen", vermischt mit pusterthalischen Anklängen, zum Beispiele „warum hast du ihn nit ‚lat' (lassen) mitgehen". Der erste wälsche Ort ist Palfrad (Pera Forada-Klobenstein), wo sich früher ein grün-rother Zollbaum und ein artiges Wirtshaus rechts am Wege befand. Als ich vor Jahren mit Ludwig Steub diese Gegend besuchte, hauste hier ein bildschönes Mädchen mit roth-goldenem Haar und credenzte mir den dunkeln Wein. Sie trug ein grünseidenes Mieder, verschnürt mit silbernen Kettchen. Nun ist sie schon lange wohlbestallte Frau Wirtin in Onach, einer Ortschaft mit zerstreuten Höfen an der westlichen Bergflanke. Der Zollbaum aber wurde, wohl wahrscheinlich etwas modernisiert, an die neue Straße hinab zur Mariannenbrücke bei Zwischenwasser versetzt.

Gleich ein Stück weiter drinnen gabelt sich der Weg.

Geradeaus führt die Gaderschlucht im Hauptthale fort nach Corvara, Buchenstein, links geht es nach St. Vigil, dem

Gerichtsorte des Ennebergerthales. Es ist ein Weg ähnlich wie er ins Navisthal (im Wippthal) führt. Immer imposanter wächst der Peitlerkofel in den blauen Himmel, immer mehr Zacken und Hörner tauchen auf: Die Dreiherrenspitze, der Piz de Ocres, die Paratscha, der Seneskofel (M. Sella), die dreizinkige Eisengabel und andere.

Endlich liegt St. Vigil vor uns, das Dörfchen mit dem coulissenartig geformten Hintergrund. Man ist hier gut aufgehoben und der wackere Mutschlechner sorgt nicht nur für gute Unterkunft und gutes Essen, wozu in erster Linie die prächtigen Bergforellen zählen, sondern auch für fröhliche Abendunterhaltung, da er ein ganz hübsches Tiroler Nationalquartett zusammengestellt hat. Die herrliche Alpenluft und das gute Trinkwasser, das, nebenbei bemerkt, einfach vom Bache geschöpft werden kann, haben St. Vigil, besonders in neuerer Zeit, zu einem beliebten Sommerfrischorte gemacht.

Von hier aus, geneigter Mitwanderer, kannst du nun nach Herzenslust „dolomitisieren“ und dir dieses Cyklopengeschlecht in nächster Nähe ansehen. Wohin dein Fuß ostwärts oder südwärts auszieht, immer näherst du dich mehr den Dolomiten. Will man nicht durch das steinige Vogedurathal, über das Kreuzjöchl und die Hochalm den grünen Pragsersee besuchen, welche Partie besonders den Peitlerkofel und seine Trabanten in ihrer ganzen Großartigkeit zeigt, so kann man durchs grasige Rauthal zum Abschluſs desselben, Pe de rü, das heißt „hinter dem Rudo“, wandern. Da liegt, von Wänden und Schroffen umstellt, die Alpe Fodera (Schafalm) vedla, von wo aus ein großartiger Abstieg nach Peutelstein im Ampezzaner Gebiete führt.

Hier stößt man auch auf einen riesigen Felsblock, an den sich eine hübsche Sage knüpft. Die Enneberger und Ampezzaner lagen nämlich wegen dieser Alpe lange in einem Grenzstreit.

Um dem ein Ende zu bereiten, machten die schlauen Ampezzaner den Vorschlag, die Alpe solle so weit ihnen gehören, als ihrer vier einen haushohen Stein, der in ihrem Gebiete lag, tragen würden. Die Enneberger schlugen ein und sahen nun mit Grauen, wie die vier Ampezzaner die riesige Last immer weiter in ihr Gebiet trugen. Da rief plötzlich eine Sennerin, der der Verlust der Alpe zu Herzen gieng, aus: „Heilige Maria, sie nehmen uns die ganze Alm!" Damit war der Teufelsspuk gebrochen, der Stein fiel zu Boden und begrub die vier gottlosen Ampezzaner.

Der genannte Weg ins Ampezzo kann nicht genug anempfohlen werden. Sehr lohnenswert und durchaus nicht schwierig ist der Besuch der Sennesalpe und die damit verbundene Besteigung des Seekofels (2808 Meter). Der Ausblick in die Dolomitenwelt kann kaum von irgendwo großartiger gedacht werden. Ein Meer von Eishörnern und Dolomitnadeln, Steinwänden und Jöchern liegt im weiten Umkreis ausgebreitet; zu Füßen aber träumt, in den Alpenmatten eingebettet, der tiefgrüne Pragsersee und mahnt den unruhigen Geist, hinabzusteigen zu seinen friedlichen Ufern und das Auge vom Bildergewirr der Hochalpennatur ausruhen zu lassen.

Leider können wir dem gewiss gutgemeinten Rathe der schilfumgürteten Seenymphe erst dann entsprechen, wenn wir zuvor noch einen Blick in das tiefere Enneberg, beziehungsweise Abteithal geworfen haben. Dieses zieht sich von Zwischenwasser, wo der St. Vigilibach in die Gader mündet, noch weiter gegen Süden. Der frühere Weg geht hoch über der Schlucht an der linken Thalseite und senkt sich erst bei Picolein wieder abwärts. Gegen Südwesten schaut man über St. Martin ins almenreiche Kampillthal, gegen Osten öffnet sich die liebliche Bucht von Wengen, ein freundlicher Gegensatz zu den drohenden Wänden des Kreuzkofels, der sich darüber erhebt.

Hinter diesen Dolomitmauern liegt, im Halbkreis von ihnen umrahmt, die kleine Fanesalpe mit futterreichen Grasböden. Im „Geschröff“ selbst aber hausten der Sage nach die „Salvangs“ und „Gannes“, wilde Waldmänner und Weiber, die ohne Gesittung von Wurzeln und Kräutern lebten und nur im Winter, wenn sie die äußerste Noth zwang, sich den Hütten der Thalbewohner näherten. Wir treffen diese Sage, worüber Arbeiten von Rochholz, Schneller, Alton und v. Hörmann vorliegen, auch in dem Hintergrunde anderer Hochthäler, und es unterliegt keinem Zweifel, dass wir darin als Kern die Erinnerung an die allmählich zurückgedrängten Ureinwohner zu erkennen haben.

Nun folgt nach steilem Aufstieg die letzte Thalstufe, das eigentliche Abteithal, die wildschöne Heimat der Badioten. Der Name rührt von der Abtei Sonnenburg im Pusterthale her, welche einst die Grundherrlichkeit über diese Gegend ausübte. Die armen Badioten mussten ihre Treue gegen Verena, die stolze Abtissin von Sonnenburg, oft genug büßen. Als sie ihr in den Kämpfen mit dem strengen Nicolaus Cusanus von Bruneck einst trotz des Verbotes des letzteren zinsten, ließ der Bischof durch seinen Schlosshauptmann von Buchenstein, Gabriel von Prack, ihrer fünfzig niedersäbeln und die Leiber den Vögeln des Himmels zur Speise vorsetzen. Zum Lohne für diese grausame That erhielt Prack einen vergoldeten Becher, die Strafe aber musste ein Enkel leiden, den sein Todfeind Kolz bei Corvara meuchlerisch überfiel und tödtete.

Von den Badioten, die ein recht ruhiges und friedliches Völklein sind, auch nicht ohne ein gewisses Selbstbewusstsein auf die äußeren Enneberger blicken, kann man in der That sagen, dass sie „steinreich“ sind, nicht wegen der aschgrauen Dolomitzacken, die sie allwärts umstarren und ihnen mit ihren Geröllmassen bald diesen, bald jenen Wiesengrund sammt Haus und

Hof verschütten, sondern wegen der zahlreichen und mannigfachen Versteinerungen, die ihnen von dieser unwirtlichen Nachbarschaft leider oft gratis ins Haus geliefert werden.

In St. Leonhard und noch mehr im innersten Abteithal in St. Cassian gibt es eine Fülle von Petrefacten. Besonders sind es die sich vom Sturesjoch gegen genannten Ort herabziehenden Bergwiesen, welche in ihrem Letten diesen mineralogischen Schatz bergen. Sie werden von den Badioten als Curetsch (Korallen?) zu Tausenden gesammelt und in Handel gebracht.

Ueberhaupt ist das Enneberg wegen seiner eigenthümlichen geologischen Verhältnisse wohl die merkwürdigste Alpengegend. Bekanntlich hat von hier aus die neuere Geologie ihre Auferstehung gefeiert. Wissmann, Leop. v. Buch, Alexander Petzholdt, Mojsisovics und andere verdiente Forscher staunten „über die chaotische wilde Verwirrung der sedimentären Gebirge und über die wunderbare, allen Gesetzen der bisherigen Petrefactenkunde spottende Eigenthümlichkeit der schönen kleinen Versteinerungen".

Von St. Cassian aufwärts wird der Weg immer einsamer. Einige stattliche Bauernhöfe, ein verlassener Schmelzofen, eine Sennhütte, hie und da ein verwitterter Baumstamm, dann geht es steil gegen das Joch. Auf dieser Schneide, die Enneberg von Buchenstein trennt, liegt die halbe Dolomitenwelt vor dir. Gegen Westen und Südwesten blicken uns die zackigen Ferner des Davoi und Campolungo an und die eisgekrönte Marmolata, gegen Süden der edle Monte Civita, gegen Osten die wilden Grenzwächter des Ampezzanerthales, der Nuvelau, der Lagazuo, und wie die Häupter dieser erstarrten Riesengarde noch heißen. Kurz ein ganzes Amphitheater von ungeahnter Großartigkeit liegt im Halbrund vor dem erstaunten Auge.

Derselbe Ausblick erwartet den Wanderer, der durch die andere Fortsetzung gegen Corvara und Colfuschg, gegen Süden

nach Buchenstein steigt, ja man kann sagen, er ist noch schöner, weil die Wildheit der Umrahmung durch die Anmuth des feld-, wald- und almenreichen Vordergrundes gemildert wird. Nach solchen starken Eindrücken sehnt sich das Auge nach ruhiger Betrachtung, darum wandern wir morgen ins Pragserthal, das zwar auch von Dolomiten umstellt ist, aber trotzdem einen mehr idyllischen Charakter trägt.

Pragserthal.

Wenn ich am Schlusse der vorigen Wanderung dem Pragserthal einen mehr idyllischen Charakter zusprach, so darf man das nicht so verstehen, als ob hier nur weiches Hügelgelände wäre, auf dem friedlich Rinder grasen und Hirtenknaben auf ihren Maienpfeifen herumdudeln. Das wäre weit gefehlt. Auch Prags ist von „Brunsten" und „Nocken" — so heißen hier diese ungeschlachten Felscolosse — rings umstellt, ja es ist dies sogar noch mehr als bei Enneberg der Fall; aber ich weiß nicht, woher es kommt, sie erscheinen hier manierlicher, ich möchte fast sagen gebildeter als dort.

Wenn man nun vom schmackhaften Mittagsmahl der „Küchenkönigin" Emma in Niederdorf (Pusterthal) aufsteht und im langsamen Tempo von der Hauptstraße nach Süden abbiegt, so hat man den Eingang des Thales vor sich.

Bei einer Kapelle theilt sich der Weg, links geht es nach Altprags, rechts oder westlich nach Neu- oder Innerprags. Beide Partien, die sich bequem mit einander verbinden lassen, sind äußerst lohnend.

Wenden wir uns zuerst südostwärts, so gelangen wir auf anmuthigem Wege bald zu einem von Wäldern und mächtigen

Bergen umsäumten Wiesenplan, an dessen Rande einige stattliche Gebäude stehen. Es ist das bekannte Gliederbad Altprags.

Wer es noch vor fünfundzwanzig Jahren gesehen hat, wird es kaum wieder erkennen; denn zu der Zeit war es noch das Unicum eines sogenannten tirolischen „Bauernbades", ebenso berühmt wegen seiner ausgezeichneten Heilkraft, als wegen der ganz undefinierbaren Urwüchsigkeit seines damaligen Besitzers.

Von einem Comfort war keine Rede, ja man musste froh sein, sich überhaupt nur ein armseliges Stübchen zu erobern, um da ein paar Wochen zubringen zu können. Jetzt hat sich dies „tirolische Gastein" unter der tüchtigen Leitung des unternehmenden Besitzers allmählich aus dem Groben herausgeputzt, die Zeit wird aber kommen, wo diese wirksame Heilquelle, die Tausenden und Tausenden die Gesundheit wiedergibt, den vollständigen Umbau oder besser gesagt Neubau des Bades nothwendig machen wird.

Die Auffindung des heilkräftigen Wassers — Hirschenbrunnen genannt — wird wie häufig bei Wildbädern, auf einen Hirschen zurückgeführt, der sich, von seinen Verfolgern gehetzt, zu dieser Quelle flüchtete und darin seine Wunde heilte.

„... Und hinter ihm die Meute hetzt,
Die Zung' ist dürr, die Weichen klopfen —
Es schwirrt der Pfeil, das Auge netzt
Allmählich sich mit Thränentropfen —
Da rieselt hell und kalt wie Eis
Ein Bach vorbei mit süßem Kosen,
Der Edelhirsch, bedeckt mit Schweiß,
Springt in des Schaumes weiße Rosen.

Das Wasser kühlt, das Wasser heilt,
Wie Balsam träufelt die Kaskade
In seine Wunden und er eilt
Gesund und kräftig aus dem Bade.

Was kümmert ihn nun das Gebell
Der Hunde und des Pfeils Gefieder,
Denn heimlich in dem Gnadenquell
Heilt er die Wunden selbst sich wieder.

Doch wird er eines Tags erspäht —
Die Leute sprachen schon von Wunder —
Wie badend er im Wasser steht,
Bedeckt von einem Busch Holunder.
Die Jäger stecken ins Gewand
Die weiß befiederten Harpunen
Und bauen dankbar an den Rand
Des Baches hier den Hirschenbrunnen . . ."

So beschreibt uns der geniale tyrolische Lyriker Hermann von Gilm die Auffindung dieser Heilquelle.

Aber nicht nur das Wasser, auch die reine Alpenluft und die schönen Spaziergänge erquicken hier Leib und Seele. So führen angenehme Wege gegen die Plätzwiesen, wo jetzt ein Unterkunftshaus (Hotel Moser) steht, oder zur Klausbrücke, andere nach Innerprags und zum Wildsee.

Wer aber zu gehen scheut oder nicht vermag, der setze sich ruhig auf die Bank beim Christus vor dem Badehause nieder und labe den Blick an der „wundervollen Umrahmung dieses Alpenkleinods".

Da stehen sie im Kranze auf ihrem Tannenunterbau, die grandiosen Kronwächter dieses idyllischen Alpenbodens, der Sarn- und Langkofel, der Dürrenstein, die hohe Geisl, der Daumen und der Herrenstein. Wie freundliche Greise schauen sie auf das friedliche Mahd herab, das sich vor dem Badhause ausdehnt, besäet von duftenden Heuschwaden und belebt von sensenschwingenden Mähleuten. Am schönsten ist es am Abend hier zu rasten, wenn das matte Zwielicht der Dämmerung den Thalkessel umspinnt, während hoch oben das Alpenglühen die blassen Stirnen

dieser Dolomiten röthet. Sendet dann noch das Kirchlein von St. Theobald seinen Abendsegen durch das Thal, dann fühlt man erst voll und ganz den tiefen Frieden dieser Bergeinsamkeit.

Einen Reiz ganz eigener Art gewährt das Zwillingsthal Innerprags, das sich gegen Südwesten hinanzieht.

Am kleinen Weiler Schmieden vorbei geht man auf der neuangelegten waldschattigen Fahrstraße zum Bad Neuprags.

Auch dieses ist aus dem alten Bauernbad Erlach oder Möselebad entstanden.

Ich unterzog es noch 1875 einer eingehenden Inspection und muss heute über die damaligen primitiven Badelocalitäten mit den unbeschreiblichen Holzwannen lachen. In den Ecken lehnte ein ganzes Museum von hinterlegten Krücken zum Beweis für die Heilkraft des Bades. Seit 1881 steht ein stattlicher Neubau da, in dem sich gut leben läst, in neuester Zeit musste es noch erweitert werden. Auch die kleine Kapelle nebenan ist restauriert.

Ein gut eingehaltener Fahrweg führt in kurzer Zeit auf mäßig ansteigender Straße durch den Wald zum Juwel von Innerprags, zum wunderschönen Wildsee (fast 1500 Meter über der Adria).

„... Durch Felsenstücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg; von einem Birkenaste
Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut,
Hoch steht der Himmelbrand im Bux der Heidelbeere,
Indes am Rand des Wegs mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut...“ (Gilm.)

Endlich liegt er vor uns da in seiner ganzen unentweihten Jungfräulichkeit.

Gleich einem Smaragde schmiegt er sich an die grauen rauhen Wände des Seekofels, Herrensteins und Rosskopfes, die ihn wie ein schlummerndes Kind behüten. Von ersterem fällt der Silber-

strahl eines Wasserfalles herab und sein monotones Rauschen mischt sich leise in das Gebimmel der Kühe, die weiter im Wald drinnen grasen und in den Beilschlag der Holzarbeiter im Bergwald.

Sonst ist alles feierabendstill.

Aus dem See ragen da und dort bemooste Steintrümmer hervor, am Ufer schaukelt ein Kahn, an der kleinen Fischerhütte steht eine Holzbank, weiter drüben ein schräges wettergebräuntes Crucifix auf morschem Felsblock — das ist der Luxus dieses heimlichen Ortes.

Stundenlang könnte man hier am leiseplätschernden Wasser ruhen und sich vom Gewispel der Vögel und Tosen des fernen Wasserfalles in Schlummer singen lassen.

Der See ist ungefähr 60 Meter tief und birgt eine Fülle von Aschen, Saiblingen und Forellen.

Wie ich schon vor mehreren Jahren hörte, will ein Unternehmer hier ein Hotel bauen, doch seien die Bauern wegen des Viehes dem Plane abgeneigt. In diesem Falle halte ich es mit den Bauern. Denn wenn das einträte, dann wären die Alpen um einen „stillen Winkel", in dem man des Lebens Misère auf ein Stündchen vergessen kann, ärmer geworden.

Und doch wird es so kommen.

Ich sehe schon im Geiste das Hotel erstehen, befrackte Kellner mit nichtssagenden Gesichtern herumschießen und ihr: „Bitte wünschen Sie schwarz, mélange?" herausschnarren.

Dann wird man auch dich, du stilles freies Bergwasser in Bann thun. Deine traulichen Einschnitte und Buchten mit den unnennbar schönen Tinten wird man „arrondieren" und einen Staketenzaun um deine grünen Ufer legen, damit das blöde Vieh ja nicht mit seinen plumpen Füßen in den See zur Tränke

patsche. Was kümmert den Hotelier die reizende Staffage im See sich kühlender Kühe!

Auch diese lieblichen grasigen Uferwege und Moospolster, über die wir jetzt so fröhlichen Sinnes schreiten, müssen verschwinden und durch blendend weiße Kieswege ersetzt werden. Das unruhige Wesen auf den Köfeln ringsum, verursacht durch Gemsen und durch herabkollernde Steinlawinen, die den Curgast nur erschrecken, muss verschwinden, die Köfel müssen sauber „geputzt" werden und die Gemsen sollen hingehen, wohin sie wollen.

Als Ersatz kann man à la Rainerhof am Achensee irgendwo einen „Gamspavillon" anbringen, von wo aus zu bestimmter Zeit eine „künstliche" Gemse zu erblicken ist. Auch ein „Alpenrosensteig" soll angelegt werden, auf dem man — natürlich gegen Bezahlung — dieses ganz unnütze Gebirgsunkraut eigenhändig pflücken kann.

Vor allem aber muss das Geschieße an und in den Bergen um den See aufhören. Es stört die Ruhe und Langeweile der Gegend und erschreckt schwache Nerven.

Oder ist es nicht wahr?

„... Kein Hauch bewegt den See, nicht eine Wellenspitze
Berührt das Traubenpaar am Strauch der Berberitze,
Das übers Wasser hängt, kein Athemzug, kein Ton ...
Da fällt ein Schuss — und ringsum an die Felswände
Das Echo klopft; es knallt, es dröhnt, es rollt, als stände
Im Feuer ein Bataillon ..."

Ja, so was läßst sich freilich für schwache Nerven nicht aushalten. Gut ist nur, dass sie dem Gewitter seinen Löwenrachen nicht zubinden können, wenn es seine Donner über diesen Bergkessel rollen läßst und das Abendsonnengold am Kamm des Seekofels nicht etwas modernisieren können, „versilbern" werden sie es ohnehin bald genug — —

So schrieb ich vor einigen Jahren.

Und sieh' da! Als ich im Jahre des Heils 1896 diesen trauten Erdenwinkel wieder besuchte, stand am Ufer ein zwar kleines, aber schmuckes Unterkunftshaus mit hübscher Veranda und traulichem Speisezimmer, Fremdenbuch, Baro- und Hydrometer, sauberen Betten rc., kurz mit allem Comfort, den ein Tourist zu haben gewohnt ist. Im Walde und an den stillen Buchten waren Sitzbänke angebracht mit lockender Aussicht auf See und Gebirge. Im Wasser ruderten wohlig Gänse und an gesicherten Uferstellen schaukelten im sanften Wellenspiel leichte Kähne. Die „Fischerhütte" stand allerdings noch, aber an der gebräunten Wand prangte mit Riesenlettern ein grellgetünchtes E. H.

Ja noch mehr!

Unweit dieses „Restaurant" lag eine riesige graue Masse von Steinblöcken, das Material zum neuen — Hotel.

So war also wirklich eingetreten, was ich befürchtete.

Und wer ist dieser Unglücksmensch, dessen ruchlose Hand es gewagt, den Frieden dieses jungfräulichen Alpenidylls anzutasten? Niemand anderer, als die von mir hoch verehrte und gepriesene Frau Emma, die sich in ihrem weitblickenden Sinne diesen Punkt nicht entgehen ließ.

Nun, so lange sich dieses Kleinod in der bewährten Hand dieser Frau, beziehungsweise ihres Sohnes Ed. Hellenstainer befindet, wird es von seiner Ursprünglichkeit gewiss nichts verlieren. Im Gegentheile, manchem wird es sehr behagen, nicht nur flüchtig diesen See besichtigen, sondern mehrere Tage hier den Reiz des stillen Wassers und seiner Umgebung genießen zu können.

Unter dieser Voraussetzung will ich, wenn auch mit schwerem Herzen, meinen Bannfluch in einen Segensspruch verwandeln.

Ampezzo.

Kein Seitenthal Tirols kann sich seit zwei Decennien eines solch massenhaften Besuches rühmen, als das Ampezzothal, das Mekka aller Dolomitpilger.

Wie ein erhabener Steinpalast kündet es sich als touristische Sehenswürdigkeit schon durch das imponierende Eingangsthor bei Toblach an. Zwei gewaltige Dolomitpfeiler mit fast senkrecht abfallenden Wänden bilden das weitgeöffnete Portal.

Mehrere Gasthöfe, so Rohrachers „Germania", Ploners „Ampezzo", der „Waldhof", nehmen den Touristen, kaum, dass er dem Waggon entstiegen, in Empfang.

Linkerhand an das grüne Vließ des Nadelwaldes gebaut, steht in prächtiger Lage das Südbahnhotel. Von seinen Fenstern und Sitzbänken schweift der Blick auf das jenseitige Toblach und Aufkirchen und auf die brüchigen Hänge des darüberliegenden Pfannhorns, das nur zu oft seine verheerenden Muhrgänge niedersendet.

Unmittelbar vor uns aber dehnt sich das schlachtberühmte Toblacher Feld, worauf im siebenten Jahrhundert der tapfere Bayernherzog Garibald die übermüthigen Slaven aufs Haupt schlug, dass ihnen das Wiederkommen vergieng.

Das sogenannte „hohe Kreuz" bezeichnet die Stelle.

Am Hotel vorbei führt die prächtig angelegte Straße in das Ampezzothal (Strada d'Allemagna). Links steigen wie versteinerte Cyklopen die Wände empor, rechts unten flutet das stille Wasser des Toblachersees und grüßt durch die Lärchenbäume herauf.

Auf diesem See feierte anno dazumal Kaiser Max I. nach seinem Siege über die Venezianer seiner Gemahlin zu Ehren ein Fest. Der See wird von der Rienz durchströmt, die wir nun bis zum ersten Orte Landro an unserer Seite behalten.

Landro, zu deutsch Höhlenstein, wie hat es sich seit der Eröffnung der Pusterthalerbahn geändert!

Früher eine Schmiede und ein einsames Straßenwirtshaus, das vom Fluchen und Schelten der einkehrenden Fuhrleute widerhallte, hat es sich nun in ein großes Hotel mit zahlreichen Nebengebäuden umgewandelt. Uns, die wir bereits in den Dolomiten von Enneberg herumgeklettert sind, macht die imponierende Umgebung Höhlensteins keinen so erdrückenden Eindruck mehr, aber der Wanderer, der aus dem Pusterthale hereinzieht und nun zum erstenmale sich in Mitte dieser Bergwelt versetzt sieht, kommt vor Staunen kaum zum Worte.

Vor allem fesselt das erhabene Bild des Monte Cristallo (3260 Meter über dem Meere), der seine zackige Krone im darunter liegenden Dürrensee spiegelt; linkerhand schaut aus dem Thal der schwarzen Rienz die domartige Gruppe der Drei Zinnen, der Edeldolomit der Südalpen, heraus, daneben dehnt sich der langgestreckte Rücken des Monte Piano, das „Damen-Belvedere" von Ampezzo. Nicht vergessen darf ich den Piz Popena und das „Haifischgebiss" des Monte Cristallin.

Und mitten in dieser Runde himmelanstrebender Kolosse tummelt sich unten in der Thalsohle das Gewimmel bunttrachtiger „Fremden", die kleine staunende, hoffende, lachende und weinende Menschenwelt. Ich habe schon erwähnt, dass am großartigsten

der Anblick dieser Dolomitmassen ist, wenn die untergehende Sonne sie roth malt oder wenn das blasse Mondlicht die fahlen Stirnen versilbert.

Heute aber ist noch helleuchtender Tag und das Wägelchen steht schon bereit, das uns weiter bis Cortina führt. Denn gerade der Fahrweg dahin führt durch eine der interessantesten und an Naturschönheiten reichsten Gegenden.

Gleich ein Stück außer Höhlenstein biegt die Straße im scharfen Winkel gegen Westen und wir erblicken eine zweite Colonie, das freundliche Schluderbach.

Auch hier hat in den letzten Jahren der Meißel der Umgestaltung stark aufgeräumt, und speculative Hand Neues geschaffen.

Was war das für ein gemüthliches Touristenheim, als die Völkerwanderung der „Fremden" noch nicht hieher den Weg fand. Da saß man im Hinterstübchen beim wegkundigen Wirt Ploner und seinem schönen Töchterchen, das gleich einer Gemse mit ihrem Vater von Grat zu Grat stieg, und plauderte von alten und neuen Zeiten. Nur wenige „Fremde" bildeten die kleine, aber regelmäßig wiederkehrende Tafelrunde, darunter der bekannte Dolomitenforscher Kurtz.

Und jetzt!

„Bedaure, schon Alles besetzt," heißt es, wenn wir heute um Unterkunft anfragen wollten.

Also dem Braunen einen Schmitz um die Ohren und vorwärts.

Rechts geht es ins Knappenfußthal hinein, von wo man auf den aussichtsreichen Dürrenstein steigt. Die blutrünstige Wand, die aus dem Thale herschaut, ist die Croda Rossa oder Rothwand, das gekrümmte Horn daneben die Croda d'Ancona. An ihr vorbei führt, wie schon erwähnt, der Weg über die Plätz-

wiese zum Bad Altprags. Man kann sich auch durch bequeme „Fahrstühle“ dahin befördern lassen. Der Bach, der an der Flanke entspringt, ist die weiße Rienz, wir sagen ihr nun auf unserer weiteren Fahrt Lebewohl.

Die Straße nach Cortina windet sich nämlich im Halbkreis um das Massiv des Monte Cristallo, indem sie erst bis zum Sattel — wenn man anders diesen unmerklichen Uebergang vom Rienzgebiet in das der Boita so nennen darf — ansteigt und dann bei Peutelstein rasch gegen Süden abbiegt und dem Flusse entlang führt.

Etwas über der Passhöhe, gegen 1500 Meter, liegt rechterhand ein schlichtes Gasthaus, Ospitale, gerade gut genug, um der Abwärtswanderung ein fröhliches Prosit zu trinken. Gegenüber steht eine nicht uninteressante gothische Kapelle mit alten Bildern. Die Leute sagen, sie seien von Tizian, der allerdings unweit davon in Cadore geboren ist. An dieser Kapelle findet man auch das oben berührte Fest Max I. auf dem Toblacher See abgebildet.

Bald kommen wir zu den letzten Trümmern der Ruine Peutelstein, welche einst die drei hier zusammenlaufenden Thäler sperrte. Als Bollwerk gegen die Venezianer erbaut, gieng sie später unter den Herren von Villanders trotzdem an erstere verloren, bis sie der tapfere Max 1516 wieder zurückeroberte und mit ihr den Schlüssel von Ampezzo.

Früher gieng die Straße tief unten durch die Klamm am Fuße dieser drohenden Veste hin, jetzt umfährt sie in weiter Serpentine dieselbe und überläſst es dem Fuſswanderer, in die grausige Schlucht hinabzusteigen und ein Stück unterhalb Peutelstein wieder hinauf zu klimmen.

Diese Wendung der Straße ist übrigens landschaftlich hochinteressant.

Während das Wägelchen langsam umbiegt, zieht wie in einem Wandelpanorama eine Thalansicht um die andere vor dem Blick vorbei. Nordwärts schaut man in den grünen Thalgrund von Campo Croce und auf die Steilwände, welche ihn begrenzen; er führt in seiner Verlängerung ins Ennebergische Rauthal. Westlich kommt das Fannis- und Tavernanzathal heraus mit den Riesencoulissen der Crepa d'Antruilles, Croda del Beco 2c.

Die schönste Schau gewährt aber der Blick gegen Süden, wo sich nun der weite Thalkessel von Ampezzo oder Cortina ausbreitet.

Die grüne Thalfläche, von der lustigen Boita durchrauscht, das freundliche Cortina (1219 Meter Seehöhe) mit den weißblinkenden Häusern und dem isoliert stehenden Campanile (Glockenthurm), der aus mächtigen Quadern gefügt, 76 Meter hoch in die Luft ragt, vor allem aber der Kranz von gewaltigen, in den abenteuerlichsten Formen dastehenden Dolomiten runden sich zu einem bewunderungswerten Bilde ab.

Da haben wir, von links beginnend, die Rückseite des mächtigen Monte Cristallo, den Sorapiss und den eisgekrönten Antelao, dann folgen im Süden und Westen der rosskopfähnliche Beco di Mezzodì, die stolze Rochetta, der festungsartige Pelmo, die herrliche Tofana. Nicht als geschlossene Kette, nein, fast isoliert umrahmen diese gewaltigen Potentaten das schmucke Cortina d'Ampezzo.

Was dieser Gegend einen besonderen Reiz verleiht, sind die zahllosen auf allen Lehnen, vorzüglich gegen die Tofana hin zerstreuten blanken Einzelhöfe und Häusergruppen, die kleinen Waldparzellen, die überall auf dem frischen Grün vertheilt sind.

Dazu kommt die Sauberkeit des Ortes und der Bewohner. In der Ortschaft selbst umsteht den aussichtsreichen Campanile, den Stolz der Cortineser, ein Kreis von ansehnlichen Gebäuden,

die Kirche mit dem Schulhaus, das Bezirksgericht, das Gemeindehaus.

Hier amtiert Seine Magnifizenz der Gemeindevorsteher, die Gemeinde selbst wird la magnifica comunità tituliert. Vier Elementarschulen, zu denen noch vor wenigen Jahren eine Società d'istruzione für Italienisch, Geschichte und Landwirtschaft kam, ferner eine Fachschule für Filigranarbeiten, übernehmen die Ausbildung dieser intelligenten und strebsamen Bevölkerung. Es macht auch alles den Eindruck der Wohlhabenheit, Reinlichkeit nnd Zufriedenheit.

Die Leute sind freundlich und offenherzig und haben neben ihrem praktischen Sinn auch eine Ader für das Schöne. Das Haus Ghedina ist Beleg dafür.

An Wirtshäusern und zwar an guten, ist kein Mangel. Die Hotels Stella d'oro und Aquila nera genügen den strengsten Anforderungen. Kurz, wer hier einige Wochen Standquartier aufschlagen will, dem wird es an Zeitvertreib nicht mangeln.

Nur muss man sich gut und brav aufführen, denn die Sittenpolizei Ampezzos ist, wohlgemerkt, sehr streng.

Etwa so einer hübschen Ampezzanerin ein Küsschen rauben, würde scharf geahndet werden, ja die uralte Gemeindeverfassung, die anno 1354 vom Patriarchen von Aquileja und später 1421 vom Dogen von Venedig bestätigt wurde, hat als Taxe für den einer Braut geraubten Kuss 10 fl., sage zehn Gulden, angesetzt. Das ist viel Geld und doch wenig, wenn man diese herrlichen weiblichen Gestalten mit den schönlinigen Gesichtern sieht.

Unmöglich wäre es nicht, dass Tizian, dessen Heimat so nahe lag, auch hieher seine Schritte gelenkt und in manchen seiner weiblichen Bildnisse Figur und Züge einer schönen Ampezzanerin verewigt hätte.

Die Tracht der Mädchen ist übrigens sehr kleidsam und läſst die anmuthigen Formen zur vollen Geltung kommen.

Sie tragen faltige dunkelblaue Röcke und Schürzen, buntes oder dunkles Mieder, rothe Strümpfe und grelle Halstücher.

Interessant ist der Rest von uralten Hochzeitsgebräuchen, die sich noch zum Theil erhalten haben. Die Hochzeit ist an die bestimmten Zeiten Fasching, Ostern, Peter und Paul und November gebunden. Wohl dem Umstande ist es zuzuschreiben, dass stets mehrere Paare zum Altare gehen. Jede Braut erhält eine alte Person, Brontola (Brummbärin) genannt, als Gardedame. An den Aufgebotstagen erscheint die Braut das erstemal grün, das zweitemal blau und das drittemal wieder grün.

Bei der Hochzeit ist der auch anderwärts noch vorkommende „Brautraub" im Schwunge, wobei die Freunde und Nachbarn hoch zu Roſs und mit blanken Schwertern die Braut stehlen, bis sie durch Geschenke wieder ausgelöst wird.

Von anderen Sitten und Gebräuchen hat sich sehr wenig erhalten. Der Ampezzaner ist ein zu nüchterner Verstandesmensch und kümmert sich mehr um Holz- und Pferdehandel, als um die rauschende Lustbarkeit von Volksfesten.

Die Haupterwerbsquelle der Gemeinde ist der Holzhandel, welchen die reichen und besonders in früherer Zeit rationell verwalteten Wälder des Thales gestatten. Wird mit dem kostbaren Capital des Waldes fortan vernünftig gewirtschaftet, so kann der Gemeinde der Ruf nicht ausbleiben, den sie noch vor Kurzem hatte, nicht nur die bravste, sondern auch die reichste Tirols zu sein.

Wer von Cortina wieder ins Pusterthal will, schlage den Rückweg über das kleine Joch Tre Croci ein, um von dort zum lieblichen Misurinasee und weiter nach Schluderbach abzusteigen. Es ist dies eine Partie von seltener Abwechselung und reichster

Scenerie, besonders der nahe Anblick der „Drei Zinnen", die sich im Misurinasee spiegeln, ist sehr malerisch. Man hat auf dieser Tour dann den mächtigen Cristallostock vollständig umgangen und kann im freundlichen Schluderbach von den Eindrücken eines schön verlebten Tages ausruhen.

Quer durch die Dolomiten.

Durch diese Schilderung soll dem berühmten Werke von Rohlfs: „Quer durch Afrika“ durchaus keine Concurrenz erwachsen, sondern ich will nur in kurzen Strichen einen kürzlich unternommenen Recognoscierungszug beschreiben, der mich und noch einen Gefährten, den ich während der Ferien kennen gelernt hatte, von Bozen aus über Thäler und Jöcher quer durch die Dolomiten nach Ampezzo führte.

Seitdem hat sich auf dieser Route allerdings manches geändert, was ich theils im Text, theils in den Anmerkungen andeuten werde.

Am 9. August, Punkt neun Uhr, brachen wir, trotz der bedenklichen Stimmung des Klinkerfues'schen Hygrometers, von Bozen auf.

Eine halbe Stunde später standen wir am Eingange des Eggenthales, das mit seinem hochthronenden Schlosse Karneid einen imposanten Eindruck macht. Rechts von uns brodelte und toste der Eggenbach, ein wildes Wasser, das im Jahre 1882 Brücken und Straße wegriss, heute aber sich begnügte, uns seine Schaumperlen vor die Füße zu werfen.

Ein paar verlotterte, italienische Arbeiterinnen, die am Bache ihre Toilette machten, waren die wirksame Staffage des Bildes.

Je höher wir steigen, desto enger wird das Thal, bis es endlich eine vollständige Klamm bildet, die nur für den tobenden Bach und die den Felsen abgetrotzte Straße Platz hat.

Himmelhoch ragen die senkrechtsteilen rothen Porphyrwände mit dem Geäder hellgrünen Buschwerkes aufwärts, so dass man oft unter überhängenden Felsen dahinschreiten muss. Im Bachbett liegen riesige Steinblöcke, über die das Wasser in tollen Sprüngen setzt, weiter drinnen bei der Brücke wird die Schlucht so schmal, dass die Technik keinen Weg mehr fand und einen Tunnel durch die rechtsseitige Bergwand bohren musste. Dieser Punkt ist der schönste des Eggenthales.

Links stürzt der Bach in herrlichem Wasserfall aus dem Engthal und zwängt seine stäubenden Wellen zischend durch das Joch; rechts gähnt der dunkle Schlund des Tunnels. Das Kreuz am Brückengeländer bebt wie Espenlaub von dem Anprall des Wassers.

Als wir so dastanden und uns dem Eindrucke dieses Naturschauspiels hingaben, kam gerade ein Holzwagen aus dem Tunnel.

Das Eggenthal ist nämlich sehr holzreich, so dass es sich wohl lohnte, die Straße mit einem Aufwande von 70.000 Gulden zu bauen. Früher vor 1861 führte der holperige Weg über das Schloss Karneid und das Bergdörflein Gummer, das wie ein Vogelnest hoch oben klebt.

Ehe wir weiter wanderten, fiel mein Blick noch auf ein ex voto-Täfelchen an der Felswand, das die wunderbare Rettung eines gewissen S. P. aus dem schäumenden Strudel darstellt. Darunter standen die beherzigenswerten Worte: „Fratres sobrii estote et vigilate. I. Petr. 5“.

Durch den kühlen Tunnel schimmert ein lachendes Hochthal, überkleidet mit dem frischesten Grün. Ein zweiter Wasserfall rechterhand plaudert uns an und ein zweites Felsenthor führt

uns in eine milde Gegend. Der Bach rauscht stiller, die erste Hütte wird sichtbar, Edelkastanien und Reben beschatten eine friedlich klappernde Mühle. Hier begegneten uns die ersten „Reggler". So heißen nämlich die Bewohner dieses Thales, wahrscheinlich eingewanderte Hessen. Auf unsere schüchterne Anfrage nach einem Wirtshause zeigten sie uns drei auf einmal, die hintereinander liegen. Beim letzten kehrten wir ein. Ober der Thür stand der Hausspruch:

Maria wähle dir zum Bild,
Fliehe unter ihren Schild,
Niemand ruft zu ihr vergebens
In dem schweren Kampf des Lebens.

Rechts steht eine kleine Kapelle, dahinter ziehen sich Plentenfelder hin, umrahmt von Eichen, Maulbeerbäumen und Weiden. Von hier aus geht man in 1 $^1/_2$ Stunden nach Birchabruck, das sich schon von weitem durch rauchende Kohlenmeiler und surrende Sägemühlen anmeldet.

Da gabelt sich der Weg, links geht es nach Welschnoven, rechts nach Untereggen. Wir schlugen ersteren ein, weil er kürzer und besser ist. Es war schon drei Uhr und wir wollten noch heute über Welschnoven und über den Karerpaß ins Fassathal. Der genannte Ort liegt reizend da, die Bewohner sprechen trotz dem wälschen Namen durchweg — deutsch.*)

Bevor wir zur Costalunga-, richtiger Welschenoveneralpe, hinaufstiegen, welche die smaragdgrüne Stiege zum Paß bildet, machten wir noch den kleinen Abstecher zum Karersee.

*) Von ihm aus führt seit wenigen Jahren die vom Ingenieur und Bauunternehmer Josef Riehl gebaute neue Straße am Karersee-Hotel vorbei über den genannten Paß hinunter nach Vigo im Fassathal. Sie kann ob ihrer nach jeder Richtung soliden Anlage das Muster einer Alpenstraße genannt werden.

Er gibt mit den ausgezackten Wänden des dahinter sich aufbauenden Latemar eines der schönsten landschaftlichen Motive, die ich in den Alpen kenne. Die Farbe ist tief meergrün; Felsblöcke, die da und dort aufragen, erhöhen nur den Reiz des Bildes. Leider war unsere Zeit bemessen und wir mussten im Doppelschritt zur Alpe.*)

Sie liegt zwischen den steilen Abhängen der Rothwand und des Latemar, eine sammtweiche Matte mit üppigem Graswuchs und duftendem Blumenflor. Von Weitem schon klang das Geläute des weidenden Alpenviehes herab und das Jauchzen und Peitschenknallen der Hirtenbuben. Ein primitives Alpenwirtshaus, besser gesagt eine Sennhütte, winkt von der Höhe.**)

Wir traten ein.

Auf dem Heerde prasselte ein mächtiges Feuer, an dem zwei Sennerinnen Schweinefutter abbrühten. Am Tische saßen drei Männer, zwei Deutsche und ein Wälscher, der ein nicht gerade Vertrauen erweckendes Aussehen hatte. Man bekam auf dieser Alpe, die noch nach Welschnoven hinab gehört, Wein, Milch Butter und auch Fleisch.

Zum Joch hinauf ist es nicht mehr weit. Es dämmerte bereits, als wir beim Karerpass, den die Leute „die Gemärk" nennen, ankamen.

---

*) Am Beginne der Alpe gleich hinter dem Ausgang des Waldes steht nun linkerhand das von den Baumeistern J. Lun und J. Musch erbaute prächtige Karersee-Hotel und ein kleines Stück darüber die Wirtschaft zur „Alpenrose", die übrigens, wie ich höre, vor Kurzem Dependance des Hotels geworden ist.

**) Statt dessen erhebt sich nun Dejoris „Rosengartenhaus", das nun ebenfalls neuestens vom „Verein für Alpenhotels in Tirol" angekauft wurde.

Der Ausblick von diesem Uebergang ist einzig schön, besonders am Abend. Wie Purpur funkelten ringsum die Dolomiten, der Schlern, der Latemar und die Bergriesen des Fleimserthales, zwischen den Einschnitten standen geröthet die Gletschermassen des Oetzthales und des Adamello.

Gegen Osten senkt sich der steile Abstieg nach Fassa.

Da mussten wir hinunter, wollten wir unsere matten Glieder ausruhen lassen. In zwei Stunden hatten wir den durchaus nicht sammtartigen Weg überwunden und waren bei eintretender Dunkelheit in das freundliche Vigo eingerückt.

Es lag schon im tiefen Schatten und nur die hellerleuchteten Fenster des Hotels Corona wiesen uns den Weg.

Ich muss nun offen gestehen, ich habe nicht bald eine so liebenswürdige und zuvorkommende Aufnahme gefunden als in diesem Gasthaus. Man brachte uns sofort ein lauwarmes Fußbad für unsere müden Sohlen, bereitete uns ein vorzügliches Abendessen und bot uns schließlich ausgezeichnete Betten.

Doch man soll den Abend nie vor dem Morgen loben, denn es gibt böse Nachtkobolde, welche nicht bloß schwere Träume verursachen, sondern auch — Bergschuhe verwechseln.

Als wir beim rosigen Morgenschein aufstanden, um unsere östliche Durchfahrt fortzusetzen, musste mein Reisecollege zu seinem nicht geringen Schrecken die Entdeckung machen, dass seine bequemen Schuhe seit einer Stunde sich auf dem Wege nach Trient befänden, das zurückgelassene Paar aber um einen halben Zoll zu kurz sei.

Bald rollte ein Donnerwetter schlimmster Sorte durch die morgenstillen Räume des Gasthauses; dazwischen kreischte die Stimme des Wirtes, der tausend Entschuldigungen herstammelnd, von einem Gemach ins andere rannte und schließlich einen ganzen

Verlag von anderen Schuhen vor den Füßen meines aufs Aeußerste ergrimmten Reisecollegen ausbreitete.

Endlich schien ein Paar halb und halb zu passen und wir verließen, mit duftenden Abschiedssträußen belastet und von den Segenswünschen des ganzen Hauses fast erstickt, das Hospiz.

Ein Wägelchen trug uns am riesigen Christophorusbild an der Kirche von Perra vorbei nach Campitello, wo die Sella-pyramide herrlich herableuchtet, und von da nach Canazei. Es liegt in imposanter Bergumrahmung da und macht, trotz des wälschen Parlierens ringsum, schon wegen der Bauart der Häuser, gleich dem zuvorliegenden Weiler Gries, einen ganz deutschen Eindruck. Die Leute verstehen alle deutsch und, so erzählte mir ein alter Mann, waren auch einmal alle deutsch.

Es schlug eben ein Uhr, da überlegten mein Reisegefährte und ich, welchen ferneren Weg wir einschlagen sollten. Denn südlich lockte verführerisch der unvergleichlich schöne Fedaja-Pass, der durch die romantische Sottoguda-Schlucht nach dem venetianischen Caprile führt, nordwestlich aber der ebenfalls wunderbar schöne Pordoi-Pass mit dem Abstieg ins obere Buchenstein.

Wir entschieden uns für den letzteren, da mir der erstere schon bekannt war, kochten also, da es Mittag war, ab und machten uns dann zum Anstieg auf das Pordoi-Joch.

Man steigt in zwei Stunden ohne Beschwerde hinauf.

Führer ist keiner nöthig, da man nicht fehlen kann, wohl aber ist ein Träger zu empfehlen. Hat man den Wald hinter sich, so geht es über kurzgrasige Halden aufwärts zur Schneide. Rechts hat man die Cime dei Rossi, links die zackigen Wände und kahlen Schroffen des Monte Sella, weiter westlich den wilden Plattkofel. Zwischen letzterem und dem Mortoi blitzen Eishörner durch. Es sind die Stubaier Ferner, die aus weiter Ferne hergrüßen.

Als wir am Joch ankamen, wurden wir durch fußtiefen Schnee überrascht und ein eisiger Wind pfiff um unsere Ohren. Trotzdem stiegen wir auf den von der Schneide rechtsliegenden Grat, um von ihm die stolze Marmolata zu bewundern. Der Anblick dieses Riesenmassivs ist überwältigend. Wie ein mattgeschliffener Spiegel glänzte und blendete das darüberliegende Gletscherfeld, so nahe, dass wir ganz leicht eine Partie von Touristen wahrnehmen konnten, welche die weiße Fläche überschritten. Tief unten lag das freundliche Penia und östlich ganz eingebettet das stille Araba.

Rückwärts geht es über Bergwiesen steil ins Cordevolethal (Buchenstein) hinab.

Unweit von uns wurde gerade das Vieh abgetrieben. Sonst wird die Alpenweide vom ersten August bis Mitte September benützt. Heuer vertrieb sie der Schnee.

Als wir in Araba ankamen, das nebenbei bemerkt ein wenig ansprechender Ort ist, wies man uns in ein Wirtshaus, das aber nicht den gewöhnlichsten Anforderungen entsprach. Schnaps und Bockfleisch war unsere Erquickung. Wir trachteten daher, bald weiter zu kommen.

Eine halbe Stunde außerhalb des Ortes zweigt links ein Weg von der Straße ab, der über den Incisa-Pass ins hintere Enneberg führt. Bis Pieve, dem Hauptquartier von Buchenstein, hatten wir noch eine starke Stunde zu laufen. Der Weg ist besonders anfänglich schlecht genug.

Dieses Buchenstein oder Livinalongothal ist eine merkwürdige Gegend, kein ebenes Flecklein im ganzen Thal. Die Häuser, Weiler und Dörfer kleben alle an den abschüssigen Lehnen, so dass man, wenn man von vorn zu ebener Erde hineinsteigt, rückwärts vom dritten Stock hinabschauen kann. Die Leute sollten

hierorts mit ungleichen Beinen auf die Welt kommen oder mindestens mit Steigeisen.

Der Weg läuft hoch oben an der steilen Böschung hin, tief unten braust in der Schlucht der Thalbach.

Endlich bei vollkommener Dämmerung kamen wir in Pieve (gegen 1506 Meter Seehöhe) an.

„Wo kehren die Fremden ein?"

Beim Battisti, war die Antwort. Also hinein ins stille Gelass.

Ein Zimmerchen, dessen Wände Gemskrückeln zierten, wurde uns angewiesen. Der erste Griff war nach den Betten. Sie waren gut. Auch hier wurde uns trotz des unhotelmäßigen Aussehens des Wirtshauses mit größter Liebenswürdigkeit begegnet, Fußbad und Pantoffeln gespendet, kurz man fühlte sich bei dieser Zuvorkommenheit behaglich und übersah gern manches Mangelnde. Bald stärkte uns die zweite Reisenacht mit ihrem erquickenden Schlummer.

Der nächste Morgen machte ein trübes Gesicht. Ein feiner Nebelschleier umspann Häuser und Höhen, ja hie und da fiel selbst ein verirrter Tropfen.

Was thun?

Die Aussicht vom Col di Lan (2460 Meter), auf die wir uns so gefreut hatten, war jedenfalls verdorben. Dieser Berg liegt mitten in der Gabelung vom eigentlichen Livinalongothal und dem Andrazthal, das sich gegen Nordosten zieht. Man genießt von ihm eine entzückende Fernsicht auf die südlichen Dolomiten, besonders auf den domartig sich aufbauenden Monte Civita mit dem darunterliegenden kleinen Alleghe-See. Nordwärts läßt er den Blick über Enneberg hin bis in die Brunecker Gegend schweifen. Man kann bis fünf Minuten unter der Spitze reiten. Der Weg beträgt 2½ Stunden.

Unterdessen ertönten die Kirchenglocken, ein prachtvolles Geläute, das seine Klänge silberhell über die Thalschlucht sendete. Ist auch nicht zu wundern; denn die Weiber von Buchenstein sollen einst ihre Ringe von Gold und Silber in die Glockenspeise geworfen haben.

Schön sind sie nicht die Buchensteinerinnen, ebenso hat der Schlag der Männer etwas Gedrücktes. Auch sonst hört man über die männliche Bevölkerung nicht das Beste sagen. Sie seien hochfahrend und träge, und behandelten ihre Weiber gleich Lastthieren, während sie selbst faulenzen. Auch Staffler fällt gerade kein günstiges Urtheil. Erkundigungen, die ich bei Beamten einzog, die dort längere Zeit dienten, lassen diese Charaktereigenschaften in bedeutend milderem Lichte erscheinen.

Sehr verbreitet war in früherer Zeit die Secte der Flagellanten, die sich bis zum Jahre 1823 erhielt, dann aber aufgehoben wurde, weil die „Geißelungen" eine mit Anstand und Sitte nicht ganz vereinbare Form angenommen hatten.

Ueber den fast vollständig abgeschlossenen Bergwinkel von Buchenstein ließe sich noch viel Interessantes mittheilen, aber wir müssen fort, um über das Joch Tre sassi ins Ampezzo zu gelangen. Die Aussichten waren schlimm genug; der Wirt meinte, wir dürften nicht fort, es komme arges Schneewetter.

„Ja, aber dann werden wir ja in Buchenstein auf drei Wochen eingeschneit."

Er zuckte die Achseln.

„Herr des Himmels!" seufzte mein Reisegefährte und sah nach allen vier Weltgegenden. Ueberall dichte Nebelmassen und schweres schneeschwangeres Gewölke.

Endlich beschlossen wir, um jeden Preis über das Joch, zwar nicht zu gehen, aber zu reiten.

Bald standen zwei Hippogryphen gesattelt vor uns. Der eine war ein breitrippiger, schwerfälliger Ackergaul, auf dessen Rücken man hätte Ballet tanzen können. Den nahm sofort mein Reisegefährte in Beschlag.

Der andere war ein kleines, mageres Langohr, das mich mit unendlicher Geringschätzung betrachtete. „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg“, dachte ich und bestieg es.

Da es bereits zu regnen begann, spannten wir unsere Schirme auf. So setzte sich der abenteuerliche Zug unter dem Hü! des Führers und den tiefen Bücklingen des Wirtes in Bewegung. Voran ritt gleich Prinz Eugenius hoch zu Ross mein Begleiter, dann folgte ich, daneben schritt der Führer.

Ich hatte mich mit ihm eben in ein Gespräch über Land und Leute eingelassen, als ein ganz martialisches Schelten meines Vorreiters uns unterbrach

Was war's?

Am Wege befand sich ein Brunnen, überdeckt mit weit vorspringendem Dache. Da gieng nun der Gaul meines Gefährten gewohntermaßen zur Tränke, nicht ahnend, dass der aufgespannte Schirm seines Reiters dadurch mit dem Dache in Collision käme. Die Situation erschien mir so komisch, dass ich aus dem Lachen gar nicht mehr herauskam, bis wir rechterhand die zerfallene Veste Andraz vor uns liegen sahen.

Wie wunderschön musste bei schönem Wetter sich dieser Anblick machen!

Sie erhebt sich jenseits des Bachrunstes auf einem ganz isolierten dreieckigen Felsen und schaut in offener Lage weit hinab auf das sich steil absenkende Thal. Heute schlug der Regen an seine fahlgelben Mauern und huschten die Nebel um die zerbröckelten Zinnen. Was ließe sich über diese Burg und ihre Wechselfälle alles erzählen! Nach den Gothen, die es im sechsten

Jahrhundert erbaut haben sollen (nach neuerer Forschung fällt die Erbauung in das Jahr 930), treffen wir es seit dem Jahre 1091 im Besitze des Hochstiftes Brixen, das es durch Schloss-hauptleute, darunter den berüchtigten Gabriel von Prack, verwalten ließ.

Seit 1803, wo das Hochstift säcularisiert wurde, war es nur mehr Beuteobject, erst der raublustigen Bauern von anno Neun, dann von anderen unsauberen Händen. Einrichtungsgegenstände und das kostbare Archiv wurden theils geplündert, theils zerstört, der kunstvolle Dachstuhl, die Kapelle mit den gefälligen Stukkaturarbeiten dem Verfalle preisgegeben.

Jetzt steht nur mehr der mit den Felsen fest verkittete Thurm, das „letzte großartige Denkmal der Herrschaft des Krummstabes".

Auf steilem, holperigem Wege, auf dem der Gaul meines Gefährten immer stolperte, mein Grauer aber sicher trat, gieng es nun gegen das Joch.

Das Wetter wurde immer unwirscher; bald begann es zu schneien und, als wir oben anlangten, wirbelte es um uns wie im strengsten Winter und die Thiere wateten bald im fußtiefen Schnee.

Diese herrliche Gegend, auf die ich mich so lange gefreut, im Schnee!

Mein Reisegefährte war in stiller Resignation verstummt. Wie ein Feldherr nach verlorener Schlacht saß er ganz zusammengeknickt auf seinem Gaul, der halb schlafend langsam weitertrottete und erst aufzuwachen schien, als es abwärts gegen das Hospiz gieng.

Von hier an führt die im Jahre 1868 erbaute neue Straße nach Cortina.

Das Hospiz liegt auf der Ampezzaner Seite, eine halbe Stunde unter dem Joch.

Es ist ein sogenanntes „Tauernhaus", fest und solid gebaut.

Als wir in die geheizte Stube traten, trafen wir drei hübsche Mädchen, die uns mit größter Zuvorkommenheit behandelten. Bald fühlten wir uns ganz behaglich in dem Hospiz, umsomehr, als die ursprüngliche Schüchternheit der drei Samariterinnen allmählich schwand und der feurige Wein erquickend durch unsere Glieder zog.

Diese drei Mädchen sind Schwestern und haben das im Jahre 1870 erbaute Hospiz in Pacht. Sie bleiben Sommer und Winter hieroben und beschäftigen sich mit Nähen, Spinnen und anderen weiblichen Handarbeiten.

Ihren Verkehr mit der Mitwelt unterhalten sie durch die zwei Postboten, von denen der eine von Cortina mit den Briefen heraufkommt und dem andern von Buchenstein sie übergibt. Nachdem wir uns mit Speise und Trank gestärkt hatten, sagten wir den drei Grazien des Hospizes Lebewohl und stiegen bei sich aufheiterndem Himmel durchs Val Zargo nach Cortina hinab, wo wir abends ankamen.

Damit war unser Querzug durch die Dolomiten beendet.

Nach Madonna di Campiglio.

Judicarien! Rendenathal! Campiglio! Wie Wenige verhältnismäßig kennen diese Gegenden! Höchstens vom lustigen Volk der Studenten, die im Jahre 1866 an die wälsche Grenze zogen, um die Tiroler Heimat am Tonalpass und am Monte Macao gegen die Garibaldischen Freischaren zu vertheidigen, mochte der Eine oder der Andere einen Streifzug in das herrliche Rendenathal gemacht haben oder von Malé aus über den breiten Sattel gestiegen sein, auf dem die einsame Niederlassung Madonna di Campiglio steht.

Und doch sind diese Thäler so schön wie ihre Geschwister östlich von der Etsch.

Auch die Dolomiten finden sich hier mit all' ihrem berückenden Zauber und wenn ein Enthusiast auf den domartigen Monte Civita verweist und auf das Eisgeschmeide der stolzen Marmolata, so halten wir ihm die Zackenkrone der Brenta und den blitzenden Gletscherschild des Adamello entgegen.

In der That ist es sehr zu bedauern, dass Judicarien mit seinen herrlichen Gebirgsketten, Thälern und Seen im Vergleich zu anderen Gegenden so wenig bekannt ist. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, den Touristenstrom auch dahin zu lenken, wozu vor Allem die deutschen und italienischen Alpenvereins-Sectionen durch Unterkunftshütten beitrugen.

Zwei Wege kommen hier vorzüglich in Betracht. Der eine führt von Val di Sol (Sulzberg), der westlichen Verlängerung des Nonsthales, südwärts in dieses Alpengebiet, der andere steigt von Arco durch das Sarcathal nordwärts zu ihm hinauf.

Das schöne und fruchtbare Rendenathal bildet gewissermaßen den Mittelpunkt; von ihm gehen wir aus.

„Ja, wenn wir nur erst dort wären!" hör' ich dich sagen.

Das ist sehr einfach. Du setzest dich früh morgens in Trient in den Stellwagen und lässest dich von ihm nach Cadine, dann nach Vigolo und Masenza schleppen, bewunderst im Vorbeifahren den stillen Toblinosee mit dem Wolkenstein-Schlosse, erfreust dich am Anblick der ersten Oelbäume und fährst dann auf der prächtig angelegten Straße von Limaro durch die Schluchten des Sarcathales bis Stenico und rückst von dort in anderthalb Stunden in den Hauptort von Judicarien, ins alte Tione, ein.

Nun befinden wir uns am Eingang des herrlichen Rendenathales, dem Schlüssel von Judicarien.

Tione hat eine malerische Lage an den Abhängen des Monte Cinglotin, eines Ausläufers des gewaltigen Adamellostockes.

Südlich geht es durch das Chiesethal zum reizenden Idrosee, nördlich öffnet sich der Garten des Rendenathales, den wir auf unserer Pilgerfahrt zur wunderthätigen Madonna di Campiglio zu durchwandern haben.

Es ist ein starkbevölkertes, wohlbebautes, mit Dörfern und Weilern übersäetes Fruchtgelände, von der Sarca durchströmt und von sanften Thalhängen begrenzt. Besonders in den Thalweiten von Borzago und Strembo ist die Sohle mit dem üppigsten Grün überzogen und Mais- und Maulbeerculturen wechseln mit rundkronigen Kastanienbäumen und schönen Fichten- und Lärchenbeständen. Man hat das Rendenathal daher nicht mit Unrecht das „wälschtirolische Zillerthal" genannt.

Noch beeinträchtigt keine rauhzackige Dolomitmauer den heitern Eindruck der Gegend, nur bei Pelugo, an dem wir vorbeireisen, blickt auf einen Moment das eisige Antlitz des Adamello auf die lachenden Fluren.

Der Hauptort des Rendenathales ist Pieve di Rendena, ein Complex von mehreren Gemeinden (Borzago, Mortaso, Fisto und Ches) auf breitem sonnigen Thalboden.

Vor Jahren mochte es hier fröhlich zugegangen sein, als noch die ernstheiteren „Maitinaden" fröhlicher Sänger zu Guitarre und Mandoline erklangen und der Tanzboden unter den leichten Füßen der sittsamen Mädchen von Rendena rythmisch erbebte.

Jetzt ist Gesang und Jugendlust längst gestorben; die jungen Leute müssen größtentheils ihr Brod als Scheerenschleifer, Kaminfeger und Messerschmiede auswärts suchen und nur die Bergamasker Hirten bringen, wenn sie mit ihren dickwolligen Schafheerden nordwärts ziehen, einiges Leben und heitere Abwechslung in die Gegend.

Unweit Pieve liegt Mortaso.

Hier wurde im Jahre 504 Vigilius, der wälschtirolische Glaubensprediger und Bischof von Trient, zur Strafe, weil er das Saturnusbild zertrümmert und in die Sarca geworfen hatte, von den heidnischen Bewohnern zu Tode gesteinigt und zwar, wie die Sage meldet, mit Brodlaiben.

Bald erreichen wir das bestgelegene Dorf des Thales, Pinzolo, den Stellplatz für Alle, welche im Gebiete des oberen Sarcathales, vornehmlich im wildschönen Val di Genova, Touren machen wollen.

Der Ort hat massiv gebaute Steinhäuser mit flachen Dächern und kellerartig gewölbten Erdgeschossen.

Man lebt hier gut, besonders seit mehrere gute Gasthöfe, darunter das „Hotel Pinzolo" (deutsch), sich allen Touristen

gastlich aufgethan haben. Damit soll dem altbewährten „Aquila nera“ des wackeren Bonaparte nicht nahegetreten werden.

Pinzolo dürfte in touristischer Hinsicht bald einer schönen Zukunft entgegengehen, falls der Touristenstrom diese herrliche Gegend mehr würdigt. Die günstige Lage des Ortes am Eingange des unvergleichlichen Val di Genova und zugleich hart am Aufstieg nach Madonna di Campiglio, die gesunde Gegend, in der es gelegen ist, die lohnenden Ausflüge, machen es zum Toblach oder Niederdorf des Rendenathales.

Hochinteressant ist ein Besuch des alten, aus Granit erbauten Vigiliuskirchleins, das ganz in der Nähe im Felde steht und wertvolle Fresken, darstellend einen Todtentanz aus dem Jahre 1536, enthält. Da kann man einen Dudelsackpfeifer mit einer Krone auf dem Haupte sehen, dann den langen Zug der „Todgeweihten“, alle mit dem Pfeil im Herzen, den Schluss macht der allgewaltige Tod selbst, auf einem geflügelten Schimmel reitend.

Auch noch eine andere Darstellung des Todtentanzes enthalten die Kirchenwände.

Interessant sind die kräftigen Begleitverse dieses „Ballo della morte“. Ich kann mich nicht enthalten, einige derselben in der gelungenen Uebersetzung des Tiroler Dichters B. Del Pero anzufügen.

Ich bin der Tod mit Scepter und Krone,
Der Herr des Volkes, der Herr der Throne.

So stark bin ich, so voller Schauer,
Dass ich dringe durch Thor und Thür und Mauer.

Und schwinge rundum ich die scharfe Hippe,
Erbebt die Welt, verstummt jede Lippe.

Ich lade zum Tanze so Herrn wie Vasallen,
Aus der Armut Hütten, aus Palastes Hallen:

Die Alten, die Jungen, die Bösen, die Frommen,
Und sie müssen alle, alle mitkommen! . . .

Mit mir hat getanzt der Gottessohn;
Was zauderst du dort auf Petri Thron?

Tanz' Cardinälchen, und tanze gut,
Leg' ab nun auf ewig den rothen Hut!

Du stützest dich munter am Bischofstab?
Doch wir tanzen selbander ins tiefe Grab!

Du Priester! Du Mönch! und du Jesuit!
Ihr wehrt euch? Kommt doch, und tanzet mit!

Dort sitzt auf dem Throne felsenfest
Ein Kaiser. Ich winke, er folgt mir zum Fest.

Der Feldherr mit seiner Krieger Schwall
Wirft weg die Waffen und kommt auf den Ball.

Nichts gilt mir, Reicher, dein Gold und dein Glanz;
Du kaufst dich nicht los von meinem Tanz!

Ich rufe — zwei Liebende hören es kaum —
Doch sie kommen und tanzen. Dahin ist der Traum!

Was weinst du mein Kind, so zart und klein?
Ich hole dich ja zum Ringelreih'n! . . .

Ich bin der Tod mit Scepter und Krone,
Der Herr des Volkes, der Herr der Throne.

Ich lade zum Tanze die Bösen, die Frommen,
Und sie müssen alle, alle kommen!

Nicht zu übersehen sind die kunstvoll geschnitzten Altäre; überhaupt bietet die ganze Kirche dem Kunstkenner eine reiche Ausbeute.

Noch einen ähnlichen Schatz besitzt diese Gegend.

Es ist das uralte Kirchlein von San Stefano.

In weithinblickender Lage steht es kastanienbeschattet au hohem Granitfelsen am Eingang ins Val di Genova und schaut

mit seinen dunklen Augen auf das blühende Rendenathal und auf die Abhänge des Monte Morlino, der Vormauer der wilden Bocca di Brenta.

Unter ihm raucht und pustet der Schlot der Glasfabrik, ein lärmender Gegensatz zum Frieden, der die stille Berghöhe umweht.

In diesem Kirchlein nun, das der Legende nach Karl der Große an Stelle eines Kastells erbaut haben soll, befinden sich ebenfalls wertvolle Fresken, welche auf die Gründung Bezug haben und dabei auch ein Todtentanz aus dem Jahre 1519 von einem unbekannten Meister.

Eine lange Inschrift theilt die Gewährung eines Ablasses für jeden ersten Sonntag im Monat in der Dauer von tausend Jahren mit.

An diesem Kirchlein vorbei führt der Weg ins wildschöne Val di Genova.

Wer die Fahrt über Madonna di Campiglio macht, darf den Besuch dieses Thales nicht verabsäumen. Es zieht sich als oberstes Sarcathal westlich von Pinzolo bis hart an den Fuß der Eisgefilde des Adamello und der Presanella hin, die seine südlichen und westlichen Flanken bilden.

Wenige Thäler dürfte es geben, die sich an Großartigkeit mit ihm messen können.

Hören wir, wie Julius Payer darüber urtheilt: „In rascher Folge reihen sich die Scenerien urwüchsiger Wildheit und tiefster Bergeseinsamkeit mit den wärmeren Tönen südlicher Natur Charakterisieren das einförmige Val di Rendena die Breite, Ebenheit und das geringe Gefälle der Thalsohle, wohlbebaute Fluren worin sich Ortschaft an Ortschaft drängt, die sanfteren beiderseitigen Thalhänge und die einem südlicheren Himmelsstriche angehörige Vegetation, so erkennen wir in dem Val di Genova alle

Merkmale der Hochgebirgswelt. Gigantische Felsbauten, über deren Gemäuer thurmhohe Wasserfälle niederbrausen, umstellen die tief eingeschnittene Felsgasse der Sarca, tosend stürzt diese über Terrassenabsätze der Sohle; aus engen Schluchten, gebildet durch die Depression der Thalwände, gelangt man immer wieder auf große, fast ebene Alpmatten, häufig glaubt man sich in ein riesiges Amphitheater versetzt, nur gucken von den Felsengallerien statt lachender Mädchenköpfe bleiche Eiszungen, die sich durch die Felsspalten zwängen, herab."

Und so ist es.

Kaum haben wir das friedliche Kirchlein von San Stefano im Rücken, so tritt uns schon die Hochgebirgsnatur in ihrer ganzen furchtbaren Schönheit entgegen.

Wie ein freigeborenes Füllen stürmt die junge Sarca über die Granitblöcke, zischend fliegt der Gischt durchs Rinnsal der Sägemühle, welche jenseits des schwankenden Steges steht, eine von jenen rastlos nagenden Hyänen, welche das harzduftige und schützende Vließ der Berge zerfleischen.

Wie lange wird es dauern und die Feuerschlote der Glashütten des Rendenathales werden auch das waldreiche Val di Genova von Stämmen entvölkert haben und die weiche Umlagerung der schroff aufstrebenden Wände und Felsterrassen wird verschwunden sein. Noch führt eine leidlich gute Straße thaleinwärts, vorbei an übereinander gethürmten Felsblöcken, jähen Abstürzen, brausenden Kaskaden.

Bald kommen wir aus der Enge hinaus und ein grüner Thalboden begrüßt uns. Rechterhand stürzt in gewaltiger Tiefe der Nardisbach über die fast hundert Meter hohe Felswand, ein imposanter Anblick.

Wieder ein paar Sägen! Armer schöner Wald!

Hier stehen wir nun auf der ersten Terrasse des Val di Genova. Es erhebt sich ähnlich wie das Oetzthal in mehreren Absätzen, so dass nach einem engeren Aufstieg immer eine breite Fläche folgt.

Diese erste Terrasse reicht bis zum Pian di Genova.

Linkerhand, nicht weit von der frischen Quelle Fontana bona, kommt das zwischen die beiden Felsenarme des Monte Corno und Ospitale eingeklemmte doppelgabelige Val Seniciago herab. Der östliche Arm führt zu den einsamen Seen S. Giuliano. Sie liegen auf einer felsumragten Hochfläche, ein Bild der Vereinsamung. Daneben steht die Kapelle des Schlangenheiligen Julian, der hier zur Sühne, dass er seine Eltern nachts unbewusst erschlug, seine Tage verlebt haben soll.

Die Sage erzählt, so weit habe sich der Heilige von Pinzolo fortbegeben, dass er die Glocken seiner Heimat nicht mehr läuten und die Hähne nicht mehr krähen hörte. Als er einen Hirten um Milch bat, und ihm dieselbe hartherzig abgeschlagen wurde, habe Gott die Heerde in ungefüge Steinblöcke verwandelt, die man noch herumliegen sieht. Ueberhaupt ist das Val di Genova reich an Sagen.

Es wimmelt förmlich von bösen, in diese wilde Gegend verbannten Dämonen und Spukgestalten, die in den abenteuerlichen und grotesken Felsenformen ihren Ursprung haben.

Da spukt der verführerische Zampa da Gal (Hahnenfuß) und der gespenstige Belajal (Belial?), weiter drinnen lauert der tückische Schena da Mul (Eselsrücken) und die koboldartigen Gesellen Coa de Caval und Manarot, ferner der diebische Calzella rossa (Rothstrumpf) und die possierliche Barzola.

Nehmen wir den Segen des heiligen Julian mit und schauen wir, dass wir weiter kommen, denn bis zur Malga tedesca, welche die zweite Thalstufe bildet, haben wir noch ein gutes Stück.

Bald fesseln zwei neue Bilder unsern Blick. Der Larisbach fällt in drei prachtvollen Kaskaden über die Wände und weiter drinnen stürzt die Sarca in herrlichem Salto mortale in einen trichterförmigen Kessel. Der Crozon de Cingolon und die eisbedachte Busozza werden sichtbar, zugleich merkt man schon den Umbug des Thales gegen Norden. Ein paar Sägmühlen und Sennhütten, wo wir Milch bekommen, bilden die Staffage dieser verlassenen Gegend. Keine andere menschliche Niederlassung bringt Leben in dieses Thal. Die Lawinen und niederdonnernden Steinblöcke machen jede Ansiedlung unmöglich. Und als ob der Mensch von dieser wilden Umgebung etwas aufgenommen hätte, begegnen uns hier waldursprüngliche wetterharte Gestalten, die zwar dem Maler unschätzbare Genretypen sind, für den anderen Sterblichen aber, obwohl ohne Grund, fast etwas Beunruhigendes haben. Der Weg bis zur letzten Thalterrasse, der Alpe Bedolo, ist im Vergleich zum früheren nicht mehr so gangbar. Er führt bald neben, bald über der Sarca an der Malga Caret und Mutta vorbei und leitet endlich über die Scala de Preduc, von der die Sarca stäubend stürzt, in rascher Wendung nach Südwest zum herrlichen Thalkessel von Bedole.

Der Anblick dieses Thalabschlusses ist unbegreiflich schön. Ueber dem grünen Weideboden, den die Sarca im Windegang durchschäumt, und über der Unterlage dunkler Nadelwälder baut sich domartig das Massiv des Adamello auf. Zwei gigantische Gletscherströme, die Vedretta del Mandron und della Lobbia, langen bis herab und umgürten den mächtigen Felsstock der Lobbia bassa, der sich wie ein urgewaltiger graubrauner Riese zwischen der kalten Umarmung aufbaut. Aus dem Hintergrunde sieht man noch die spitze Pyramide der Lobbia alta in den tiefblauen Himmel ragen. Ringsum legen sich als Rahmen des Vordergrundes mächtig steile Wände, von Gießbächen belebt,

und gegen Norden der zerklüftete Rückgrat des Presanella, ja ich weiß nicht, ob irgend in den Alpen ein Bild von solcher großartiger Schönheit existiert. Will man noch weiter, um das aus Fels und Eis gebaute Alpengebiet aus nächster Nähe zu betrachten, so gehe man noch bis zur Malga Matterott, dem eigentlichen Thalschluss. Hier sieht man das mächtige Firnlager der Vedretta della Lobbia, die eisige Brunnenstube der Sarca, unmittelbar vor sich, nebst einem Chaos von Eisklippen, Eishörnern und Gletscherthoren, Felswänden, Schluchten und Steinriffen. Willst du noch weiter? Lockt es dich hinauf zu den Mandronen-Seen, in deren regloser Flut sich tagtäglich diese ganze erhabene Alpenwelt wiederspiegelt.

Da steht seit 1879 die aus Granitblöcken gebaute „Leipziger-Hütte", von wo aus man zum König dieses Gebietes, zum majestätischen Adamello, steigt.

Doch genug nun dieser prächtigen Augenweide und wieder zurück nach Pinzolo zum Weitermarsch nach Madonna di Campiglio.

Von Pinzolo bis Carresolo, dem letzten Orte des Rendenathales, geht es noch fast eben; dann steigt die Straße durchs Nambinothal hinauf. Munter hüpft uns die Sarca di Campiglio entgegen, als freue sie sich über den Besuch ihrer Heimat. Nach einer Stunde bequemen Anstieges kommt man auf das Plateau von St. Antonio.

Hier halten wir auf einen Moment Rast, denn von dieser Hochwarte erblickt man westwärts ein effectvolles Tableau, die ebenbesuchte Adamello- und Presanella-Gruppe, ostwärts zum erstenmal die bizarre Welt der Brenta-Dolomiten. Zwischen diesen beiden Alpenwundern liegt im tiefen Frieden das grüne Band des Rendenathales gebettet, so liebreizend und heiter, als hätte die wunderthätige Madonna ihre Gnadenhand darauf ge-

legt. Dieser Punkt ist die Glanzstelle des Nambinothales. Von hier aus zieht die Straße in vielen Serpentinen immer weiter und höher gegen Norden. Der große, nur theilweise gelichtete Wald von Campiglio nimmt uns auf, die wilden Eiswasser des Agnola-, Brenta- und Asthales stürmen an uns vorbei, dann haben wir den Sattel erreicht, auf dessen südlicher Abdachung ein Kirchlein mit einem Complex von Gebäuden uns gastlich begrüßt, Madonna di Campiglio.

Die Gegend hat auf den ersten Blick wenig Einladendes, ja sogar etwas Mattes und Eintöniges. Noch haften im Auge die südlichen Tinten des Rendenathales und der Zauber der geschauten Gletscherherrlichkeit. Bald aber fühlen wir uns behaglich in der einsamen Colonie und geben uns auf dieser luftigen Höhe gern einige Tage beschaulicher Rast hin.

„Dieses großartige alpine Etablissement, gänzlich neu hergerichtet (es ist nämlich 1877 abgebrannt) und mit allem Comfort ausgestattet, bietet in seinen umfangreichen Baulichkeiten für mehr als 200 Personen bequeme Unterkunft und entspricht allen Anforderungen für kürzeren oder längeren Aufenthalt.“ So sagte unter anderem das seinerzeit in tausenden von Exemplaren versendete Plakat und, in der That, wenn die Wirklichkeit nur halbwegs der Vignette entspricht, die darüber prangt, so schaut es hier ganz prachtvoll aus. Die schmucken bewimpelten Gebäude, die sich um das alte Kirchlein gruppieren, die Parkanlagen zuvor mit den rauschenden Fontänen, die grünen waldumsäumten Halden darüber, vor allem aber die Kette grandioser Dolomitzacken, die hoch in das Blaue streben, geben ein einladendes Bild dieses „Grand Hotel des Alpes“.

Und so ist es. Schauen auch die Dolomitriffe den Curgästen nicht gerade vorwitzig in die Teller herein, wie das Plakat zeigt, sondern muss man sich zu einem kleinen Anstieg bequemen, um

sie bestaunen zu können, so gibt es doch des Schönen so viel zu sehen, dass sich kein Besucher enttäuscht fühlen wird.

Man muss es übrigens dem wackern Hotelbesitzer Herrn F. J. Oesterreicher nachsagen, dass er Alles thut, um den Campiglio-Pilgern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. So ließ er, von Zubauten und anderen Neuerungen nicht zu sprechen, heuer nach den Entwürfen des tirolischen Malers Gottfried Hofer einen neuen Speisesaal herstellen. Unterhaltung bietet die abwechslungsreiche Umgebung; Fischer, Jäger, Botaniker und Geognosten finden hier Ausbeute genug. Auch an Spaziergängen ist kein Mangel, so dass man, abgesehen von der bewährten Heilkraft der hierortigen Stahl- und Fichtennadelbäder, auch als gesunder Mensch hier gern verweilen wird.

Uebrigens ist Madonna di Campiglio durchaus nicht, wie man gemeiniglich annimmt, „eine vom modernen Höhencultus aufgestöberte Einöde“, in die erst durch seine gegenwärtige Umformung zu einem Luftcurort ersten Ranges Leben gekommen ist. Schon die Lage dieses Passes zwischen den beiden bevölkerten Gebieten des Nonsberges und des Rendenathales bedingte einen ziemlich regen Verkehr.

Ja, in früheren Jahren muss dieser Weg sogar stark betreten gewesen sein.

Gieng doch im Mittelalter über Campiglio eine gern gewählte Route von Deutschland nach Italien. Romfahrende Pilger wie Kaufleute wichen dem Eisakthal mit seinen räuberischen Burgen gern aus und zogen lieber den Saumweg von Sterzing über den Jaufen nach Meran und von da über den Gampen nach Nonsberg, um entweder durchs Tresenzathal am herrlichen Tovelsee vorüber oder durchs Sulz- und Meledriothal hinan die Höhe von St. Campiglio zu gewinnen und so durchs Rendenathal dem Gardasee zuzustreben.

Diesem Umstande verdankt auch sicher die Niederlassung ihre Entstehung.

Daher treffen wir auf der Höhe des Gampenpasses wie auf der Hochfläche von Campiglio schon im zwölften Jahrhundert ein Hospiz und Pilgergasthaus, später unter dem Schutze der Brüder des Hospitaliterordens.*) Nach dessen Untergang schienen es die „fratres nullius ordinis“ in ihre Obsorge erhalten zu haben, unter denen es einen solchen Aufschwung nahm, dass es verschiedene Filialen errichten konnte.

Da jedoch Mönche und Nonnen zusammenwohnten, so bildete sich schließlich ein zu familiäres Leben heraus, das den Trientiner Bischof Bernhard von Cles bewog, 1706 das Hospiz aufzuheben und nur die Kapelle offen zu halten.

Seither fristete die Wirtschaft nur eine armselige Existenz, die es selbst unter dem bekannten Besitzer Nic. Collini, der in den Franzosenkriegen als der Speckbacher Wälschtirols eine gewisse Rolle spielte, zu keinem Aufschwung brachte. Erst der unternehmende Giovanni Batta Righi von Pinzolo brachte Campiglio mit der Welt in nähere Berührung und zwar durch Anlage der Straße von Pinzolo bis hinauf und dann durch die Errichtung eines Hotels. Nachdem ein Brand dasselbe im Jahre 1877 zerstört hatte, erstand bald darauf das heutige „Grand Hotel des Alpes“. Gegenwärtig besitzt es, wie erwähnt, der Inhaber des Grand Hotel Trento in Trient, Herr Oesterreicher, dem es seine gegenwärtige Bedeutung verdankt.

Ein Hauptvorzug dieses 1553 Meter über dem Meere gelegenen Luftcurortes ist, dass sich derselbe an der südlichen Abdachung des Passes befindet, und infolgedessen von nördlichen

*) Nach Eggers Geschichte von Tirol, Band I, Seite 283, wurde das Hospitz erst im Jahre 1222 errichtet.

Luftströmungen nichts zu leiden hat. Es wird wenige derartige Höhenorte geben, die so staub-, wind- und nebelfrei sind.

Rechnet man noch dazu die Fülle von kleineren und größeren Ausflügen, z. B. auf den Monte Spinale, von wo aus man die Brenta-Dolomiten sozusagen „mit den Händen greifen“ kann, dann begreift man, dass hohe, höchste und allerhöchste Herrschaften sich Madonna di Campiglio zu ihrem Reiseziel erwählen, und der Zufluss von Sommergästen von Jahr zu Jahr steigt.

Er wird erst seine volle Höhe erreichen, wenn durch die Eröffnung der Straße von Dimaro zum Sattel von Campiglio der Verkehrsring geschlossen ist, der Bozen mit Trient durch die bilderreichen Zwischenstationen Mendel, Nonsberg, Campiglio und Rendenathal verbindet.

Verlag der
Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.

Wanderungen in Tirol und Vorarlberg.

I. Theil: Wanderungen in Vorarlberg.

Von Ludwig von Hörmann.

1895. VI u. 126 S. 8°. 80 kr.

Die Jahreszeiten in den Alpen.

Bilder aus dem Natur- und Volksleben mit besonderer Berücksichtigung **Tirols.**

Von Ludwig von Hörmann.

1889. VIII u. 192 S. 8°. fl. 1.20

Schnaderhüpfeln aus den Alpen

herausgegeben von Ludwig von Hörmann.

Dritte verbesserte Auflage mit Zeichnungen von Ph. Schumacher und Singweisen.

1894. XXVII u. 876 S. 16°. fl. 1.—, geb. fl. 1.40

Carl von Lutterotti's

Gedichte in Tiroler-Dialecten.

Dritte Auflage.

Bearbeitet von Ludwig von Hörmann.

1896. XV und 383 S. 8° mit Porträt. fl. 1.50

Tiroler Volkstypen.

Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen von Ludwig von Hörmann.

Wien, Gerold, 1877. fl. 1.—

Wanderungen in Tirol und Vorarlberg

Bd.: 2

1897

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11800867-2